

2-dg
A-8-

21

Deutscher Radikalismus in Amerika.

Ausgewählte Vorträge und Flugschriften

von

Karl Heinzen.

Dritter Band.

Herausgegeben von dem „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien“.

1875.

Inhalt.

	Seite
1) Sechs Briefe an einen frommen Mann	3
2) Was ist wahre Demokratie?.....	88
3) Ueber Kommunismus und Sozialismus	164
4) Weiblichkeit und Männlichkeit	230
5) Die rechtliche Stellung der Weiber und die geschlechtlichen Verhältnisse	269

Sechs Briefe an einen frommen Mann.

Vorwort an einen Jesuiten.

Sie kennen das alte Sprichwort: „die Extreme berühren sich“. Mag man unter dem „Berühren“ ein feindliches Zusammentreffen verstehen, oder mag es auf gewisse Annäherungsfähigkeiten hindeuten, welche grade die schroffsten Gegensätze aufzuweisen pflegen, das Sprichwort wird sich stets bewähren. Indem ich mich, Ihnen zu gefallen, als den Repräsentanten eines „Extremis“ darstelle, erscheine ich vor Ihnen, dem Repräsentanten des entgegengesetzten Extremis, als ein Gegner, der, indem er Ihre Waffen herausfordert, zugleich deren Stärke willig anerkennt in denjenigen Ihrer Eigenschaften, welche die meinigen „berühren“. Diese Eigenschaften sind vor Allem ein grundsätzlicher Ahsen vor Halbheiten und eine

unbeirrbares Konsequenz bei Verfolgung Ihrer Zwecke. Sie haben richtig erkannt, daß Glaube und Vernunft sich gegenseitig ausschließen und daß die geringste Anerkennung eines Rechtes der Vernunft der Tod des Glaubens ist; deshalb schlagen Sie die Vernunft vollständig tot mit dem Glauben. Sie haben eben so richtig erkannt, daß Ihr Glaube nicht gesichert ist, so lang er noch einen andren neben sich duldet; deshalb erstreben Sie die Unversalsherrschaft der alleinseligmachenden Kirche. Sie haben nicht weniger richtig erkannt, daß zur Erreichung dieses Ziels eine allgebietende Autorität auf Erden nöthig ist; deshalb machen Sie den Pabst zum unfehlbaren Stellvertreter „Gottes“.

Auf diesem Standpunkt der extremsten Unvernunft stehen Sie mir näher, als Sie glauben. Indem Sie nämlich den Gläubigen Zumuthungen machen, denen nur das stumpfste Gehirn auf die Dauer gewachsen ist, treiben Sie zuletzt alle Diejenigen, deren Denkfähigkeit Sie nicht vollständig zerstören konnten, über die Grenzlinie der Gläubigkeit hinüber in das Gebiet der Vernunft. Ein Katholik ist eher zum Ungläubigen zu machen, als ein Protestant von gleicher Fähigkeit, weil er nicht, wie dieser, seine Vernunft prostituiert und entnervt hat bei dem heuchlerischen Geschäft, das Unvernünftige im Namen der „Vernunft“ aufrecht zu erhalten, sondern sie bloß in naiver Verzichtleistung außer Funktion hatte setzen lassen durch ein Diktat, welches ihn bei der geringsten Aufklärung zur Rebellion bringt und in den direkten Gegensatz hinübertreibt. Der Protestantismus oder „Nationalismus“ erzeugt keine Gedanken-Revolution, denn er ist ein unfruchtbarer Zwitter; der Katholizismus bedarf zur Re-

volution bloß der Weckung seiner unterdrückten Zeugungskraft.

Sie werden sich nun darüber wundern und vielleicht empören, daß ich Sie auf diese Weise zu meinem Bundesgenossen oder Gehülfen stemple. Wollen Sie nicht als solcher gelten, so haben Sie ein einfaches Mittel, die Ehre von sich abzuweisen. Es besteht darin, durch offene Kontroverse den Beweis zu liefern, daß der Glaube dem Unglauben direkt gegenüber treten könne, ohne sich in Gefahr zu bringen. Wenn ich Sie damit auffodere, den Kampfplatz vom Boden des Glaubens auf den Boden des Unglaubens oder der Vernunft zu verlegen, so ersuche ich Sie, darin keinen Widerspruch mit meiner Anerkennung Ihrer Konsequenz zu finden. Denn ich muthe Ihnen nicht die bedenkliche Inkonsequenz zu, Ihren Glauben mit den Waffen der Vernunft zu vertheidigen, sondern bloß, meinen Unglauben mit den Waffen des Glaubens zunichte zu machen. Da nach Ihrer Lehre die Vernunft unter dem Glauben steht, können Sie kein Bedenken haben, Ihre überlegenen Waffen gegen meine schwachen zu kehren. Sollten Sie aber auch die Waffen der Vernunft zu Hülfe nehmen, so werde ich Sie damit entschuldigen, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ich will Ihnen Alles zugestehen, nur widerlegen, schlagen Sie mich. Vernichten Sie meine Argumente und zeigen Sie zugleich die Verwerflichkeit meiner Moral. Vielleicht machen Sie mich nebst andren Ungläubigen zu Proselyten und dieß verdienstliche Werk können Sie verrichten durch die bloße Probe, welchen Eindruck mein Bekenntniß unter den Streichen Ihres Schwertes auf Ihre Gläubigen macht.

Wir leben in einer Zeit, in welcher alle Fragen zur

Parrhesie drängen und in die Nothwendigkeit gerathen, ihre letzten Konsequenzen zu ziehen, ihr letztes Wort zu sprechen und von ihren Vertretern die letzten Trümpfe aufspielen zu lassen. In dieser Krisis der Entwicklung stehen sich Revolution und Reaktion, Radikalismus und Konservativismus auf allen Gebieten schroff gegenüber und alle Mittelstellungen müssen als unhaltbar aufgegeben werden. So wie jetzt im Gebiete der Politik nur fürstlicher Absolutismus und demokratischer Republikanismus als Gegensätze in Betracht kommen können, so haben im religiösen Gebiet nur Atheisten oder Materialisten und Katholiken oder Jesuiten eine ernste Bedeutung. Materialismus ist die Parrhesie des Vernunftgesetzes, katholischer Jesuitismus die Parrhesie der Unvernunft. Der Jesuitismus ist die Zitadelle, in welcher der religiöse Glaube seinen letzten Schutz und sein Grab finden muß. Kein Wunder daher, daß Alles aufgeboten wird sie zu befestigen; um so dringender aber auch die Aufforderung, sie zu nehmen, oder in die Luft zu sprengen. Nun, mein Herr, ich nähere mich ihr nicht als ungestümer Angreifer mit der Sturmleiter; auch rücke ich nicht als unterirdischer Beschleicher durch Minengänge vor. Ich bin ehrlich und human genug, offen vor Aller Augen zu operiren und die Zitadelle mit einer bloßen Kette von Argumenten zu umziehen, wobei ich Sie als Kommandanten auffodere, entweder die Kette zu zerbrechen, oder sich zu ergeben. Thun Sie nicht das Erste, so muß ich das Zweite stillschweigend als erfolgt betrachten.

Der gesunde Menschenverstand gebietet, die Ausrottung eines Baumes durch Zerstörung seiner Wurzeln zu sichern und nicht durch bloße Beschneidung seiner Zweige zu ver-

suchen. Es war ein vergebliches Beginnen, den Jesuitismus auf dem Boden des Glaubens zu bekämpfen. Auf dem Boden des Glaubens ist der Jesuitismus Herr und muß er Sieger bleiben; dort ist er allein berechtigt und konsequent, während der Protestantismus nichts Andres ist, als der eitle und fruchtlose Ungehorsam des Kindes gegen den Vater. Wer den Jesuitismus bekämpfen will, muß ihn weiter verfolgen, als bis zum Vater Loyala, und mit andren Waffen, als denen eines Luther; er muß ihn angreifen in der Wurzel seines Lebens, aus welcher er hervorstößt auch ohne die Hülfe eines Jesuitenvaters. Diese Wurzel ist der Glaube und der Ausgangspunkt des Glaubens ist „Gott“; ist jenes allbesprochene und allunbekannte „Wesen“, aus dem alles Sein und Nichtsein seinen Ursprung herleitet; ist jene universelle Autorität, die wunderbarer Weise sich gründet auf die Autorität Derer, welche die ihrige von ihr ableiten, und ihre Beachtung niemals selbst verlangt, sondern nur von Andren verlangen läßt; ist jene, bald im Licht der gütigen Größe, bald im Licht des grausamen Schreckens dargestellte Macht, die Alles und Jedes kann und doch gehütet werden muß wie ein hilfloses Kind; ist jener strenge Herr und Richter, der mit unfehlbarem Blick alle Herzen und Nieren prüft, aber doch ruhig duldet, daß gewisse Leute in schwarzen Röcken, mit dicken und dünnen Bäuchen, mit „langen“ und kurzen Fingern, mit Bergen von Sündthaten hinter sich und einer Hölle von Schlechtigkeit in sich, ohne alle schriftliche Autorisation oder irgend ein Dokument aus seinem Kabinet sich als seine Stellvertreter, Gesandten, Minister, Generäle, Polizeidiener, Steuerernehmer, Geheimräthe, Adjutanten, Gefängnißwär-

ter, ja als seine Henker geriren, um nach Gutdünken alle Welt zu regieren, zu diszipliniren, zu schulmeistern, zu bevormunden, zu bewachen, auszufangen, zu peinigen, ja zu hängen und zu rösten in seinem Namen.

Es ist klar, daß, so lang dieser wunderbare, gegen seine Diener so tolerante, aber gegen die übrige Menschheit so hartherzige Souverain existirt und verehrt wird, seine Minister, Generäle u. s. w. leichtes Spiel haben, durch ihre erdichteten Kabinetsordres und Steuerausreibungen über Köpfe und Börsen zu verfügen. Aber sobald sich der Souverain in Nichts auflöst, oder als ein Geschöpf seiner so genannten Diener erkannt wird, ist es auch mit diesen Dienern, vom Stellvertreter bis zum Henker herab, zu Ende und sie mögen sich dann glücklich schätzen, wenn die Entlassung vom Amt ihre einzige Strafe ist.

Sie sehen, ehrwürdiger Herr, daß ich Ihnen mit aller möglichen Ehrlichkeit gegenüberrete. Sie werden Den nicht für einen gemeinen Gegner erklären, der Sie auffordert, ihn zu tödten, damit Sie am Leben bleiben. Lassen Sie sich dabei aber nicht zu dem Glauben verleiten, daß das Bekenntniß, womit ich Ihnen in den folgenden, übrigens schon zwanzig Jahre alten Briefen gegenüberrete, nur den Zweck habe, sich in einer Kontroverse mit Ihnen zu bewähren, und daß ich bloß deshalb ein Atheist sei, weil sie ein Jesuit sind. Die Sonne scheint nicht eigens zu dem Zweck, die irdische Nacht in Tag zu verwandeln. Es muß eben Tag werden, weil die Sonne scheint; sie würde aber auch scheinen, wenn unsre Erde in der Unendlichkeit des Universums verschwände oder nie existirt hätte.

Wohlan, stellen wir die Sonne auf die Probe. Möge

es entweder überall Tag, oder überall Nacht, möge die ganze Menschheit entweder atheistisch, oder katholisch werden; es bleibt ihr zuletzt keine andre Wahl. Wer den Atheismus überwindet, kann sich von vorn herein die Mühe sparen, den „Protestantismus“ und „Nationalismus“ noch weiter zu bekämpfen. Sie sehen, ich eröffne Ihnen die Aussicht auf einen großen Preis. Werden Sie es für der Mühe werth halten, darum zu ringen?

Sechs Briefe an einen frommen Mann.

Erst reine Luft, dann reinen Boden!

I.

Sie verdammen mich als einen Ungläubigen. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, Ihr Verdammungsurtheil zu begründen, indem ich mit aller menschlichen Offenheit Ihnen mein Inneres aufdecke. Beginnen wir mit der Hauptsache, mit der „Ursache aller Dinge“ wie aller unserer Streitigkeiten, mit Ihrem „Gott“. Doch muß ich der Sache selbst einige Bemerkungen über die Art vorausschicken, wie Sie sie zu behandeln pflegen.

Sind Sie so konsequent im Denken, wie im Handeln, so müssen Sie mir einen Nachweis der Widersprüche erlauben, in welche die Art Ihrer Gottesverehrung zu der Darstellung Ihres „Gottes“ tritt. Wenn Sie nämlich Ihren „Gott“ sich wirklich so denken, wie Sie ihn mir darzustellen suchen, so muß ich Sie fragen, wer ihn mehr

beleidige, ich, der ich ihn leugne, oder Sie, der Sie ihn gegen mich in Schutz nehmen? Was ist das für ein „Gott“, der geschützt werden muß von seinem Geschöpf, das ohnmächtig und demüthig vor ihm auf den Knien liegt? Was ist das für ein „Gott“, den man soll gefährden können, indem man ihn leugnet? Was ist das für ein „Gott“, den man soll erzürnen können, wenn man als sein Geschöpf zu verblendet ist, ihn zu erkennen? Was ist das für ein „Gott“, dem die Polizei oder der Pöbel zu Hülfe kommen muß, um ihn zu retten? Was ist das für ein „Gott“, der keine treuere Garde hat als die Bekämpfer der Vernunft und Freiheit? Ehrwürdiger Pater, habe ich nicht ein Recht, von vorn herein Ihre Wahrhaftigkeit oder Ehrlichkeit zu bestreiten, wenn Sie behaupten an einen solchen Gott zu glauben? Wer an ihn glaubt, muß sich ihn doch auch vorstellen, und wer sich ihn vorstellt, muß sich eine würdigere Vorstellung von einem „Gott“ machen, als daß er ihn des Priester-, Pöbel-, oder Polizeischutzes für bedürftig erklären sollte. Wie wollen Sie mir zumuthen, an einen „Gott“ zu glauben, den Sie nur als einen Inbegriff des Hasses und zugleich der Ohnmacht erscheinen lassen? Sie können Ihrem „Gott“ kein schlimmeres Armuthszeugniß ausstellen, als durch die Aengstlichkeit und Animosität, womit Sie die Zweifel an seiner Existenz bewachen und verfolgen. Sie behaupten, von Gottes Existenz so fest überzeugt zu sein, wie von Ihrer eigenen. Fiele es mir ein, Ihre Existenz zu leugnen, so würden Sie mich auslachen; leugne ich aber Ihren „Gott“, so halten Sie ihn für gefährdet und verfolgen mich. Was bedeutet dieser auffallende Widerspruch? Sie geben unbewußt zu erkennen, daß Sie die Möglich-

keit annehmen, Ihren „Gott“ und mit ihm das Fundament Ihrer geistlichen Existenz und Glaubenswelt zu vernichten. Sie verrathen Ihr Bewußtsein, daß nicht Sie das Geschöpf eines Gottes sind, sondern daß der Gott Ihr Geschöpf ist. In diesem Geschöpf und dem Glauben an dasselbe bewachen Sie nicht „Gott“, der ja der Bewachung nicht bedürfen kann, sondern Ihr Amt, Ihren Einfluß, Ihre Herrschermittel, kurz Ihr päpstliches Interesse. So lang Ihr „Gott“ existirt, sind Sie ein mächtiger Mann; sobald er fällt, fallen Sie auch, sind Sie aus einem reichdotirten Priester vielleicht ein Bettler, aus einem Grundbesitzer ein Bagabunde, aus einem Kirchenherrn ein Lohndiener, aus einem General ein Unterofficier, oder aus einem Tugendmuster ein Spitzbube, d. h. ein deklarirter geworden.

Wollen Sie mir wehren, es auszusprechen, daß ich nicht an Ihren „Gott“ glauben kann? Wollen Sie Ihrem „Gott“ zu Ehren mich zum Lügner an demselben machen? Wollen Sie ihm das Kompliment machen, daß die Verzichtleistung auf Denken und Sprechen die erste Bedingung des Glaubens an ihn sei? Und sind Sie der Zensor Ihres „Gottes“? Wann und wodurch hat er Sie dazu bestellt? Denken Sie, was Sie können, und glauben Sie, was Sie wollen, und sagen Sie, was Sie glauben; aber erlauben Sie mir das Nämliche, sonst müssen Sie zugeben, daß ich ohne Beistand eines „Gottes“ toleranter und „göttlicher“ verfare, als Sie an der Hand und im Namen Ihres „Gottes“ thun. Mögen Sie aber intolerant sein und wehren was Sie wollen, so wenig wie Sie das Weib hindern, zu gebären, was ihr Schooß trägt, so wenig sollen Sie meine Natur hindern, ihrer Noth

wendigkeit folgend als ihre geistige Frucht das Bekenntniß einer neuen Zeit in verständlicher Sprache an's Licht zu setzen.

Nach Ihren christlichen Grundsätzen, deren Aufrichtigkeit vorausgesetzt, mag es konsequent sein, mich zu bedauern, daß ich des „Trostes“ entbehre, an Ihren „Gott“ zu glauben; wenn Sie mir aber darum zürnen, so handeln Sie im höchsten Grade inkonsequent, denn einen Menschen zum Glauben an „Gott“ zwingen wollen, heißt, ihn im Zweifel an „Gott“ bestärken.

Ueberlassen Sie, was den „Troßt“ betrifft, es ruhig mir, meinen Prozeß mit „Gott“ unter vier Augen abzumachen. Fürchten Sie so wenig für Ihren „Gott“, wie ich für mich, so können Sie mir diese Bitte leicht gewähren. Sie müssen sie mir aber auch gewähren, denn ist es ein Frevel, nicht an „Gott“ zu glauben, so sind Sie doch höchstens berechtigt, in dem Prozeß als Zeuge, nicht aber als Richter aufzutreten. Wie wollen Sie Richter sein in Sachen eines Wesens, das Sie nicht begreifen und das nach Ihrer Versicherung Sie selbst richten wird? Ist dieß Wesen so beschaffen, wie Sie es darstellen, so müssen Sie zugeben, daß es allein fähig ist, Richter in seiner Sache zu sein, und daß es auch Ihres Zeugnisses nicht einmal bedarf.

Wie mit Ihrem „Gott“, so treiben Sie es auch mit der Religion, die Sie auf den Gottglauben bauen. Sie rühmen ihre Macht, ihre Unvergänglichkeit, ihre Unerschütterlichkeit, und doch schreien Sie Zeter und Klagen über „Untergrabung alles Göttlichen“, sobald sie mit dem Messer einer ungläubigen Kritik berührt wird. Gibt es einen lächerlicheren Widerspruch, als diesen, und zugleich

ein sprechenderes Zeugniß gegen die Festigkeit Ihres eigenen Glaubens? Wenn Ihnen ein Knabe vorprahlt, daß er den Chimborasso mit einem Kieselstein zertrümmern wolle, werden Sie ihn hindern die Probe zu machen? Werden Sie ihm zürnen, weil er Ihnen Gelegenheit gibt, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen? Wohlau, Sie stellen Ihren „Gott“ und Ihre Religion als einen Chimborasso dar und geben sich das Ansehen, die Kritik für den Knaben mit dem Kieselstein zu halten: warum lassen Sie ihn denn nicht dazu gelangen, die Ueberzeugung von der Unererschütterlichkeit des Chimborasso durch eigene Erfahrung zu gewinnen und durch seine vergebliche Bemühung auch Andern mitzutheilen? Muß Ihnen die Kritik nicht weit eher erwünscht, als verhaßt sein, wenn Sie an ihre Unwirksamkeit glauben? Erkennen Sie nicht, daß Sie selbst sich zum Lügner an Ihrem „Gott“ und Ihrer Religion stempeln, wenn Sie Bann und Feuer gegen Diejenigen predigen, welche Ihnen Gelegenheit geben, Das zu erproben, was Sie zu glauben vorgeben? Sie wiederholen unermüdet: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“; kaum öffnen sich aber die Pforten der Vernunft, so geräth Ihre ganze Glaubenswelt in Verwirrung und Verzweiflung. Mit Ihren himmlischen Dingen steht es genau so, wie mit den Dingen der irdischen Götter, die ebenfalls so hochmüthig auf ihre Felsendauer pochen und dabei nicht acht Tage lang ihrer lächerlichen Existenz noch sicher zu sein glauben, wenn sie nicht mehr durch Zensur und sonstige Gewalt- und Lügenmittel die Aufdeckung ihrer Blößen hindern. Nehmen Sie alle zusammen doch ein Beispiel an mir und meines Gleichen. Was wir glauben und sind, das stellen wir ohne Furcht

und ohne Rückhalt jeder Kritik zu Gebot, wenn diese Kritik nur eine Hülfe verschmäht, die wir unsererseits eben so wenig wünschen wie besitzen und die, wie Sie zugehen werden, nirgendwo übler angebracht ist, als an der Seite eines „Gottes“: ich meine die Hülfe von Gensdarmen und Pöbelfäusten!

Sie sagen, man dürfe das Heilige nicht antasten. Aber was ist denn heilig? Worin besteht, wie gibt sich zu erkennen, wie bewährt sich das „Heilige“? Wie will es seine Anerkennung bewirken, wenn es sich von vorn herein allem Urtheil durch seine Unnahbarkeit und Unantastbarkeit entzieht? Wie kann es durch die „Pforten der Hölle“ auf die Probe gestellt werden, wenn ich von vorn herein festsetze, daß es nicht in ihre Nähe gebracht werden dürfe? Ist die Behauptung dieser Heiligkeit etwas Andres als ein nacktes Armuthsattest? Worauf gründet sich die Heiligkeit? Auf die Natur des Heiligen selbst unmöglich, denn wenn das Heilige das Bewußtsein hat, daß es keine Berührung ertragen könne, so ist es wahrlich auch nicht werth für heilig gehalten zu werden. Worauf denn? Auf den Willen Derjenigen, die das Heilige verehren? Wohlan, so frage ich wieder, worauf sich dieser Wille gründe? Unmöglich auf das Vertrauen, daß das Heilige wirklich probehaltig sei. Was bleibt Ihnen gegen diese Behauptung sonst noch übrig, als, die Probe wirklich machen zu lassen? Wollen Sie das nicht, soll also diese „Heiligkeit“ bloß von Ihrer Willkür abhängen, so nehme ich für mich dieselbe Freiheit in Anspruch, die Sie für sich, und erkläre Ihnen hiermit, daß ich meinen Unglauben an Ihren „Gott“ und Ihre Religion ebenfalls für heilig gehalten wissen will. Sie reden von Gewissensfreiheit; wollen Sie sie nur für

sich allein? Glauben Sie mir, daß mir meine Ueberzeugungen nicht weniger „heilig“ sind, als Ihnen Ihr Glaube. Der Unterschied besteht bloß darin, daß ich meinen Ueberzeugungen das Recht vindizire, sich prüfen zu lassen, und Sie Ihrem Glauben das Recht, sich der Prüfung zu entziehen. Für mich gibt es nichts „Heiligeres“ in der Welt, als die Wahrheit, und die Wahrheit will und fordert eben, daß man sie prüfe. Erst nachdem sie jede Prüfung bestanden, hat und macht sie Anspruch darauf, von ihren Bekennern „heilig gehalten“ zu werden.

Frommer Mann, bleiben Sie mir vor allen Dingen mit Ihrer „Heiligkeit“ vom Leibe, denn die Heiligkeit ist nichts als ein Schild der Einschüchterung für den Despotismus der Lüge. Es gibt nichts „Heiligeres“ in der Welt, als das Recht von der einen und die Pflicht von der andern Seite. An diesen Heiligthümern, die auf dem Grunde der Wahrheit gebaut sind, mögen Sie rütteln und kritisiren, wie Sie wollen: sie bleiben, was sie sind, und die Vernunft baut sie stets wieder auf, wenn die Lüge sie zerstört hat. Daß ich aber unter Recht und Pflicht etwas Anderes verstehe, als Sie, werden Sie später erfahren.

III.

So lang der Mensch nicht im Stande war, zum Bewußtsein seiner selbst und zur nähern Kenntniß der Dinge zu gelangen, die außer ihm waren und wirkten, konnte er alle Erscheinungen und Wirkungen der Natur, die er wahrnahm, nur einer geheimnißvollen Macht zuschreiben, die

er nach seinem eigenen Wesen sich vorstellen und vergrößern mußte, da er keinen andren Maßstab hatte. Alles erhielt dadurch in seinen Augen einen, zwar nach der menschlichen Natur abstrahirten, jedoch übermenschlichen Ursprung und Charakter, und da jedes lebende Wesen die Dinge nach dem Nutzen oder Schaden auffaßt, den sie ihm bringen, so fügte es sich ganz einfach und von selbst, daß der erkenntnißlose Mensch Allem, was seinen Sinnen begegnete, eine auf ihn bezügliche Absicht unterlegte, durch welche die eingebildete, hinter den Dingen waltende höhere Macht ihr Verhältniß zu ihm an den Tag legte. Das gute Wetter, das seine Frucht reifte, bekundete eine gute Absicht der höhern Macht und er dankte ihr; das Hagelwetter, das seine Frucht zerschlug, bekundete eine feindliche Absicht und er betete um Gnade. So gelangte der Mensch zu dem Glauben an einen „Gott“. Nicht das *H e r z*, wie man behauptet hat, sondern das *I n t e r e s s e* und die *U n k e n n t n i ß*, zunächst sich manifestirend durch die Furcht, hat Das geschaffen, was man gewöhnlich „Gott“ nennt. „Gott“ ist also im Grunde nichts als die *n i c h t e r k a n n t e U r s a c h e* und *N a t u r* der *D i n g e*, hinter denen der Mensch ein potenzirtes menschliches, d. i. übermenschliches Wesen annahm, welches er in seiner Vorstellung nach und nach so modelte, daß er nicht bloß mit seinem in Furcht und Hoffnung lebenden Interesse, sondern auch mit seinen Ideen und Gefühlen zu ihm in ein eingebildetes Verhältniß trat. So entstand nicht bloß „Gott“, sondern auch der „Vater“, der „König der Welt“ u. s. w.

Sie erkennen aus dieser Ansicht über den Ursprung der Gottesidee sofort, daß es meiner Vermunft eine Unmög-

lichkeit ist, mit dem Glauben an Ihren „Gott“ irgend ein vermittelndes Uebereinkommen zu treffen. Deshalb müssen Sie für diesen Glauben haltbare, unerschütterliche Gründe beibringen. Wollen Sie mich bekehren, so müssen Sie mich überzeugen und das können Sie nur, wenn Sie die Gründe, von denen ich ausgehe, durch schlagende Gegengründe umstoßen.

Die Gründe, welche Sie in der Regel für das Dasein eines „Gottes“ aufstellen, sind nicht mit dem Zweifel an „Gott“, sondern nur mit dem Glauben an „Gott“ in Berührung gekommen und deshalb für mich keine Gründe. Ich muß auf dem Vernunftstandpunkt von dem Recht ausgehen, an Allem zu zweifeln, was ich nicht begreife, und alsdann meine Ueberzeugung von den Gründen abhängig zu machen, die sich für und wider ergeben. Nicht der Glaube, sondern der Zweifel ist mir die Wünschelruth der Wahrheit. Bis jetzt hat der Glaube an „Gott“ in der Welt vorgeherrscht und der Unglaube tritt dem Glauben entgegen. Hätte bis jetzt der Unglaube vorgeherrscht und der Glaube sollte an die Stelle treten, so würde die Beweisführung eine ganz andere sein müssen. Denken Sie sich, daß Ihnen kein verbreiteter Glaube zur Seite stände, daß Sie ihn erst begründen wollten, begründen in einer gebildeten Welt, die von vorn herein nur Das bekennt, was ich an die Stelle des Glaubens an „Gott“ setzen möchte, und dann fragen Sie sich, welche Gründe Sie für diesen Glauben beibringen würden? Fragen Sie sich das einmal ernstlich und Sie werden wenigstens dahin gelangen, Ihre Vernunft mehr anzustrengen, als es Ihnen die Gewohnheit des Glaubens bisher nöthig gemacht hat. Wer das Dasein „Gott“

tes" beweisen will, der muß vor Allem darauf bedacht sein, wie man es einer Gesellschaft von Atheisten, nicht wie man es einer Gesellschaft von Gläubigen darzuthun habe. Wollen Sie von mir Glauben fordern, so fordere ich von Ihnen, daß Sie mir vom Dasein „Gottes“ verah un z w e i d e u t i g e Beweise und von seinem Wesen bestimmte Anschauungen verschaffen, sonst leugne ich ihn bis auf Weiteres in contumaciam.

Es soll keine Wirkung ohne Ursache, mithin keine Schöpfung ohne Schöpfer möglich sein. Das ist der Haupt- und eigentlich der einzige, der Prüfung würdige Scheingrund, worauf Sie wie Andere sich stützen und stützen können. Ich muß Ihnen darauf zunächst einfach bemerken, daß ich keine Schöpfung annehmen kann, wo Nichts gewesen ist, mithin nur eine Veränderung des bereits Vorhandenen, sei es durch Umformung, sei es durch Auflösung, sei es durch Verbindung, sei es durch Entwicklung aus einem Keim, für denkbar halte. Eine Schöpfung ist von vorn herein ein Unsinn, da sie die Herstellung einer Existenz ohne das Vorhandensein des Materials dazu bedeutet. Sie wollen mit Ihrem Satz beweisen, daß es einmal keine Welt gegeben habe und daß dieselbe von einem Wesen, welches Sie „Gott“ nennen, erschaffen worden sei. Mithin muß nothwendig dieses Wesen früher existirt haben, als die Welt. Aber nun frage ich Sie, wo hat dieß außerweltliche oder weltlose Wesen und was hat wieder vor diesem existirt? Wer hat wieder dieß Wesen geschaffen? Sie antworten: Es existirt von Ewigkeit her. Wohlan, wenn Ihnen nichts übrig bleibt, als das Zugrundelegen dieser Ewigkeit, über welche ich so wenig hinaus kann,

wie Sie, und welche die Frage nach einer Grund-Ursache eigentlich gar nicht zuläßt, so sagen Sie mir, warum Sie den Prozeß nicht viel kürzer machen und gleich erklären: die Welt existirt von Ewigkeit her!? Wenn „Gott“ ohne Ursache existiren konnte, so konnte doch auch die Welt ohne Ursache existiren. Wenn Sie sich einen „Gott“ denken können, der ohne Welt von Ewigkeit her existirt, so können Sie sich wahrlich weit eher eine Welt denken, die ohne „Gott“ von Ewigkeit her existirt. Ich behaupte, daß Sie sich eben so wenig einen „Gott“ ohne Welt, wie einen Gott außerhalb der Welt denken können. Außerhalb der Welt finden Sie so wenig einen Platz für ihn wie ohne Welt. Mithin sind Sie genöthigt, Ihren „Gott“ und die Welt zusammen und zwar von Ewigkeit her existiren zu lassen. Dadurch kommt Ihr „Gott“ aber wieder in die Klemme, weil er, in der Welt existirend, nicht von ihr unabhängig, also kein „Gott“ sein konnte. Ich erspare ihm diese Verlegenheit, ich unterscheide gar nicht diesen „Gott“ und diese Welt, sondern denke mir einfach eine Welt, die von Ewigkeit her existirt, aber in ihrer Entwicklung viele Veränderungen durchgemacht hat und noch machen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Welt oder das Material zu derselben einmal nicht existirt habe und daß sie im Laufe der Zeit, wie Sie sagen, aus Nichts entstanden sei, denn aus Nichts kann nun und nimmer ein Etwas entstehen. Nehme ich einmal an, die Welt, dieser große „Organismus“ von Sonnen und Sternen, könne aus Nichts entstanden sein, so bin ich wahrlich auch nicht mehr gehindert, sie ohne Zuthun eines „Gottes“ entstehen zu las-

fen. Will ich mir aber durchaus vorstellen, daß die Welt aus einem „Gott“ geboren worden, einem „Gott“, der nothwendig, da aus Nichts nichts entstehen kann, alles Material zur Welt in sich muß gehabt haben, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht lieber anstatt jenes „Gottes“, den ich außerhalb der Welt ja nicht zu lassen weiß, die Welt selbst annehme, mir unter „Gott“ die Welt denke und einfach erkläre, die Welt habe sich aus sich selbst geboren, d. i. entwickelt? Die einfache Lösung Ihres Räthjels ist also die, daß „Ursache“ und „Wirkung“ zusammenfallen, daß „Schöpfer“ und „Geschöpf“ Ein und Dasselbe ist, nämlich die Welt.

Weitere Fragen, z. B. über die Art der Weltentwicklung und den „Ursstoff“ derselben, führen mich in die chemische, geologische und astronomische Wissenschaft; was ihren Anfang und ihren Urimpuls betrifft, so komme ich eben wieder auf die Ewigkeit zurück, vor welcher Sie mit Ihrem „Gott“ eben so wohl still stehen, wie ich ohne „Gott“, so wie denn überhaupt die Theologie alle ihre Vorstellungen einfach dem gewöhnlichen Menschenverstande entlehnt hat, um sie ihm in mysteriöser Gestalt als etwas Höheres wieder aufzudrängen. Auf seine Zweifel läßt sie sich dann nicht mehr ein und seinen Fragen weicht sie hochmüthig aus. Fragen Sie sich z. B. ganz einfach, wo eigentlich Ihr „Gott“ geblieben sei, nachdem er die Welt geschaffen, oder geboren? Denken Sie ihn sich, nochmals diese Frage, etwa außerhalb der Welt? Nehmen Sie etwa an, die Welt habe sich von ihm getrennt, wie das Kind von der Mutter? Dann muß ich Sie fragen, wo denn die Mutter geblieben sei?

Sie werden doch nicht behaupten wollen, es existire eine besondere Welt, in die sich der Schöpfer der unsrigen wie in einen Palast zurückgezogen und aus welcher er seine Befehle erlasse? Sie sagen vielmehr selbst, er sei „allgegenwärtig“, was Ihnen wieder der gewöhnliche Menschenverstand an die Hand gegeben. Ist er aber „allgegenwärtig“, ist er in allen Theilen der Welt gegenwärtig, so kann er auch nicht aus ihr hinaus, so ist er einfach auch ein Theil aller Theile derselben, untrennbar von ihr, selbst Welt. Es bleibt, will man das Wort „Gott“ beibehalten, nur ein weltlicher Gott oder eine göttliche Welt übrig, nicht aber ein Gott und eine Welt. Dieß Wörtchen und entscheidet Alles. Also sagen Sie lieber mit dem gewöhnlichen Menschenverstand: „Gott“ ist die Welt oder die Welt ist „Gott“, oder seien Sie ganz konsequent und sagen Sie: die Welt ist — die Welt und Gott ist eine Phantasie.

Indem ich die Welt auf sie selbst reduziere, habe ich allerdings die Räthsel nicht gelöst, welche Sie uns gewöhnlich durch Anpreisung der wunderbaren „Lenkung“ und „Erhaltung“ aufgeben, durch die Sie an die Stelle des Naturgesetzes einen unabhängigen Herrscherwillen einführen, als sei die Welt ein Königreich nach salomonischem Muster. Mit Einem Wort: ich habe das Naturgesetz noch nicht erklärt oder ergründet. Aber, abgesehen davon, daß überhaupt nicht Alles ergründet werden kann, indem die Unendlichkeit nach Zeit, Raum und Entwicklung bedingt, daß jede Ergründung nur die Bahn zu neuen Ergründungen bricht, und die Lösung aller Probleme dem Stillstand aller Entwicklung,

dem Tode gleichgestellt werden muß, frage ich Sie einfach, ob Sie sich eine Abweichung vom Naturgesetz denken können? Können Sie sich einen Herrscher der Welt denken, in dessen Willen es läge, nur eine einzige Kraft der Natur zu entfernen oder zu einer andern Wirkung zu verurtheilen, als zu derjenigen, die sie bisher ausgeübt hat? Lassen Sie Ihren „Gott“ einmal das Wasser zu Feuer und die Erde zu Wasser machen, so wird er in wenig Stunden dahin gelangt sein, daß er gar nichts mehr zu „lenken“ und zu „erhalten“ hat, nicht einmal sich selbst. Müssen Sie aber zugeben, daß Ihr Weitherrscher die Naturgesetze nicht verrücken kann, daß er also von ihnen beherrscht wird, statt sie zu beherrschen, so fällt vor der Naturnothwendigkeit alle Herrscherweisheit zusammen, die Sie einem außerhalb der Natur stehenden Monarchen zuerkennen wollen.

So wie ich mir nichts außerhalb der Welt denken kann, so kann ich mir auch nicht mehr Welten denken, als eine. Diese eine Welt, die allumfassende, einige, kann ich mir eben so wenig endlich in dem Raum, wie in der Zeit denken und eben so wenig endlich in der Entwicklung. Die Spitze dieser Entwicklung läuft aus in den seiner selbst bewußt gewordenen Geist und dieser Geist manifestirt sich im Menschengeschlecht. Ich nehme zwar an, daß er sich auf den übrigen Weltkörpern auf ähnliche Weise, vielleicht in noch höherer Potenz, manifestirt, als im Menschengeschlecht; aber so lang das Menschengeschlecht nicht mit jenen Wesen in Berührung tritt (eine Berührung, die ihm übrigens keine gegen seine Entwicklung laufende Aufschlüsse geben könnte, da sonst diese Entwicklung nicht zu diesen Aufschlüssen hätte führen können), hat es keinen

andern Boden der Erkenntniß, als sich selbst, so wie es keinen andern Zweck hat, als seine Entwicklung, welche mit der Weltentwicklung zusammenfällt.

Die Welt ist ein, von Ewigkeit her existirendes, unendliches Ganzes von physischen Stoffen und Kräften. Diese Bezeichnung wird dadurch nicht umgestoßen, daß die Stoffe sich aus chaotischen Massen zusammengefügt und ihre Kräfte erst nach allerlei Revolutionen den Wirkungskreis gefunden haben, in welchem wir sie jetzt thätig sehen. Diese, in den Stoffen wirkenden Kräfte stellen sich dar theils als „gebundene“, theils als „freie“, also theils als sogenannte Naturkräfte, theils als sogenannte geistige Kräfte, aber sie sind dieß nicht durch einen ursprünglichen, in gesonderter Existenz beruhenden Unterschied von Natur und Geist, sondern der sogenannte Geist bildet sich erst durch ein Zusammenwirken verschiedener Naturkräfte in geeigneten Gebilden. Durch dieß Zusammenwirken kommt die Natur, nachdem sie zuerst in untergeordneten Bildungen, den Thieren, sich fortentwickelt, in der Form des später entstandenen Menschen zum „Bewußtsein“, zur „Freiheit“, zur „Vernunft“ und verfügt nun über sich selbst, studirt sich selbst, kultivirt sich selbst, vervollkommnet sich selbst durch den „Geist“. Wenn der Mensch sein Wesen und seinen Geist in seiner Entstehung wie in seiner Beschaffenheit erst ganz kennen lernt und beherrscht, wird er auch dahin gelangen, die Natur so weit zu durchdringen und in seine Macht zu bringen, daß er ihr gegenüber das Gefühl des abhängigen Geschöpfes in das Bewußtsein des meisternden Schöpfers umwandeln lernt. Das Vorgefühl dieser Vervollkommnung war es, was ihm schon früh die Vorstellung einer „Allmacht“, einer „Allwissen-

heit" u. s. w. eingab; da er sie aber noch nicht in sich selbst realisiert sah und nicht den Muth hatte sie sich zuzutrauen, verlegte er sie einstweilen in das eingebildete Wesen, das er „Gott“ nannte. Eben so hatte er das Vorgefühl der „Allgegenwart“, die nichts Anderes bedeutet, als seinen später erkannten Zusammenhang mit dem Ganzen der Natur, deren edelste Kräfte in ihm gleichsam zusammenströmen.

Wie ich Ihnen schon gesagt, stehe ich mit Ihnen vor der Ewigkeit still, ich nehme sie an, ich setze sie voraus; aber ich setze mit ihr nicht eine anfanglose Nichtigkeit und Gespenstermacht, sondern die Ewigkeit der existirenden Stoffe und ihrer Kräfte voraus, mit dem Keim einer ewigen Entwicklung. Eine vor diesen Stoffen und Kräften vorhandenen gewesene Vernunft, welche Ihnen das Gesetz ihrer Existenz und Entwicklung eingesflößt haben soll, ist für mich ein Nonsens. Denn erstens kann ich die Vernunft nicht als etwas allein Existirendes, nicht ohne jene Stoffe und Kräfte denken; zweitens müßte ich, wenn diese Stoffe und Kräfte erst nach der Vernunft und durch sie in die Existenz getreten wären, um dann von ihr das vernünftige Gesetz zu erhalten, annehmen, die Vernunft habe sie ursprünglich als etwas Unvernünftiges produziert, was ein Widerspruch ist, und drittens wäre die Vernunft sehr unvernünftig, wenn sie, für sich selbst existirend löblich, sich dennoch abhängig machte von unvernünftigen Stoffen und Kräften, in denen sie erst zur Erscheinung kommt.

Diese Andeutungen werden Ihnen auch klar machen, wie absurd Ihre Lehre von einer sogenannten „Vorsetzung“ ist. Sie nehmen gleichsam eine von Ewigkeit her existirende Regierung an, die aber dennoch nicht existiren

konnte, so lang sie nichts zu regieren hatte, und sich deshalb ein Reich schuf, das Welt heißt. Wie kam sie auf das Bedürfniß zu regieren, ehe ein zu Regierendes vorhanden war? Noch absurder, als jene Annahme, ist die weitere Folge, daß nämlich die Regierung, die als „allweise“ und „allwissende“ in alle Ewigkeit voraus wissen muß, was sie thun und wohinaus sie regieren wird, sich dennoch die ewige Mühe dieses Regierens macht, also im Grunde das Geschäft einer furchtbaren, ewigen, „göttlichen“ Langeweile treibt. Als „allmächtig“ handelte ja diese Regierung weit geschickter, wenn sie gleich von vorn herein eine Vollendung bewerkstelligte, statt sich ewig um ihre eigne Weisheit zu drehen, höchstens zu dem Zweck, sich gleichsam „göttliche“ Bewegung zu machen auf der unendlichen Haide der Allwissenheit. Sollte dieß wahnsinnige Drehen der allwissenden „Vorsehung“ etwa die Umdrehung der Weltkörper bewirken?

III.

Wie Sie wissen, gibt es sogenannte Pantheisten, welche die ganze Welt zu „Gott“ machen. Sie selbst sind zum Theil ein solcher Pantheist, indem Ihr Glaube lehrt, „Gott“ sei allgegenwärtig. Der Pantheismus ist im Grunde ein Unding und dem Wesen nach mit dem sogenannten Atheismus ganz gleich. Er scheut sich, den „Gott“ offen und ehrlich zu leugnen und glaubt beide Parteien dadurch zufrieden zu stellen, daß er „Gott“ überall hin versetzt, statt ihn zu verdrängen durch Das, wo =

rein er ihn versetzt. Er glaubt den „Gott“ zu retten, indem er ihn auf einem Umweg abschafft. Er kommt mir vor, wie Jemand, der, um den Adelsstand nicht gradezu abzuschaffen und doch auch den Bürgerstand nicht vor den Kopf zu stoßen, alle Bürgerliche adelig macht. Wenn ich die ganze Welt zu „Gott“ mache, den „Gott“ also auch theilweise und hauptsächlich in den Menschen verlege, so ist dieß im Grunde dasselbe, als wenn ich „Gott“ theilweise zum Menschen mache; thue ich dieß aber, so ist der persönliche, außerhalb und über der Menschheit und der Welt existirende, spezifisch verschiedene „Gott“ abgeschafft und dieß ist eben das Entscheidende. Die Ausflucht, es könne in der Welt etwa einen Mittelpunkt, gleichsam ein Herz geben (was übrigens zu dem Begriff der Unendlichkeit nicht paßt), in welchem der „Weltgeist“ seinen Ur-Lebensitz habe und in welchem er früher, als in der Menschheit, zum Bewußtsein gekommen, ändert an der Sache gar nichts. Es wird dadurch, um auf solche Annahme einzugehen, nicht in Abrede gestellt, daß, wie der im Kopf sich konzentrirende Menscheng Geist mit dem Menschenkörper, so der sogenannte „Weltgeist“ mit dem Weltkörper ein untheilbares Ganzes und daß von diesem Ganzen die Menschheit einen untrennbaren, nothwendigen und gleichberechtigten Theil bildet. Hierauf kommt es eben an. Wenn diejenige Kraft oder Kombination von Kräften, welche ich Ihnen zu lieb Weltgeist nennen will, auf einem andern Welttheil in andern Wesen oder durch ein sonstiges Mittel sich vielleicht schon vor der Existenz des Menschengeschlechts entwickelt und mit Selbstbewußtsein manifestirt hat, so kam uns Dieses eben so wenig küm-

mern, wie wenn innerhalb der Menschheit deren Geist eher in Europa, als in Afrika, zum Bewußtsein gekommen ist. Die Afrikaner sind darum eben so gut Menschen wie wir. In gleicher Weise ist unser Geist eben so gut „Weltgeist“, wie etwa derjenige, der auf dem Sirius oder anderswo thätig ist und vielleicht schon vor uns thätig war. Ob wir diesen „Geist“, diese Kraftäußerung „Gott“ und somit den Menscheng Geist göttlich, oder ob wir ihn Mensch und somit den Gottesgeist menschlich nennen, ist ganz gleich. Auf den Namen kommt nichts an und ich verwerfe nur deshalb den Namen Pantheismus, weil mit dem theologischen Worte stets der alte Begriff eines besondern, mysteriösen, dominirenden, alle klare Weltanschauung vernichtenden und alle Rechtsbegriffe verwirrenden Wesens verbunden ist, zu welchem die Menschheit in ein Verhältniß der Ungleichartigkeit, der Abhängigkeit, der Subordination, der Verehrungspflicht, der Rechtlosigkeit, der Demüthigung, der Entwerthung, der Erniedrigung, der Aufopferungsverbindlichkeit gesetzt wird. Ich würde mich auch des Wortes Atheismus (Nicht-Gottglaube) nicht bedienen, wenn ich einen passenden andern Ausdruck einführen könnte, indem Atheismus bloß etwas Negatives, bloß die Entgegensetzung gegen etwas nicht Existirendes ausdrückt. Einen Lebendigen nennt Niemand einen Nichttodten, sondern man nennt ihn bloß einen Lebendigen. So sollte man eigentlich einen Atheisten bloß etwa einen Weltmenschen oder kurzweg einen Menschen nennen, statt einen Nichtgottgläubigen oder Gottlosen.

Wenn „Gott“, wie ich oben sagte, nichts ist, als ein Ausdruck für die nicht erkannte Ursache und Natur der

Dinge, so ist der Atheist nichts Andres, als ein Freund der Erkenntniß jener Ursache und Natur. Dieß muß man sich vor Augen halten, um die Absurdität Derer zu ermessen, die das Wort „Atheismus“ zum Schimpfwort machen. Und ferner muß man sich die verschiedenen Gesichtspunkte vergegenwärtigen, von denen aus die Gläubigen jenes Schimpfwort als Bannstral schleudern. Es gibt einen katholischen, einen protestantischen, einen mormonischen, einen jüdischen, einen türkischen, einen indischen, einen chinesischen, einen russischen, einen neuseeländischen „Gott“, kurz es gibt tausend ganz verschiedene „Götter“, die natürlich alle die „wahren“ sind, also sich alle gegenseitig leugnen, also alle gegen einander „Atheisten“ sind, geschweige denn Diejenigen, welche an sie glauben. An welchen von allen diesen Göttern muß ich mich nun halten, um nicht „Atheist“ zu sein? An den „wahren“, werden auch Sie sagen, und der wahre ist natürlich der Ihrige und der Ihrige ist Ihre Einbildung oder Ihre Lüge. Also, im Grunde, muß ich an Sie oder Ihre Genossen glauben, um nicht „Atheist“ zu sein, und doch kenne ich unter denselben eine gute Anzahl, für welche der Name Dummkopf und Heuchler beinah eine Schmeichelei wäre. Um also nicht „Atheist“ zu sein, muß ich in letzter Instanz an einen Dummkopf oder Heuchler glauben.

IV.

Sie sehen, daß ich kein persönliches, außerhalb der Welt stehendes, oder nur von ihr und der Menschheit trennbares und unabhängiges Wesen, das Sie „Gott“ nennen, mir denken und gelten lassen kann. Ich abstrahire gänzlich von dem Begriff wie von dem Namen „Gottes“ und denke mir bloß eine Welt, mich selbst aber mit meinen Mitmenschen denke ich mir (gleich wie Blumen, Thiere u. s. w.) als Theile oder Gebilde dieser Welt, in welchen sie ihr Leben entwickelt und fortpflanzt, und zwar muß ich als die Spitze dieses Welt-Lebens den sogenannten Geist erkennen, der in der irdischen Menschheit und nach meinem Vermuthen auch in andern Menschheiten auf andern Sternen offenbar wird. Ueber dem Menscheng Geist kann ich nichts kennen und anerkennen, indem Das, was ich erkenne, nicht über mir ist, und Das, was ich nicht erkenne, für mich noch nicht existirt. Alles, was für mich existirt, muß ich auch erkennen lernen und dieß Erkennenlernen ist die menschliche Entwicklung, ist menschliches Leben und der Weg des menschlichen Glücks. Für das Menschengeschlecht gibt es, eben der Natur des Geistes wegen, kein höheres Ziel, kann es kein höheres Ziel geben, als Erkenntniß und Glück, oder, wenn man will, bloß Glück, da die Erkenntniß die Hauptbedingung und den eigentlichen Werth des Glückes ausmacht. Die Erkenntniß der Ursachen der Dinge und der Nothwendigkeit ihrer Folgen ist die Summe aller Weisheit und das Fundament aller menschlichen Zufriedenheit.

„Mit r. 1“ a) cl, v aus meinen Vorstellungen Alles, was Sie an den Narren „Gottes“ knüpfen, rein abschneide, mithin keine theologische Welt für mich mehr existirt, schneide ich natürlich auch Alles ab, was der Menscheng Geist im Lauf seiner unklaren Entwicklung an jene theologische Welt geknüpft hat, also Alles, was von Außen her ihm mitgetheilt sein und nach Außen hin aus ihm nach einer besondern Fuelle zurückfließen soll, nämlich Offenbarungsreligion und Unsterblichkeit. Wenn kein Gott außerhalb der Menschheit oder der Welt existirt und existiren kann, so kann er auch dem Menschen nichts von Außen geoffenbart haben; dem Menscheng Geist offenbart sich nichts, als was er aus sich selbst oder aus der Welt entwickelt. So wie ferner der Geist nicht von Außen in die Welt gekommen sein kann, sondern, wenigstens der Anlage nach, immer in ihr gewesen sein muß, so kann er auch nicht zu einem „Gott“ zurückkehren, von dem er nicht hergekommen, er bleibt also ruhig in der Welt. In sofern glaube ich auch an die Unsterblichkeit, da ich an Unsterblichkeit der Welt mit allen ihren Stoffen und Kräften glaube. An eine persönliche Fortdauer des Menschen, und von dieser allein kann hier die Rede sein, glaube ich natürlich nicht, kann ich nicht glauben, sie interessirt mich auch nicht weiter, nachdem ich sie einmal als unmöglich erkannt habe. Selbst Ihnen wird sie gleichgültig sein müssen, wenn Sie nicht geradezu in eine Auferstehung des Fleisches mit Haut und Haaren glauben. Denn aus welchem andern Grunde wünschen Sie fortzubestehen, als weil Sie hoffen, nach dem Tod Ihr individuelles Leben, und zwar wo möglich mit andern Menschen, deren Individualität Ihnen werth ge-

worden ist, fortsetzen zu können? Was aber bildet Ihre Individualität? Nur die Vereinigung Ihres Fleisches, Ihres Bluts, Ihrer Nerven u. s. w. Lösen Sie diese Vereinigung auf, zerstören Sie nur einen einzigen Theil aus dieser organischen, leiblichen Zusammensetzung, so ist das Produkt derselben, der Vater N., ebenfalls verschwunden oder geändert, und selbst wenn Sie nach dieser Auflösung eine aparte Fortdauer des Geistes annehmen wollen, so können Sie sich diesen „Geist“ doch nur als völlig indifferent denken, so lang Sie ihn nicht eben mit den übrigen Theilen Ihrer Persönlichkeit wieder zusammensetzen. Ich denke mir den Geist nicht apart, im Menschen so wenig wie in der ganzen Welt, sondern denke mir Geist nicht ohne Existenz, und Existenz nicht ohne Leben, und Leben nicht ohne „Materie“, und Materie wieder nicht ohne Leben, worunter ich alle Kräfte und alle Bewegung mit einbegreife.

Dieß ist ja Materialismus! werden Sie ausrufen Ja, es ist Materialismus! „Materialismus“ ist in gleicher Weise, wie „Atheismus“, zu einem Schimpfnamen geworden, womit Unverstand und böser Wille Das belegen, was sie nicht begreifen, oder was ihnen unbequem ist. Ich behaupte, daß es in der Welt gar nichts Immaterialielles geben könne. Und was ist dadurch verloren? Ist Dasjenige, was wir Gedanke, Seele, Gefühl u. s. w. nennen, dadurch weniger Gedanke, Seele, Gefühl, daß ich sie nicht von der Materie trenne? Wollen Sie den Duft der Blume ohne die Blume haben? Unter allen Manifestationen der Dummheit hat es nie eine dümmere gegeben, als das Schimpfen auf den „Materialismus“. So lang es noch nöthig ist, das Sinnliche

und Materielle, d. i. das Existirende, zur Anerkennung und zu Ehren zu bringen, so lang kann von einem allgemeinen Glück und einer allgemeinen Vernünftigkeit noch keine Rede sein. So lang die Menschen statt des Wësens der Dinge Gespenster der Dinge bedürfen, so lang werden sie sich quälen mit Undingen.

Der Geist ist nichts als das Resultat einer organischen Zusammensetzung und Zusammenwirkung physischer und physikalischer Kräfte. Die ganze Welt ist gleichsam ein physikalisches und chemisches Laboratorium, in welchem die stofflichen Kräfte ihre unaufhörlichen Wechsel und Gestaltungen treiben. Wo die eine Gestaltung aufhört, beginnt wieder die andere. Sogar die Leiche des Menschen lebt; aber es ist kein menschliches Leben mehr, es ist nur das Leben, der Veränderungsprozeß der „anorganischen“ Natur, zu welcher das menschliche Gebilde nach seiner Auflösung zurückkehrt und aus welcher die „organische“ Natur sich reproduzirt. Etwas Todtes d. i. Unveränderliches gibt es in der Welt nicht und sterben heißt bloß, sich wieder verwandeln in das Material des Gesamtlebens. Soll aber der bestimmte Geist, um den es sich handelt, also der Geist des einzelnen Menschen, wieder zum Vorschein kommen, so muß sich aus jenem Material auf dem Umwege der Zeugung und Nahrung auch wieder ein organisches, menschliches Gebilde entwickeln, und wie Sie sich die Wiedererstehung aller der Tausende von Millionen individueller menschlicher Gebilde, welche in jenes Material zurückgekehrt sind, denken wollen, das bleibt Ihnen überlassen. Wo bleibt der Duft der Blume, wenn sie verwelkt ist? Wo bleibt der Geist des Menschen, wenn er gestorben ist?

Mit demselben Recht, womit sie eine Auferstehung des Menschen fordern, können Sie auch eine Auferstehung der Blume fordern. Und daß auf Ihre „Unsterblichkeit“ die Thiere so gut Anspruch haben, wie Sie, versteht sich von selbst.

Uebrigens muß der Wunsch einer Wiederauferstehung nach dem Tode sich in dem Maße verlieren, in welchem die Menschen lernen, ihr Leben gehörig auszufüllen, sich vernünftig auszuleben. Thun sie dieß, so werden sie mit Gleichmuth vom Leben Abschied nehmen. In sechszig bis siebenzig Jahren kann ein Mensch so viel leben und erleben, daß er vollkommen befriedigt scheidet, vorausgesetzt natürlich, daß erst die Menschheit ihre gesellschaftlichen Zustände durchaus menschlich eingerichtet hat. Jetzt besteht das Leben der meisten Menschen nur in einer Reihe von Mühen, Entbehrungen und Qualen, die ihnen durch ihre Nebenmenschen unnöthiger Weise auferlegt werden. Sind erst die Despoten, die Pfaffen, die Blutsauger beseitigt und die Bedingungen eines wahrhaft menschlichen Lebens für Alle gesichert, so werden Diejenigen, welche vor der Zeit vom Leben Abschied nehmen müssen, ohne ihre „Unsterblichkeit“ vorweggenommen, ohne sich menschlich ausgelebt zu haben, zu den Ausnahmen gehören, während sie jetzt die Regel bilden. Die „Seeligkeit“ im Himmel ist die Tochter des Unglücks auf Erden.

V.

Sie haben sich auf eine mir unerwartete Weise überwunden, mich wenigstens in der Kürze sagen zu lassen, was ich in den Hauptpunkten glaube und nicht glaube, wenn Sie auch vielleicht nicht die Toleranz gehabt hätten, eine nähere Begründung desselben im Gegensatz zu Ihren religiösen Doktrinen anzuhören. Auch wird das nicht erforderlich sein, da z. B. die Kritik Ihres Christenthums schon vollständig erschöpft ist. Nun fragen Sie mich, was ich denn eigentlich gewonnen habe, nachdem ich Ihren „Gott“, Ihre Religion und Unsterblichkeit abgeschnitten, nachdem ich die Welt und Menschheit auf sie selbst reduziert und dem Menschen die Aussicht auf ein „besseres Leben“ versperrt habe.

Was ich gewonnen? Alles, was ich brauchte. Ich kann mir für die Menschheit einstweilen keinen größern Gewinn denken, als den Verlust Ihrer theologischen Weltanschauung und alles Dessen, was Sie unter „Religion“ und „Unsterblichkeit“ verstehen. Glauben Sie nicht, daß ich die Sache frivol traktire, ich nehme sie sehr ernst. Auch ersuche ich Sie, Ihren Schreck über meine Gottesleugnerci auf einige Zeit kaltblütig zu überwinden und die bornirte, philisterhafte Vorstellung fahren zu lassen, ein sogenannter Atheist müsse mit schadenfroher Bosheit teuflische Pläne gegen die Menschheit verfolgen. Solche Vorstellung knüpft sich leicht an Alles, was im Gegensatz zu bestehenden Anschauungen und Einrichtungen neu auftritt oder allein steht. Aber auch Ihr Christus

stand Anfangs allein und doch betet ihn noch jetzt die halbe Menschheit an, obſchon er ihr nichts gebracht hat, als eine allgemeine „Liebe“, die Keinen beglückt, und ein allgemeines Kreuz, das Alle niederdrückt. Sie werden also grade als Christ genöthigt sein zuzugeben, daß das Alleinſtehen kein Argument abgibt, und Sie müſſen wiſſen, daß es Zeiten geben kann, in denen ein einziger Mensch die Menschheit bildet. Schätzen Sie nicht den Werth eines Menschen nach der Größe seiner Geſellſchaft und nicht den Werth eines Bekenntniſſes nach der Zahl seiner Anhänger. Lernen Sie die Möglichkeit anerkennen, daß ein Atheiſt es beſſer mit ſeinen Mitmenschen meinen könne, als tauſend und abermals tauſend Anbeter „Gottes“, ja daß er es beſſer meinen müſſe, weil er dem Menschen die eigentliche Selbſtberichtigung zuerkennt. Laſſen Sie mich nun in der Kürze andeuten, was das poſitive Reſultat meiner Negationen iſt.

1) Der Glaube an einen Herrn des Geiſtes iſt der Vater aller Geiſtesknechtſchaft; die Abſtreifung dieſes Glaubens iſt die Mutter aller Geiſtesfreiheit. Sobald der Geiſt einen Herrn anerkennt, iſt er nicht ſelbſt Herr, ſondern wird einfach Diener der Phantaſien, die er über ſolchen Herrn ſich bildet. Er hat dadurch eigentlich aufgehört, Geiſt zu ſein, denn die Legitimation des Geiſtes beſteht in der herrenloſen, in der freien Erkenntniß. Es gibt keinen größern Widerſpruch als Geiſt und „Gott“. Es gibt nur einen Geiſt. Exiſtirt der über der Menschheit, ſo exiſtirt er nicht in der Menschheit; exiſtirt er aber in der Menschheit, ſo kann ihm die Menschheit nicht untergeordnet ſein. Das Höchſte in der Menschheit wie überhaupt iſt der Geiſt; er kann, um mich ſo auszu-

brücken, in verschiedenen Quantitäten vertheilt sein, aber qualitativ muß er gleichartig sein. Gäbe es zweierlei, qualitativ verschiedenen Geist, so würde der eine dem andern gar nichts wissen, der eine zum andern in keiner Beziehung stehen, es würde also immer nur einer für sich existiren. Wer dieß nicht anerkennt, also einen, dem seinen fremden Geist gelten läßt, mit dem er dennoch in Beziehung stehe, verzichtet auf seinen Geist, um sich zum Sklaven einer Phantasie zu machen. Wer auch nur um eine Haarbrette auf seinen Geist verzichtet, hat ihn zugleich vernichtet, hat sich preisgegeben, ist Sklave Dessen, der seine Geistlosigkeit benutzt. Und da der gläubige Mensch als Träger desjenigen „Geistes“, den er als höher geartet, als nichtmenschlich über sich stellt, dennoch immer nur einen Menschen denken und einen seiner Nebenmenschen anerkennen kann, so wird der Gottglaube in der Praxis einfach Slavenglaube und der Gottesdienst Pfaffendienst.

2) Wenn die Menschheit ihr Auge von einem Wesen und einer Welt, die nicht existiren, wegwendet und den Blick allein auf sich und in die wirkliche Welt richtet, so lernt sie ihre Stellung, ihre Aufgabe, ihren Werth erkennen und ihre Sorge allein sich selbst zuwenden. Sie lernt einsehen, daß sie eine berechnete, selbstherrliche Macht in der Welt, nicht ein unberechtigtes, unterthäniges Geschlecht ist, das eine bloße Gnadenexistenz führe und den Anspruch auf sein Glück einem eingebildeten Herrn zu verdanken oder gar aufzuopfern habe. Sie lernt sich, wie als ihren eigenen Herrn, so auch als ihren eigenen Zweck erkennen. Sie lernt ihr Streben allein auf ihr Glück richten, wenn sie verlernt

hat, das Unglück als ihre höhere Verpflichtung anzusehen; sie lernt ihr Glück hier suchen, wenn sie einsieht, daß es sonst nie und nirgends zu finden ist. Sie lernt erkennen, daß es Thorheit und Frevel ist, ihre Masse von einem Glück auszuschließen, das nur in ihr selbst seine Quelle hat, und damit dieser Frevel aufhöre, wird sie aus dem Menschenglück eine gemeinsame Menschheitsache machen, sie wird für das Menschenglück solidarisch sorgen lernen. Sie wird zusammenhalten lernen, nachdem sie erkannt hat, daß sie auf sich selbst beschränkt ist, und sie wird ihrer Aufgabe mit Bewußtsein nachstreben, sobald der Kreis derselben sie in der erkennbaren Nähe umschreibt und den nebelhaften Gebieten phantastischer Vorstellungen entrückt ist. Sie wird die „Liebe“, die Sie einem unerreichbaren Wesen wollen zugewendet wissen (einem Wesen, dem, wenn es existiren könnte, solche Liebe offenbar sehr gleichgültig sein müßte), auf sich selbst richten und in der Idee ihrer eigenen Vervollkommnung und Veredlung das „höchste Wesen“ verehren.

3) Nachdem der Glaube an einen „Gott“ aufgehört, hört auch jede Verpflichtung gegen „Gott“ auf, welche Sie dem Menschen auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menschen gegen den Menschen bleibt übrig. Die Moral wird also vereinfacht und zum Theil völlig umgewandelt, die theologische Moral wird zur menschlichen gemacht — der höchste, werthvollste Preis, den der Sieg über den Glauben der Menschheit bringen wird. Diese menschliche Moral wird keine andere Pflichten mehr kennen, als die der eine Mensch

gegen den andern zu erfüllen hat; als die Quelle dieser Pflichten aber wird das gleiche, allgemeine Menschenrecht erkannt werden und bei der Nichterfüllung dieser Pflichten wird der Ausweg, sich auf „höhere“ Pflichten zu berufen oder darauf zu verweisen, rein abgeschnitten sein. Mit den Pflichten gegen den Nebenmenschen kann keine sogenannte höhere Pflicht mehr in Kollision kommen; eben so wenig mit dem Menschenrecht ein sogenannt höheres Recht. Weder ein Despot noch ein Pfaffe kann sich mehr auf „Gottes Gnade“ und „Gottes Wille“ berufen, wo er den Menschen ihre Rechtsgleichheit absprechen, sie ausbeuten und zu andern Zwecken verleiten will, als die auf dem Wege ihres Menschenglücks vorgeschrieben stehen; die theologische Rangordnung unter den Menschen, welche einzelne wie halb „göttliche“ Wesen in einem künstlichen Nimbus über die andern erhebt, wird ihres Fundamentes beraubt sein und zusammenstürzen. Ist jener entwürdigende Kultus menschlicher Götzen, die man Majestäten nennt, etwas Andres, als ein Reflex des Gottglaubens? Pflanzt der Druck und die Erniedrigung des Gottglaubens sich nicht von dem Manne zu Rom wie von dem Manne zu Petersburg und allen den andern Männern des Majestätischen Gesichtes durch alle Stufen der Gesellschaft bis zum Küster und Leibwächter hinunter fort? Beruht die Erniedrigung europäischer Völker im Grunde auf einem andern Fundament, als z. B. die Erniedrigung der Chinesen? Ist nicht das politische wie soziale Leben der ganzen zivilisirten Welt noch von den Fiktionen und Erniedrigungen der Theologie vollständig, bis in alle Anschauungen und Einrichtungen hinein, durchdrungen und verdorben? Ist die Theologie nicht das

Mittel, wodurch überall der eine Theil der Menschheit sich äuerlich über den Menschen erhoben hat, um den andern Theil unter den Menschen erniedrigen zu können? Gäbe es einen Kaiser von Rußland, wenn es keinen kaiserlich-russischen Herrgott gäbe? Würde das Volk sich die Schmach anthun, seine Freiheit und sein Glück einem solchen Popanz aufzuopfern, wenn es den Nimbus zerstört hätte, in welchem derselbe existirt und sich heiligt? Dieser ganze Bau der menschlichen Erniedrigung muß und wird niedergerissen werden. Niederstürzen mit seinem ganzen Gerüst und Anhang wird der jahrtausendalte Marionettenkasten, in welchem sich die hohen Puppen, welche man Majestäten, Heiligkeiten, Hoheiten, Eminenzen, Erzellenzen u. s. w. nennt, an „göttlichen“ Fäden aufhängen, um zur Fristung ihrer Komödiantenexistenz dem gaffenden Volk den Sklavenzoll opfernder Bewunderung abzupressen.

Wenn es nur einen einzigen Menschen auf der Welt gäbe, könnte dieser einzige Mensch „böse“ Handlungen begehen? Er wäre beim besten Willen nicht dazu im Stande, da er keinen andern Menschen in seinen Rechten verletzen und zu menschenwidrigen Zwecken mißbrauchen könnte. An Bäumen und Steinen begeht kein Mensch ein Unrecht, eine Pflichtwidrigkeit, eine „böse“ Handlung. Nur im Verhältniß des einen Menschen zum andern ist sie denkbar. Also die menschliche Moral ist nichts, als das Gesetz der gegenseitigen Achtung des allgemeinen, gleichen Menschenrechts zur Sicherung des allgemeinen Menschenglücks, während die religiöse Moral sich ganz befriedigt fühlt, wenn sie auf den Trümmern

dieses Rechts und dieses Glücks einen Altar für einen erdichteten Herrn gebaut hat, an dem dessen „Diener“ herrschen und schwelgen.

4) Da die Moral nicht mehr an ein eingebildetes Wesen anknüpft, welchem man allerlei naturwidrige Forderungen untergeschoben, so wird das Gebot der Natur emanzipirt und der Weg zum Glück von allen den Hindernissen frei gemacht, welche in etwas Anderm bestehen, als den Rücksichten auf den Mitmenschen und auf die Menschenehre. So wie die Moral auf den Boden des menschlichen Rechts reduziert wird, besteht das „Böse“ nur noch in der Ausartung oder den Uebergriffen des menschlichen Egoismus, der sich gegen den Nebenmenschen kehrt, und jenes geheimnißvolle Böse, jenes Böse an sich, das Ihnen und Ihresgleichen so viel Noth gemacht hat und womit Sie die menschliche Natur so lang geängstigt haben, ist abgeschafft. Die Kunst aber, etwas „böse“ zu machen, das nothwendig und natürlich ist, hat damit ebenfalls aufgehört. Erinnern Sie sich, um hierüber in's Klare zu kommen, nur an den berühmten Sündenfall Ihres Stammvaters Adam. Wenn Sie aufrichtig sein wollen, müssen Sie zugeben, daß unter diesem Sündenfall im Grunde nichts Andres zu verstehen ist, als der geschlechtliche Akt, durch welchen Adam und Eva (diese fabelhaften Personen als „Stammeltern“ angenommen) den Grund zu ihrer Nachkommenschaft legten. Nun fragen Sie sich, warum und wiefern dieser Akt eine „Sünde“ gewesen? „Gott“ hatte dem Stammpaar, das die Welt mit seinen Anbetern bevölkern sollte, den Trieb der Liebe

eingepflanzt und als sie diesem Triebe folgten, verübdigten sie sich gegen Den, der ihn geschaffen! Hätten sie aber nicht gesübdigt, was dann? Ohne den Sündenfall hätte ja der gute Adam die Nachkommenschaft, welche durch ihn die Sünde der Fortpflanzung geerbt haben soll, gar nicht auf die Welt setzen können. Mußte er nicht, um den Sündenfall zu vermeiden, auf die Nachkommenschaft verzichten, welcher diese Vermeidung zu gut kommen sollte? Ist es nicht die großartigste Absurdität, wenn diese Nachkommenschaft von ihrem Stammvater verlangt, er solle sie auf die Welt gesetzt haben ohne das einzige Mittel anzuwenden, das ihm dazu dienen konnte? Und steht der Stempel dieses Unsinnns, dieser unsittlichen Sittlichkeit, welche sogar das schönste Verhältniß des Menschenlebens, die Liebe, mit ihrem Harpyientoth besudelt, nicht noch heut' zu Tage auf den Vorstellungen von Millionen geängstigter Gläubigen, die fähig wären, im Essen und Trinken, ja sogar in ihrer bloßen Existenz auf das Gebot der Pfaffen eine „Sünde“ zu erblicken? Welche Zuversicht und welchen Stolz kann Der auf die Menschheit bauen, der zu ihrem Ursprung eine Sünde macht? Schon durch diese einzige Vorstellung ist dem Gläubigen das ganze Leben und die ganze Welt vergiftet. Deshalb ist solche nichtswürdige Lehre eine wahre moralische Giftmischeret. Ja, frommer Herr, es ist eine wahre Verruchtheit, die Menschen mit dem Stempel der Sündhaftigkeit zu brandmarken, um für Geld und Sklavendienste sich das Verdienst ihrer Reinigung zu erwerben. An diesem Beispiel mögen Sie erkennen, wohin man kommt, wenn man die wüsten Fabeln einer kindischen Welt zu Dogmen einer fertigeschrittenen und die „Sünde“ zum Deckmantel für

den Mangel an Erkenntniß oder zum Mittel der Spekulation macht. Die Quelle aller dieser Verirrungen und Nichtswürdigkeiten aber ist der Glaube an einen „Gott“, in welchen der Mensch seine Thorheiten wie seine Leidenschaften verlegt, um sie in ihm erst zu „heiligen“ und dann Andre damit zu tyrannisiren. Sie werden wissen, daß der Adam'sche Sündenfall nicht die einzige Absurdität und Unmenschlichkeit Ihrer theologischen Moral bezeichnet. Die menschliche Moral aber denkt nicht daran, die Natur zu knebeln und zu verunstalten, sie macht sie vielmehr zum Gesetz unter Aufsicht des gemeinsamen Menschenrechts und der menschlichen Ehre (der Vernunft), welche sie ziert mit dem Kranze der Schönheit.

5) Da die Moral nur noch in dem Gebot der Achtung des Menschenrechts und der Menschenwürde besteht, so wird die Immoralität nur in der Verletzung dieses Menschenrechts und dieser Menschenwürde bestehen. Diejenigen werden also die schlechtesten Menschen sein, welche ihren Mitmenschen aus selbstischen Motiven das Menschenrecht oder die Mittel zum Glück schmälern und sie zu Mitteln selbstischer Zwecke herabwürdigen. Die „Sünder“ werden fortan anderswo gesucht werden, als bisher. Die „Egoisten“ werden die größten Sünder sein und Diejenigen die größten Egoisten, die um ihrer persönlichen Interessen willen die größte Zahl Menschen ihres Rechts und der Mittel zum Glück berauben. Das menschliche Recht und die Mittel zum menschlichen Glück bestehen aber in der Freiheit und in der angemessenen Betheiligung an den Gütern dieser Erde. Wer uns die Freiheit und die Mittel zur menschlichen Existenz und zum menschlichen Glück raubt und

schmäleret, der begeht das höchste Verbrechen, das es gibt, der ist ein Feind der Menschheit und die Freundschaft „Gottes“ kann ihn nicht mehr retten. Ein „höheres“ Tribunal spricht ihn nicht mehr frei und wir allein bilden das Tribunal, das ihn richtet. Sehen Sie sich um in Ihrem Kreise, zählen Sie Ihre Frommen und Ihre Freiheitsfeinde und Sie werden erschrecken vor dem Berg von Unklageakten, der sich in dem Augenblick erhebt, wo die theologische Moral abgeschafft und die menschliche eingeführt wird. Sie werden erschrecken vor der Zahl Derer, welche bisher im Namen und unter dem Schutz „Gottes“ ihre Mitmenschen gedrückt, gemißhandelt, ausgebeutet, geknechtet, gefoltert, gemordet, kurz um Leben und Menschenbestimmung betrogen haben. Sie werden erkennen, daß die kolossalen und dabei „legitimen“ Verbrechen dieser Menschheitsfeinde, nach gewöhnlichem Kriminalmaß gemessen, ein furchtbares Gericht auf sie herabrufen müssen. Beim Gedanken an sie sieht man die Sünden-Waagschaale der Themis himmelhoch in die Luft schnellen und alle Guillotinen der Welt gerathen in's Zucken. Die Themis aber trägt ihre Waagschaale nicht umsonst, so wenig wie ihr Schwert, und sie wird ihren Gerichtstag halten. An diesem furchtbaren Tage wird man abrechnen mit allen den Verbrechern an der Menschheit, die sich durch einen „Gott“ autorisiren und retten zu können meinten. Hat es je einen Verbrecher, je einen Schurken, je einen Tyrannen, je einen Banditen groß und klein gegeben, dessen Legitimation und Stütze nicht „Gott“ hieß? „Gott“ griff in die Taschen der Bedrückten, „Gott“ sog sie aus bis auf's Blut, „Gott“ warf sie in den Kerker, „Gott“ schwang die Geißel des Büttels,

„Gott“ führte den Streich des Henkers, „Gott“ war der Auftraggeber, war der Schirmherr, war der Rückhalt, war der Werber, war der Agent, war der Heilige aller Nichtswürdigkeiten, aller Meineide, alles Raubes, aller Nachgier, aller Blutthaten, aller Bestialitäten und Scheußlichkeiten, die je verübt wurden und noch täglich verübt werden. Auf diesem „göttlichen“ Wege sind wir dahin gekommen, daß der nach Ihrer Lehre größte Mann auf Erden, der „Stellvertreter Gottes“, der größte Verbrecher auf Erden geworden—jener heilige Patron aller Tyrannen und Banditen, dem nur die Macht fehlt, um jedes freie Leben im Kerker, auf dem Blutgerüst, oder auf dem Scheiterhaufen verröcheln zu lassen, und der sich zur Entschädigung für diese fehlende Macht wenigstens den Beruf zu bewahren sucht, diejenigen Tyrannen zu segnen, welche seinem Ideal eines Menschenquälers am Nächsten kommen. In Indien gibt es erbliche Banditen, die eigens in der Kunst des Strangulirens geübt werden und die furchtbarsten Mordthaten in Masse begehen. Vor Gericht berufen sie sich darauf, „die Vorsehung habe ihnen ihr Geschäft angewiesen und sie seien Werkzeuge in den Händen „Gottes““. Und genau so machen es die erblichen und gebenedeiten Banditen mit Krone und Tiara, welche durch Heere von Mördern und Henkern ganze Völker unter die Füße treten, aussaugen und hinschlachten lassen im Namen „Gottes“. Es kommt ein Tag, der diesen scheußlichen „Gott“ ersäufen wird im Blute seiner scheußlichen Schützlinge, die ihn erfunden haben als Vermittler des Trugs und als Protektor des Verbrechens; es kommt ein wahrer Tag des „jüngsten“ Gerichts, an dem alle Menschen aufstehen und alle Unmenschen in die

Grube fahren, und vor diesem Tage, frommer Mann, erzittern auch Sie.

Den gläubigen Menschen muß es mit der Zeit klar werden, warum ihre frommen Feinde so eifrig darauf bedacht sind, sie in der „Gottesfurcht“ zu erziehen, sie, was man so nennt, „religiös“ zu machen und ihnen den Glauben an ein „besseres Leben“ zu erhalten; es wird ihnen klar werden, warum „Gott“ und „Religion“ grade in den schlechtesten Staaten und von den schlechtesten Regierungen am Meisten unter den Schutz der Polizei gestellt sind und warum Diejenigen von Despoten und von Pfaffen mit Kerker und Bann verfolgt werden, welche den Menschen zum Menschen machen und ihn aus der Abhängigkeit von dem tyrannisirenden Glauben an mysteriöse Mächte befreien wollen, in deren Namen er durch ihre irdischen Vertreter seines Glücks und seiner Würde beraubt wird; es wird ihnen klar werden, daß mit dem Glauben an jene Mächte auch deren angeblichen Vertretern der Boden unter den Füßen weggezogen wird und daß, so lange dieser Boden feststeht, aller Kampf gegen Despoten wie gegen Pfaffen, gegen Volksbedrücker wie gegen Jesuiten ein fruchtloser, ein die Wurzel der Uebel nicht berührender ist.

6) Der Glaube an „Gott“ ist bisher der Saame aller zerfleischenden Zwietracht unter den Menschen gewesen. Die verschiedene Art, ein eingebildetes Wesen zu verehren, hat mehr Krieg und Zerrüttung in die Menschheit gebracht, als alle Verschiedenheit sonstiger Interessen. Mit dem Glauben an „Gott“ schwindet die Grundlage aller religiösen Feindschaft und an ihre Stelle tritt die

Grundlage der menschlichen Gleichheit und des allgemeinen Friedens. Alle Kriege sind auf zweierlei Boden gewachsen: auf dem politischen kämpften die königlichen Unterthanen für ihre irdischen und auf dem religiösen kämpften die göttlichen Unterthanen für ihren himmlischen Despoten. Und so wie auf dem politischen Felde die Vernichtung der Majestät und des Unterthanenthums den Völkerbund begründet, so begründet auf dem religiösen Gebiet die Vernichtung der Gottesmajestät und des Glaubenthums den Menschheitsbund.

VI.

Nachdem Sie in Kurzem gehört haben, was ich durch Beseitigung des Glaubens an „Gott“ u. s. w. gewonnen, wünschen Sie auch noch zu wissen, wie ich Das ersetzen wolle, was angeblich dadurch verloren gegangen ist. Ich muß Ihnen offen erklären, daß mir diese Zumuthung kindisch vorkommt, da es mir schwer fällt, mich in alle Voraussetzungen eines Glaubens zurückzudenken, über den ich schon so lang und gänzlich hinweg bin; dennoch will ich Ihnen zu lieb mich auf ein Paar Hauptpunkte einlassen, da ich Ihnen kein Recht zu der Beschuldigung lassen darf, daß ich Ihren Einwendungen ausweiche.

Sie fürchten, die „innere Zufriedenheit“ gehe verloren. Ich aber behaupte, sie werde befestigt. Nehmen Sie es als ein unumstößliches Gesetz an, daß Derjenige, welcher fähig ist, zu einer Erkenntniß zu gelangen, auch fähig ist, sie zu ertragen. Aber nicht bloß Das. Je mehr und je

geordnetere Erkenntniß, desto mehr und desto festere Zufriedenheit. Als ich noch zwischen dem anerzogenen Glauben an eine andere Welt mit deren angeblichem „Herrn“ und den durchgebrochenen Zweifeln meiner Vernunft getheilt war, habe ich wahre Seelenmartern empfunden; seitdem ich in den Gebieten, aus welchen früher meine Hauptzweifel austauchten, reine Bahn gemacht, bin ich etwas Ganzes, bin ich ein in mir selbst festgegründeter, ein zufriedener Mensch geworden, so weit der nach immer klarerer Erkenntniß ringende Mensch zufrieden sein kann und, ich mögte sagen, darf. Glauben Sie mir, es liegt ein soliderer Grund der Zufriedenheit in dem Bewußtsein, ein berechtigtes, selbstständiges, von keiner Willkür oder Gnade abhängiges, auf der Bahn unverrückbarer Naturgesetze frei fortschreitendes Glied des großen Weltganzen zu sein, als in dem Glauben, man folge in blinder Abhängigkeit einer unerkennbaren Macht und zwar zu einem Ziel, wovon sich kein Gläubiger eine Verstellung machen kann. Jenes Bewußtsein wird aber eine um so festere Basis der Zufriedenheit werden, je allgemeiner es die Menschheit durchdringt, je mehr die Menschheit sich damit in sich selbst stützt, sich gegenseitig trägt. Es genügt nicht, daß der Einzelne mit sich selber in Harmonie ist, er muß die Harmonie auch in dem Verhältniß zu seinen Mitmenschen finden. Jetzt ist schon die Anfeindung der Andersdenkenden im Stande, Manchem die Zufriedenheit zu verkümmern, die er in seiner Erkenntniß gefunden hat. Wer, der Nothwendigkeit des Vernunftgesetzes folgend, in lauterster Absicht die Menschen von ihren trügenden Verstellungen frei zu machen und ihnen eine würdigere Stellung anzuweisen bestrebt ist,

der wird allerdings, wenn er rings umher seinem Streben von Denen, für die er strebt, nur Verfeindung und Verfolgung entgegensetzen sieht, das persönliche Glück als Neben Sache ansehen müssen, im Fall er es nicht allein im Bewußtsein und Besitze der Wahrheit findet. Wenn er für sich Alles beseitigt hat, worauf der gewöhnliche Mensch sich in der Bedrängniß stützt und vertröstet, und nun anstatt der gesuchten Menschen, in welche er alle Stütze und allen Trost verlegen wollte, nur Feinde vor sich sieht; wenn er Alles und Alles auf die Menschen setzt und nur solche ihm begegnen, die zu beschränkt sind, um ihn zu begreifen, oder zu egoistisch, um ihm gerecht zu werden: dann muß er allerdings seine Weltanschauung und seinen Charakter auf eine Höhe gebracht haben, worauf er allen Anfechtungen entnervender Schwäche und menschenscheuer Behmuth unzugänglich ist. Es ist nicht Jedermanns Sache, solche Prüfungen durchzumachen. Die Meisten ziehen vor, Heuchler zu werden und es mit einem offenen Bekenntniß auf Zeiten ankommen zu lassen, wo für dasselbe durch Andere hinlängliche Sicherheit und freie Aeußerung errungen sein wird.

Es versteht sich indeß, daß das Loos jenes angefeindeten Alleinstehens von Einzelnen übergenommen und ertragen werden muß, sollte auch wirklich persönliches Unglück ihr einziger Erfolg sein. Man wird dann wenigstens erkennen, daß die Quelle solches Unglücks nicht in der Lehre liegt, sondern in der Unmenschlichkeit Derer, welche sie verkennen und verfolgen. Wenn mehr Muth und Aufrichtigkeit unter den Menschen herrschte, würde dieß schon jetzt von allen Seiten zugestanden werden. Aber die Anfeindung, frommer Mann, die Anfeindung

ist das Schreckbild, das so viel Heuchler macht wie die Religion Gläubige. Die Furcht vor dieser Anfeindung ist es allein, die Tausende zurückhält, sich der bessern Erkenntniß anzuvertrauen. Die meisten Menschen haben vor nichts größere Furcht, als vor der Kundgebung Dessen, was ihnen am meisten Ehre machen würde. Ist das nicht seltsam? Nicht die lächerliche Furcht vor Höllestrafen, jüngstem Gericht und dergleichen Unsinn, sondern die Furcht vor Denen, welche an solche göttliche Absurditäten glauben oder mit diesem Glauben heuchlerisch spekuliren, ist es, welche Tausende zurückhält, aus den Reihen der „Gläubigen“ auszutreten. Und das nennen Sie Zufriedenheit? Ich bedaure von Herzen die armen „Zufriedenen“, die in der ewigen Furcht vor ihrem „Gott“ und ihren Mitmenschen Buch führen über „Sünden“, die sie nicht thun, und diejenigen, die sie thun, für Tugenden halten. Seien Sie versichert, daß die fortgeschrittene Menschheit einst keinen „Gott“ mehr vermißt, wenn sie nicht mehr in dem Glauben an ihn erzogen wird, und daß sie um so zufriedener sein wird, je mehr sie die Quelle der Zufriedenheit in sich selber suchen gelernt hat. Freilich wird es noch lange Zeit währen, bis sie allgemein so weit gelangt, denn Sie und die Ihrigen haben die Welt nach allen Seiten hin so mit Schreckbildern bevölkert, daß ein ganzes Weltmeer von Lethewasser der bessern Erkenntniß ausgetrunken werden muß, bis sie alle werden vergessen sein. Ihren „Gott“ haben Sie zum Gespenst der ganzen Welt gemacht und Ihr Glaube ist nichts, als ein univerveller Gespensterglaube. Ja, im Verhältniß zur Menschheit ist Ihnen „Gott“ gleichsam der Polizeimeister der

Welt und Ihre Sittlichkeit ist nichts, als göttliche Polizeifurcht. Und durch Gespensterglaube und Polizeifurcht wollen Sie die vernunftbegabte, zur Freiheit geborne Menschheit zur Zufriedenheit bringen?

Von der andern Seite meinen Sie, die Unglücklichen und Schwachen verlören ihre letzte Stütze, sobald man ihnen den Glauben an einen „himmlischen Vater“ nehme. Aber, von Andreem abgesehen, bedenken Sie doch, daß, wie die Menschheit sich von jenem Glauben in sich selbst zurückzieht, sie auch entsprechende Fortschritte nicht bloß in der Erkenntniß, sondern auch in dem Bestreben macht, das Unglück zu verringern, welchem jener Glaube zur Stütze dienen soll. Kommen wir, wie ich oben bemerkte, erst dahin, die Mittel zum Glück, nämlich Freiheit und Betheiligung an den Gütern dieser Erde, allgemein zu erlangen, so wird die große Zahl Derer, welche man in Druck und Noth auf die andre Welt verweist, verschwunden sein und sie werden im Schooß der Menschheit zufriedener ruhen, als im „Schooße Abrahams“. Erkennen Sie doch, daß die Menschheit selbst es ist, welche das Unglück schafft, zu dessen Ertragung sie die Zuflucht zu einer eingebildeten Welt nimt. Wenn aber von unvermeidlichem und unverschuldetem Unglück die Rede ist, welches Einzelne trifft und stets treffen wird, so ist es wieder die Menschheit, welche dieselben tröstet und entschädigt, so weit sie kann, und solche Entschädigung einer Menschenliebe, welche dem Nebenmenschen durch ein gebietendes Recht, durch das von der Vernunft, nicht von einer launischen Gemüthsregung ihm zuerkaunte Recht garantirt wird, ist, dünkt mir, doch etwas Besseres

und Wirksameres, als der vage Glaube an eine Entschädigung durch ein unbekanntes Wesen nach dem Tode.

Wie wenig die wahre Menschenliebe bis jetzt trotz oder wegen der Verweisung an „höhere“ Instanzen Fuß gefaßt und gewirkt hat, das sehen Sie an dem Zustande des Menschenrechts. Hören Sie nicht an allen Ecken und Enden von Schwachköpfen und Schurken Liebe predigen, während sie die Vernichtung des Menschenrechts in Millionen Individuen guthießen oder betreiben? Ist die sogenannte Menschenliebe nicht bis jetzt eine versteckte Feindin des Menschenrechts gewesen, dessen Verwirklichung oder Vorläuferin sie sein sollte? Was ist die Menschenliebe ohne Sicherstellung des Menschenrechts? Eine Lüge, eine verabscheuungswürdige und menschenmörderische Lüge, die verruchteste Lüge der ganzen Welt. Diese Lüge aber wird zerstört werden, sobald die Menschheit zu sich selbst zurückkehrt. Wir werden und müssen es zu einer andren Liebe bringen, als jene konfuse, kranke, betäubte, schwächliche, sentimentale oder gar perfide Glaubensliebe ist, die entweder in unfruchtbaren Worten besteht, oder sich asketisch übertreibt, oder als verkappte Lieblesigkeit den Menschen unglücklich macht. Wir müssen eine frische, Fleisch und Leben gewordene, aus freiem Bewußtsein hervorgegangene, auf festem Boden stehende „Liebe“ haben, welche der Ausdruck des gemeinsamen Rechts- und Pflichtgefühls der in sich selbst fußenden Menschengesellschaft ist. Kann es eine größere und wahrere Menschenliebe geben, als diejenige, welche alle gerechten Ansprüche aller Menschen zur Anerkennung und Verwirklichung gebracht wiß-

fen will? Welche darauf ausgeht, ja es zum kategorischen Gesetze macht, daß jedem Menschen die Bedingungen alles Glücks gesichert werden, dessen er fähig ist ohne das Glück seines Nebenmenschen zu beeinträchtigen? Das thut aber nicht die christliche, sondern nur die rein menschliche, die atheistische Menschenliebe, welche sich aller nicht menschlichen Anschauungen und Pflichten entschlägt, aber die menschliche Gesellschaft auf der Grundlage des gleichen Rechts Aller umzugestalten strebt. Die Menschheit wird nicht eher wirklich human in der Gesinnung, als bis sie wirklich human in den Vorstellungen wird. Alle nicht menschliche, also alle theologische Anschauung ist menschenwidrig, ist von Grund aus inhuman und kann auch nur zu Inhumanitäten führen. „Human“ sein wollen im Namen oder mit der Vorstellung eines „Gottes“ heißt frei sein wollen im Namen oder mit der Vorstellung eines Despoten. Schneidet man aber der Menschheit alle theologische Phantasien ab, d. h. denkt man sich nichts über ihr, was nicht vorhanden ist, so wird man erst menschlich frei und rein menschlich, lernt den Menschen als solchen achten, dichtet ihm nichts „Böses“ und nichts „Sündhaftes“ an und macht ihn zu seinem eigenen Meister, Ideal und Zweck. Was man einem „Gott“ opfert, entzieht man der Menschheit. Man opfere den Gott und man gewinnt den Menschen. Nur, indem man den Glauben an „Gott“ fahren läßt, erreicht man Das, was man durch jenen Glauben zu erringen hoffte.

Deshalb besorgen Sie nicht, ich habe, indem ich Ihre theologische Menschenliebe anfechte, eine Liebe im Auge,

die im Grunde auf Dasselbe hinauskomme. Ich will Ihnen sogar das Bekenntniß ablegen, daß die Liebe, welche ich meine, sich gar nicht auf eigentliche Aufopferung, sondern auf Egoismus, nicht auf das warmbrüderliche Gefühl, sondern auf die „kalte“ Vernunft gründet. Nur auf diesem Grunde ist sie etwas Stichthaltiges und Dauerndes. Eine eigentliche Liebe kenne ich nur im Verhältniß einzelner Personen, eine allgemeine Menschenliebe ist mir etwas Unbegreifliches. Und doch predige ich sie? Und doch, nachdem ich den Egoismus bekämpft und Andern vorgeworfen, will ich den Egoismus zur Maxime machen? Ja! Der Egoismus ist die Seele der Welt. Er ist die erste Nothwendigkeit, er ist das Leben, er ist die Existenz selbst. Können Sie sich einen Menschen denken, der von sich keinen Begriff hätte, für sich nicht wirksam wäre, nicht von sich ausginge, nicht nach seinen Motiven handelte und doch lebte? Ich nicht. Er würde ein Stein sein, kein Mensch. Also der Egoismus ist die Basis der Existenz, er ist, wie gesagt, die Existenz selbst. Aber indem ich dieß für meine Person anerkenne, bin ich durch die Vernunft absolut genöthigt, es für meine Mitmenschen, die mir gleichartig und gleichberechtigt gegenüberstehen, ebenfalls anzuerkennen. Die Vernunft, die mir dieß sagt, verkündet mir ferner, als das Gesetz ihres Wesens, daß sie nicht gegen ihre eigene Erkenntniß handeln, sich nicht gegen sich selbst richten kann; daß sie ihre Befriedigung nur findet in der Verwirklichung ihrer Erkenntniß. Sie kann daher, jeden Menschen als gleichartig und gleichberechtigt erkennend, mit sich selbst nicht eher Frieden schließen, als bis der Egoismus jedes Einzelnen zu seiner rechtlichen Geltend-

machung gelangt ist. Wenn ich auf dieß Motiv allein meine Menschenliebe gründe, so steht sie fester, als auf Ihren „göttlichen“ Geboten.

Ich räume also nach meiner Lehre vom Egoismus Jedem die Freiheit ein, die ich selbst will, und indem diese einzelnen Freiheiten sich auf der allgemeinen Basis mit einander verständigen und vereinigen, entsteht ein sittliches, ein menschliches Verhältniß. Ich kann mich also z. B. nicht glücklich in der Liebe zu einem Weibe fühlen, das sich nicht glücklich in der Liebe zu mir fühlt; ich kann keinen Menschen zum Freunde haben, der zugleich mein Diener wäre; ich kann keine Gewalt über meine Mitmenschen üben wollen, die sie mir nicht freiwillig zu gemeinschaftlichem Zweck übertragen; ich kann nicht glücklich im Ueberfluß sein, wenn ich meinen gleichberechtigten Mitmenschen im Elend sehe; ich kann mich nicht meiner Freiheit freuen, wenn mein Mitmensch in der Sklaverei schmachtet. Ich muß ihn ebenfalls glücklich, ebenfalls frei sehen, und geschähe es bloß meiner eigenen Person wegen. Meine Vernunft, mein Egoismus will es so haben, muß es so haben. Oder soll man die Vernunft mit ihren Anforderungen nicht zum Menschen, nicht zur Person, nicht zum Egoismus rechnen? Soll bloß mein Magen Bedürfnisse haben und nicht meine Vernunft? Daß der Egoismus vernünftig und menschlich werde, darin besteht ja die ganze Kunst und die ganze Aufgabe. Wenn der Egoismus aller Menschen so gebildet und erzogen wäre, daß er nur durch Gerechtigkeit gegen Alle befriedigt werden könnte, würden wir dann noch gegen den Egoismus eifern? Napoleons Egoismus trieb ihn, die Menschen

zu knechten; Robespierre's Egoismus trieb ihn, sie zu befreien; Christus' Egoismus trieb ihn, sie zu „lieben“ und zu „erlösen“. Es kommt immer nur auf die Art und den Zweck des Egoismus an, ob derselbe nämlich ein Ziel verfolgt, das bloß ihm, oder ob er eins verfolgt, das zugleich Allen zu gut kommt. So gut wie mein Egoismus will, daß ich frei und glücklich sei, so gut will er auch, daß alle andren Menschen frei und glücklich seien. Sie sehen also, daß meine Menschenliebe und mein Egoismus himmelweit verschieden sind von jener theologischen Liebe und jenem rohen Egoismus, die es auf das Schönste mit sich zu vereinigen wissen, daß sie Millionen fremde Egoisten, Millionen fremde Leben, die ihnen ganz gleichartig und gleichberechtigt gegenüberstehen, sich unterwerfen, unterordnen, opfern. Ein Mensch Ihrer Art könnte ganz ruhig Kaiser von Rußland oder ein ähnlicher Menschenfreund sein; ein Mensch meiner Art würde als Kaiser von Rußland der erste Rebelle gegen sich selbst sein müssen.

Das Geheimniß der allgemeinen Menschenveredlung und Menschenbeglückung besteht also nicht in der Ausrottung des Egoismus, was eine unnatürliche und unmögliche Aufgabe ist, sondern in der Erfüllung desselben mit den Grundsätzen der Vernunft und Humanität durch eine freiheitliche Erziehung. Lassen Sie zwanzig Jahre lang statt der Unterthanen- und Glaubensmoral in Schulen und Versammlungslokalen der neuen Generation die Grundsätze der allgemeinen Gleichberechtigung einprägen, so werden Sie ein ganz neues Geschlecht vor sich entstehen sehen, das sich von den Mürhen und Leiden des alten keinen Begriff mehr machen kann.

Sie fürchten, mit dem „Glauben“ stürze die Basis des

Gewissens zusammen. Ich behaupte, daß das wahre Gewissen jetzt erst sich bilden wird. Denken Sie an Das zurück, was so eben gesagt worden. Was verstehen Sie unter Gewissen? Ihr Gewissen ist die Einbildung und die Furcht, mein Gewissen ist die Vernunft und die Ehre. Je freier und unverantwortlicher der Mensch auf eigne Füße gestellt wird, desto treuer und stolzer wird er selbst die Verantwortlichkeit wahren, welche ihm die Vernunft und die Ehre auferlegt. Deshalb ist aber auch Derjenige der Freiheit doppelt unwerth, welcher in ihr die Atmosphäre der Frivolität erblickt. Freiheit ist nicht bloß Entfesselung, sie ist auch Vermenschlichung und es gibt keinen freien Menschen, der roh oder schlecht wäre. Ja, der Beurtheilung des Gewissens entgeht auch der Frivole nicht, denn die Vernunft kann ihre Wirkung nicht selbst vernichten. Unter Gewissen verstehe ich die Empfindung des Widerspruchs, in welchen der Mensch mit sich selbst geräth, sobald er gegen die Vernunft und Menschenwürde oder gegen das allgemeine Menschenrecht sich versündigt. Dieser Widerspruch beunruhigt und stört den vernünftigen und sittlich gebildeten Menschen wie ein chemisch-heterogener Zuguß die Flüssigkeit, und die Anlage und Nothwendigkeit seiner Natur treibt ihn, muß ihn treiben, den Widerspruch wieder auszuscheiden. So wie das Gefühl sich gegen den Schmerz, so sträubt sich die Vernunft gegen die Unvernunft. Sie muß sich dagegen sträuben. Dieß würde der vernünftige Mensch selbst dann verspüren, wenn der Widerspruch der Vernunft gegen die Unvernunft sich auch nicht in dem gesellschaftlichen Mißverhältniß wiederholte, in welches eine Versündigung an der

Vernunft und dem Recht den Menschen zu seinem Nebenmenschen versetzt — ein Mißverhältniß, welches erst dann seine ganze strafende Macht ausüben wird, wenn nicht mehr durch Lügen und Autoritätsglauben die Beleidiger des Rechts wie die Beleidigten zur Vertuschung des Naturgesetzes gebracht werden können. Mit Ihrem Gewissen kann ich die größten Verbrechen gegen die Menschen vertuschen, wenn es mir nur gelingt, ihnen eine Stelle aus Ihrem Dogmenmischmasch als Legitimation aufzuheften; das rein menschliche Gewissen aber, dessen Kontrolle die freie, nie schweigende Vernunft führt, vertuscht nichts, gar nichts, was in seinen Bereich fällt. Sie müssen Ihr religiöses Gewissen gradezu vom „Teufel“, statt von „Gott“ herdatiren, wenn Sie bedenken, welche Schandthaten und Unmenschlichkeiten jeder Art es nicht bloß geduldet, sondern sogar geheiligt hat und noch täglich heiligt. Das rein menschliche Gewissen hat, so lang die Welt steht, noch nie eine Unmenschlichkeit gebilligt und seine einzige „Sünde“ hat von jeher nur darin bestanden, daß es die Basis Ihres unseeligen theologischen Gewissens verlassen und verworfen hat.

Die Beschränktheit stellt mitunter die Besorgniß auf, daß das Volk, wenn es nicht mehr an eine theologische Welt und Unsterblichkeit glaube, sein Leben viehisch ausbeuten und der rohsten Leidenschaft den Zügel schießen lassen werde. Ich sage nichts davon, wie roh es ist, den Menschen im Allgemeinen mit seiner Sittlichkeit nicht an die Vernunft, sondern an die Furcht zu verweisen; aber ich gebe zu bedenken, welche eine thörichte Voraussetzung es ist, daß das Volk, wenn es nicht mehr an jene Dinge

glaubt, noch das nämliche Volk sein werde, welches man jetzt fürchtet. Die Gesamtabstreifung eines solchen Glaubens geht nicht in einem Tage vor sich. Wo sie aber Statt findet, da ist sie nothwendig mit einer Umwandlung der ganzen Vorstellungsweise und mit einer Bildung verbunden, welche alle Furcht vor einreißender Bestialität fern hält. Der Pöbel wird, dessen sei man versichert, niemals durch Unglauben verwildern, weil er eben nicht mehr Pöbel ist, wenn er den Glauben wirklich fahren läßt. Nur Religion und Pöbel gehören zusammen; Atheismus und Pöbel ist ein Widerspruch. Das sollten doch die frommen Hüter der Sittlichkeit besser bedenken, abgesehen davon, daß selbst im schlimmsten Fall eine atheistische Bevölkerung keiner größern Laster und Verbrechen fähig wäre, als uns täglich die allerreligiöseste vor Augen führt. Blicken Sie zurück in die Geschichte, frommer Mann, und sagen Sie mir, welche Keinheit, welche Barbarei, welche Unmenschlichkeit, welche Verbrechen, welche Bestialität die fromme, christliche Menschheit mit ihren weltlichen und geistlichen Tyrannen auch dem furchtbarsten Ungeheuer, das Sie sich unter einem Atheisten vorstellen mögen, noch zu begehen übrig gelassen hat!

Sie fürchten ferner, mit dem Glauben an „Gott“ u. s. w. gehe dem Menschen „die höhere Anschauung“, „das höhere Streben“, „die höhere Entwicklung“ verloren. Ich behaupte, sie werden ihm durch Abschaffung des Glaubens erst zu Theil. Fragen Sie sich, ob Ihr Glaube sich schon etwas Höheres hat vorstellen können, als was der Menscheng Geist im Staat, in der Wissenschaft und in der Kunst an's Licht gebracht hat? Worin bestehen

denn die gepriesenen hohen Anschauungen in Ihrem Glaubensgebiet? Was ist denn der Inhalt derselben? Sagen Sie mir das doch! Das Höchste, wozu Sie kommen, ist neben Ihrem fastnachtmäßigen, geschmacktödtenden, vernunftempörenden Hirlesanz von Zeremonien die nebelhafte Verstellung von einem Wesen, dem Sie den höchsten Grad menschlicher Eigenschaften beilegen und von dem Sie hoffen, daß es Sie weiter führen werde, als Ihr Glaube, nämlich zur „Erkenntniß“. Ich aber sage Ihnen, daß Sie, selbst die Existenz eines „Gottes“ vorausgesetzt, auf jene Hoffnung nicht einmal den geringsten Anspruch, geschweige einen vernünftigen Grund dazu haben, da Sie die Erkenntniß gewaltsam unterdrücken, um einst — dazu zu gelangen. Warum lassen Sie denn nicht lieber den Glauben fahren und fangen gleich an, zu erkennen, so weit Sie es vermögen? Wie kommen Sie zu der absurden Eintheilung und Folgerung, wonach man „hier“ auf die Erkenntniß verzichten soll, um „dort“ fähig dazu zu werden? Wenn Ihre Religion „Anschauung Gottes“ verheißt, warum fangen Sie nicht gleich damit an, auf diese Anschauung einzudringen? Es wird sich ergeben, daß in die „Anschauung Gottes“ nichts gelegt werden kann, als die Erkenntniß der Welt, und diese Erkenntniß ist es ja, von der Sie nichts wissen wollen. Sie halten fest an dem theologischen Grundsatz, man müsse im Leben ein Dummkopf zu sein streben, um nach dem Tode ein Schlaufkopf zu werden. Man würde solchen Grundsatz sehr verwunderlich nennen, wenn man nicht wüßte, daß eben die Schlaufköpfe ihn aufrecht erhalten, um die erforderliche Anzahl Dummköpfe zur Verfügung zu haben.

Das sind mir schöne „höhere Anschauungen“, die gleich damit beginnen, alle Anschauungen gefangen zu nehmen. Ich aber mache mir andre Anschauungen von dem Weg der Menschenentwicklung. Ich weiß, daß der Mensch nur im Leben Geltung hat, daß nichts existiren kann, als die Welt, daß folglich der Mensch kein andres Ziel wie keinen andren Gegenstand der Erkenntniß haben kann, als wieder die Welt und das Leben in dieser Welt, und daß nichts höhere Anschauungen gewähren kann, als abermals die Welt. Die Wissenschaft aber ist der Strom, auf welchem der erkennende Menscheng Geist durch diese Welt getragen wird; der Staat ist der Boden, auf welchem die Menschen das allgemeine Bewußtsein ihrer Stellung ausprägen und die gemeinsamen Bedingungen ihrer Existenz sichern; die Kunst ist das Gebiet für die unendliche Schöpferkraft des Geistes der Schönheit. Was wünschen Sie nun noch mehr, würdiger Mann? Was können Sie noch wünschen, wenn Sie jene drei Gebiete ganz kultivirt und erschöpft haben? Blicken Sie sich um und fragen Sie sich, ob in ihnen nicht ein würdiges Feld für die Arbeit Ihres Geistes sich darbietet? (Wie Mancher Ihrer Art ist zu geistesfaul, um die Regel von zwei Mal zwei einzusehen, und doch macht er vermöge seines „Glaubens“ Anspruch auf die einstige „Anschauung Gottes“!)

Und nun blicken Sie nicht bloß in die Vergangenheit, blicken Sie in die Zukunft! Fragen Sie die Geschichte der menschlichen Erfindungen, Entdeckungen, Fortschritte, kurz der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts nach allen Richtungen und Gebieten hin und erkennen Sie, daß sich nach diesen Vorarbeiten und Errungenschaf-

ten noch eine unendliche Reihe von Fortschritten als erhebende Aufgabe des Menschengewisses vorabschauen läßt, daß dem Menschengewiss gar keine Grenze der Entwicklung gesetzt ist und daß auf jedem erstiegenen Berg der Erkenntniß wieder ein höherer und schönerer Berg sich seinen Blicken darbietet! Aber halten Sie dabei zweierlei im Auge. Erstens verlangen Sie eben keine abgeschlossene, vollendete Erkenntniß, denn damit verlangen Sie einfach einen Zustand des Todes, etwas Unmögliches, was allein Sie schon bestimmen sollte, an einem „vollkommenen“ und „allwissenden Gott“ zu zweifeln; zweitens würdigen Sie gehörig die sicht- und greifbare Welt, außer welcher Sie immer eine mysteriöse Geister- oder Gespensterwelt annehmen wollen. Erwägen Sie, wie viel in dieser greifbaren Welt noch für die Menschen zu denken und zu thun ist. Verlieren Sie sich z. B. in die unzählige Schaar der Sterne, welche sich in dem unendlichen Raum der Welt bewegen, denken Sie sich, daß die Bekanntschaft mit diesen Sternen, ja vielleicht die verständigende Verbindung mit den Bewohnern derselben* dem Menschen

* Man hat gelacht über die aufgetauchten Projekte von Luftfahrten u. s. w. Ich halte die Lacher für sehr kurz- sichtig. Ich kann es mir sehr gut denken, daß, wenn die Menschheit erst den Erkenntnißkreis, welchen ihr die Erde darbietet, mehr ausgefüllt hat, sie mit Hülfe neuer Erfindungen, die immer mit der sonstigen Erkenntniß gleichen Schritt gehen, sich auch in der übrigen Welt, auf welche sie ja gleichfalls ihr mittelbares Anrecht hat, näher umsehen wird. Nil mortalibus arduum est. Wenn wir plötzlich in der Zeitung lesen, es habe Einer ein

nach vorbehalten ist, kurz, lassen sie Ihrer Phantasie freien Lauf, wohin Sie wollen, Sie brauchen beim Hin-

Fernrohr erfunden, womit man die Bewohner eines Sterns sich bis auf tausend Schritte nahe bringe, wenn man darauf durch die Beobachtungen des Treibens auf jenem Weltkörper allerlei ungeahnte Aufschlüsse erhält, wenn dessen Bewohner gleichzeitig ebenfalls eine Erfindung machen, wodurch sie die Erde in ihren Gesichtskreis ziehen, wenn dann allmählig eine Zeichensprache der Verständigung zwischen den Erd- und Sternbewohnern aufsteht u. s. w. u. s. w., dann wird man, statt zu lachen, diese Fortschritte ganz natürlich finden und sie dem Geist anrechnen, der jetzt zu demüthig sein will, sie als möglich anzunehmen. Es wird sich dabei nur wiederholen, was schon so oft der Fall gewesen ist. Daß man Amerika entdecken, daß man mit einem Fingerhut voll Pulverkörner auf tausend Schritte ein Menschenleben in seiner Gewalt haben, daß man eine Laus zu einem Elephanten vergrößern, daß man den Wasserdampf zum Renner machen, daß man durch einen Eisendraht mit Blitzesschnelle auf Tausende von Meilen seine Gedanken in die Welt senden, daß man das Gewicht der Sonne uns vorwägen werde u. s. w. — wer hat das zu Zeiten geglaubt und für möglich gehalten? Jetzt halten wir es für so natürlich, daß wir den ehemaligen Unglauben gar nicht mehr begreifen. Aber freilich paßt es in den Kram gewisser Leute, stets Demuth und Impotenz des Geistes zu predigen, und Diejenigen, welche einst die Erde wollten still stehen lassen, hätten es gar zu gern dahin gebracht, daß uns auch der Verstand still stände.

Blick auf die Fortschritte, welche die menschliche Erkenntniß schon gemacht hat, nach keiner Seite hin zu fürchten, daß ihr Kreis zu eng und zur würdigen Erweiterung desselben der Glaube an eine außerweltliche oder außer-menschliche Hülfe erforderlich sei. Was Sie aber erkennen oder sich noch als erkennbar vorstellen, das genüge Ihnen als zur Welt gehörig und lassen Sie das kindische Kunststück fahren, Allem, was Sie wahrnehmen, statt eines Naturlebens und Naturgesetzes noch einen besondern Impuls oder einen besondern Rückhalt unterzulegen (sowie die unwürdige Schwäche, sich deshalb eine Glaubenswelt zu bilden, weil es noch eine Welt von Problemen gibt).

Jene Kinderei, welche den Blitz nicht sehen kann, ohne sich eine Geisterhand zu denken, die ihn geschleudert, und den Donner nicht hören, ohne eine zürnende Stimme „Gottes“ hineinzulegen, und dem Untergang der Sonne nicht beiwohnen, ohne in ihrem Scheine eine Ketterie des „Schöpfers“ nach der „Anbetung“ seiner Menschenkinder zu erblicken — jene Kinderei, die nichts für sich und in seinem wahren Wesen und Naturzusammenhang nehmen kann, sondern hinter Allem ein gespensterhaftes oder komödiantisches Geheimniß annehmen muß, ist doch mit der Zeit zu abgeschmactt geworden, als daß man sie noch zur Retirade für die hohen Ansichten des „Gottglaubens“ machen könnte. Die Furcht ist die Mutter Ihres „Gottes“ und der Mangel an Nachdenken und Erkenntniß der Vater Ihrer Furcht. Suchen Sie auch ein göttliches Geheimniß hinter dem Braten, den Sie essen? Denken Sie sich etwa, daß in ihm sich ein Stück Weisheit, Güte u. s. w. des Schöpfers offenbare und in Ihren Magen

senke? Die tägliche Gewohnheit und handgreifliche Vertrautheit haben Sie von der Verehrung eines theologischen Bratens und Schinkens befreit, er ist Ihnen etwas ganz Natürliches und Erklärliches geworden, obgleich er im Grunde den nämlichen Ausdruck auf „höhere Anschauung“ hat wie jeder andre Gegenstand der Natur. Wohlan, es steht gar nichts entgegen, daß Sie sich mit dem Blitz, dem Donner, der Sonne und der ganzen Welt auf ähnliche Weise wie mit dem Braten mehr oder weniger vertraut machen. Ist erst die Vertrautheit, die Erkenntniß, ja auch nur die Ahnung der Erkenntniß vorhanden, die eben keine Grenze hat, dann verschwindet auch die Theologie, so wie die Entfernung der Theologie der Weg zu jener Erkenntniß ist. Die Abschaffung der Theologie ist der Eintritt des freien Menschen als Eigenthümers in die unendliche Welt, in welcher er bis dahin nur antichambrierender Sklave war. Damit ist die Bahn der geistigen Welteroberung, der „höheren Anschauung“ und Entwicklung gebrochen, nicht, wie Sie meinen, abgeschnitten. Nicht je tiefer der Mensch erniedrigt, sondern je höher er erhoben wird, desto höher steht er. Diese Wahrheit begreift der dunmste Schulknabe, nicht aber der gelehrteste Theologe.

Frommer Mann, vergessen wir einen Augenblick unsre feindliche Stellung im Angesicht der unendlichen Welt, der wir beide entsprossen sind, geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns die Unermeßlichkeit der Natur durchschreiten. Sehen Sie den Blitz, er schießt unschädlich herab auf die Scholle, die wir ihm durch einen eisernen Stab zum Begräbniß anweisen; hören Sie den Donner, er ist nur eine Musik der Natur und bloß geeignet Kinder

zu schrecken; hören Sie den Sturm, er brüllt vergebens um unser Schiff, das die aufgethürmten Wogen durchfliegt und dem er nur seine Flügel leihen darf; sehen Sie die Sonne, sie ist unsre Leuchte und muß es sein, sie kann nicht anders, und zündeten wir selbst ihr Feuer an, sie würde uns nicht näher angehören, als jetzt, wo die Natur ihr Licht anzündet; bringen Sie in den Schwarm der Sterne, sie harren nur der Stunde, wo eine neue Erfindung sie offen vor unser Auge stellt. Wohin Sie sehen, ist der Mensch zu Hause. Die ganze Natur ist sein Eigenthum, so weit er sie erobert, und seiner Eroberung sind keine Grenzen gesetzt. Und hemmt ihn auch noch in tausendfacher Weise die Kraft der Elemente, dennoch wohnt in ihm die unendliche Fähigkeit, sie zu überwinden, und je mehr er in seiner Entwicklung fortschreitet, desto mehr geht ihm die Natur selbst zur Hand. Wo aber die rohe Kraft der Elemente dem Menschen noch Meister wird, wo ein Erdbeben ihn noch verschlingt und Seuchen ihn noch hinraffen: soll er da sich demüthigen vor einem eingebildeten Herrn, der in Gestalt der Vulkane und Pestbeulen auf ihn eindringe? Nie und nimmer! Er fügt sich, wie der Fromme es trotz seinem Glauben nicht minder thun muß, in das Unvermeidliche des Naturgesetzes, er erfüllt als Theil dieser Natur mit Bewußtsein sein Schicksal, und was kann ihm dabei Schlimmeres widerfahren, als — Sterben?

Frommer Mann, lernen Sie leben und Sie werden auch zu sterben wissen. Lernen Sie Herr Ihrer Lage werden und Sie werden es auch zu bleiben wissen. Lernen Sie wahrer Mensch sein und Sie werden „Gott“ sein. Wer alles Erkennbare kühn zu erkennen wagt, ist

fähig, alles Unabwendbare ruhig hinzunehmen. Und wenn es in dem Entwicklungsgesetz der Welt geschrieben stehen sollte, was Ihr Glaube prophezeit und die Wissenschaft deduzirt, daß die Erde einst in Scherben gehen werde, so liegt darin dennoch kein Grund für den Menschen, sein Selbstgefühl als Theil der Welt und seine Haltung als Herr derselben zu verlieren. Wie der einzelne Mensch sich in ein Grab der Erde legt, so mag sich die ganze Menschheit mitsammt der Erde in ein Grab der Welt stürzen. Sie liefert darin nur den Stoff für eine weitere Fortsetzung des Weltlebens. Und davor sollte der Mensch erschrecken?

Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae.

Nachwort an einen „Humburger“.

Eher, als irgend ein König, haben Sie ein Recht, sich „von Gottes Gnaden“ zu nennen und ein König steht Ihnen nur gleich, wenn er Ihren Titel annimmt. Ich werde Ihnen zeigen, daß dieß der älteste Titel ist, den die titelsüchtige Welt aufzuweisen hat.

Es lautet paradox und doch ist es wahr, daß der Humbug noch älter ist, als die Welt. Der erste und größte Humbug, der Vater und Urheber alles andern Humbugs war die Erschaffung der Welt, die bekanntlich gemacht wurde aus Nichts. Ehe die Welt war, gab es allen Berichten der frommen Leute zufolge nur ein Nichts, ein ungeheneres, unendliches Nichts. In diesem ungeheneren Nichts denken Sie sich nun ein zweites Nichts, das aber noch größer und älter sein mußte, als das allge-

meine Nichts, in welchem es sich aufhielt, da es dessen Vater war und von Ewigkeit her existirte. Neben diesem zweiten, aber eigentlich ersten Nichts denken Sie sich noch ein andres Nichts, etwas kleiner als das väterliche. Das erste Nichts ist der Vater Nichts, das andre ist die Mutter Nichts und mit dieser Mutter Nichts zeugte der Vater Nichts in dem Hause des allgemeinen Nichts dasjenige wunderbare Kind, das wir Welt nennen. Um aber bei seinem Werke, das natürlich ein genaues Zusehen erforderte, im Urdunkel der Nichtigkeit keinen Fehler zu machen, zog der Vater Nichts beim Beginn der Arbeit ein Zündholz aus der Tasche, rieb es an der Wand des Hauses Nichts und sprach zum Nichts: „es werde Licht!“ Da es zu der Zeit, wo diese Worte gesprochen wurden, noch keine Zuhörer gab, läßt sich nicht nachweisen, welcher „Reporter“ sie notirt hat. Vermuthlich hat sie der Sprecher selbst dem Redakteur der Bibel, welche sie referirt, in einer göttlichen Originalkorrespondenz mitgetheilt. Genug, sobald dem Nichts kommandirt wurde: „es werde Licht!“, gehorchte das unsichtbare Schwefelholz auf der Stelle und richtig, „es ward Licht“. So war also der Vater Nichts im Grunde auch der erste „Locofoco“.

Der eben nachgewiesene Ursprung des Humbugs hat mich auf die Spur gebracht, für denselben die so oft vergeblich gesuchte, überall passende Definition zu finden. Windbeutelerei, Prahlerei, Aufschneiderei, Ubertreibung, Lüge, Betrug—alle diese Ausdrücke bezeichnen den Humbug in diesem und jenem speziellen Falle, aber sie bezeichnen ihn nicht im Allgemeinen. Ich weiß keine erschöpfendere Definition, als diese: der Humbug ist die Kunst, Etwas zu machen aus Nichts.

Werfen Sie, diese Definition festhaltend, einen Blick in die Geschichte, so finden Sie, daß die Haupt Humburger ihren Ursprung auf den Künstler zurückführen, der die Welt erschuf aus Nichts, und daß ihre Existenz auf dem nämlichen Kunststück beruhte. In derjenigen Zeit, wo die Menschen aus der thierartigen Vereinzelung in Stämme zusammentraten, entwickelte sich zuerst, auf der Grundlage des Erschaffungshumbugs, der Humbug des Fürsten- und Priesterthums. Fürst und Priester war vereinigt in der Person des Patriarchen. Da er seines Arms oder seines Alters wegen der Weiseste war, fragte man ihn u. A. nach der Ursache und dem Ursprung der Dinge. Er wußte so viel davon wie die Andern, nämlich nichts, aber im Handumdrehen machte er dieß Nichts zu einem Glaubenssatz durch die Entdeckung, daß Alles aus Nichts entstanden sei. In den plötzlich zusammengeronnenen Wolken entwickelte sich ein Gewitter, das den ganzen Stamm in Schrecken setzte. Das Gewitter entstand an dem früher heitern Himmel scheinbar aus Nichts. „Seht ihr?“ sprach der Patriarch, „wie dieses Gewitter und dieser Regen aus Nichts entstand, so hat der Herr der Gewitter auch die ganze Welt aus Nichts gemacht“. Und nachdem er seinen Untergebenen diesen Humbug aufgebunden, knüpfte sich ganz natürlich die Versicherung daran, der Herr der Gewitter habe ihn persönlich besucht, um ihm das Geheimniß mitzutheilen. Die Gewitter häuften sich, andre Naturereignisse traten hinzu und es entstand die berühmte Ueberschwemmung. Dem Patriarchen Noah, der sich auf die Fischerei verstand und ein Schiff besaß, gelang es, sich mit einer kleinen Kolonie zu retten, während Andre ertranken, und er schrieb diese

Rettung auf Rechnung eines abermaligen Nichts, nämlich einer besondern Gunst Dessen, der aus Nichts die große Ueberschwemmung hatte hervorgehen lassen. Noah war durch ein Nichts ein gemachter Mann, auch ohne die berühmte Arche, worin er je ein Männlein und ein Weiblein, d. i. seinen Ochsen und seine Kuh, seinen Bock und seine Ziege, seinen Hahn und seine Henne mit sich nahm. Aus dem großen Born des Nichts schöpfend, hatte er sich mit Nichts zu einem Halbgott aufgebläht und das Erbe seines Nichts ging über auf seine Söhne Sem, Ham, Japhet. Aus demselben Born, der jetzt schon eine Quelle von höheren Eingebungen, Weissagungen, Autorisationen u. s. w. geworden war, schöpfte Abraham, Isaak und Jakob und alle die großen Nichtsmänner im Hintergrund der Geschichte, bis denn endlich der größte aller ältern Nichtskünstler, Moses, die Wissenschaft des Nichts in ein System brachte, das noch immer die Grundlage der Autorität aller Humbuger und des Glaubens aller Behubugten bildet.

Seit Moses Zeiten ist es aller Welt klar geworden, daß sie aus Nichts entstanden; das Wunder, dieß Schooßkind des Humbugs, begann die Welt zu regieren und daß es die Kunst verstanden hat, aus Nichts Etwas zu machen, werden wir nicht in Abrede stellen, wenn wir alle die Tausende von Humbugern in Augenschein nehmen, die unter dem Namen von Religionsstiftern, Fürsten, Priestern u. s. w. mehr waren oder schienen als einfache Menschen, konstruirt aus dem nämlichen Stoff, woraus alle zweibeinigen Wesen ohne Federn bestehen. Das Nichts, woraus man das übermenschliche Etwas konstruirte, das die gewöhnlichen Menschen beherrschte,

nahm allerlei Namen an, die im Reich des Etwas nirgendwo ein entsprechendes Object finden, z. B. Majestät, Heiligkeit, Fürst, König, Kaiser, Pabst, Cardinal, Bischof, Eminenz, Erzellenz, Hochwürden u. s. w. Für das Wort Essen, Trinken, Lieben, Mensch, Thier, Baum, Luft, Wasser, Leben, Sterben, Gehen, Sitzen, Schwimmen, Denken u. s. w. u. s. w. finden wir überall und zu jeder Zeit, im Gebiet der Natur wie im Gebiet der Geschichte, das bezeichnete Object oder den bezeichneten Zustand als etwas Reelles wirklich vor; aber wer ist ohne die Kunst, aus Nichts Etwas zu machen, im Stande, in der ganzen Welt ein Ding zu entdecken, das Majestät, Heiligkeit, Eminenz, Hochwürden u. s. w. heißen könnte? Dieser ganze bunte Himmel von Humbug ist natürlich hervorgegangen aus dem bahnbrechenden Urhumbug von einer Erschaffung der Welt aus Nichts. Ohne diese kühne Erfindung hätte kein Mensch je den Muth gehabt zu behaupten, er sei mehr als sein Nebenmensch; er wäre nie auf den Einfall gekommen, daß das Kunststück Anerkennung finden könne, aus Nichts sich eine That zu konstruiren, wodurch er plötzlich Herr und Heiland aller übrigen Menschen würde. Wer einmal durch den Glauben an eine Entstehung durch Nichts, d. h. an Wunder, zum Betrogenwerden disponirt und erzogen ist, der ist auch vor keinem Betrug mehr gesichert; wer an Wunder glaubt, ist Sklave alles Humbugs. Wer mir einmal den hirnerstörenden Unsinn glaubt, daß aus Nichts Etwas, sogar eine ganze Welt entstehen könne, der wird auch fähig sein mir zu glauben, daß ich mich aus dem Nichts zu seinem Herrn und Eigenthümer, zu einem Propheten, Fürsten u. s. w. vergrößern könne. Nicht die Erniedrigung

des einen Menschen zu einem Nichts, sondern die Erhöhung des andren durch ein Nichts ist die Stütze der Ungleichheit und Rechtlosigkeit, denn der Erniedrigte richtet sich gegen den Erniedrigter immer wieder auf, so lang er ihm gleichzustehen glaubt und nicht durch einen Humbug der Heiligkeit und Unangreifbarkeit zurückgeschreckt wird. Gibt ein Unterthan einem andren eine Ohrfeige, so erhält er sie prompt zurück; ohrfeigt ihn eine Majestät, so bedankt er sich inbrünstig, weil die Ohrfeige von Gottes Gnaden kommt. Die Entstehung aus Nichts und aus ihr erfolgend die Furcht vor dem Nichts — da haben Sie die einfachen Ingredienzen zu der Macht, welche bisher die Völker und die ganze Welt regiert hat. Aus Nichts ist die Welt erschaffen und durch Nichts ist sie beherrscht worden. Wird es da nicht der Mühe werth sein, das Nichts zu Nichts zu machen?

Den sprechendsten Beleg für diese Behauptung hat der Erbe des großen Moses, der große Christus geliefert. Der Sohn dreier Väter, nämlich Gottes des Vaters, des heiligen Geistes und des unschuldigen Zimmermanns, also dreier Nichts, hatte er auch ein Nichts zur Mutter, nämlich eine unberührt gebliebene Jungfrau, und die Theologen streiten sich noch heutiges Tages darum, ob er selbst ein Nichts oder ein Etwas war. Ich wundere mich, daß die religiösen Physiologen sich noch nicht alles Ernstes an die Aufgabe gemacht haben, medizinisch oder anatomisch nachzuweisen, wie man Mutter werden kann ohne Vater und Sohn ohne Mutter.

Wie die Herkunft, so beruht auch das Leben und Wirken des besagten Jesus Christus auf lauter Nichts. Sein Reich war nicht von dieser Welt und — die andre ist

Nichts. Er speis'te die Seelen der ganzen Menschheit mit Liebe und die Liebe hat sich bewährt als — Nichts. Er speis'te die Leiber von fünftausend Zuhörern mit einem Paar Brode, die so gut waren wie — Nichts. Er lebte 40 Tage in der Wüste von—Nichts. Er trug einen Rock ohne Naht, also genäht mit—Nichts. Er ließ den bösen Geist in die Säue fahren und die Säue spürten—Nichts. Er machte Todte lebendig und Lahme gehend mit—Nichts. Er starb am Kreuz — für Nichts. Man legte ihn in ein Grab und als man es wieder öffnete, fand man—Nichts. Er fuhr in die Hölle, in das Fegefeuer, in den Himmel und in andre Regionen des Nichts und lebt fort als uniz-
verfelles, unsterbliches Nichts. Durch seinen unerfchöpf-
lichen Nachlaß von Nichts wird jeder mißrathene Bauer, jeder viehische Fresser, jeder ekele Heuchler, Pfaffe ge-
nannt, ein heiliger Mann aus Nichts. Und seinen Leib und sein Blut, ungebraten und ungekocht, frühstückten täg-
lich eine Million schwarzköpfiger Harlekins, ohne sich den Magen zu verderben, denn außer Brod und Wein ver-
schlucken sie Nichts. Auf ihn sich berufend, machen die Pfaffen als moralische Fleckenvertilger eigene und fremde Sünden ungeschehen mit Nichts. Auf ihn sich berufend, hauf't in Rom ein bluttriefender Heiliger als Herr der Christenheit, der seine Bellmacht aufweis't als Statthal-
ter des — Nichts. Auf ihn sich berufend, schindet eine Asseziation von gekrönten Heiligen, Majestäten genannt, die ganze Menschheit äußerlich und innerlich und ihr Recht stützt sich, wie die Macht des Pabstes, auf die mäch-
tige Basis des heiligen Nichts. Kurz, die Religion der Wunder, die Religion der Liebe, die Religion des Nichts hat die ganze Menschheit nicht bloß um den Verstand,

Sondern auch um alles Recht gebracht, denn die Religion der Menschenliebe ohne ein einziges Menschenrecht ist ein monströses, lügenhaftes, entnervendes — Nichts. Und das Kompendium der ganzen Nichtsweisheit und Nichtswürdigkeit, deren große Lehrer Moses und Christus waren, nämlich die Bibel, dient aller Welt als Quelle, um Alles zu beweisen, und wer Alles beweist, sagt das Sprichwort, beweist — Nichts.

Eine größere Häufung von Nichts, als das Christenthum uns darbietet, hat die ganze Geschichte nicht aufzuweisen; die Kunst, Etwas zu machen aus Nichts, ist durch das Christenthum zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet worden. Also das Christenthum bezeichnet die höchste Stufe des Humbugs, die Weltpropaganda des Nichts. Es schaudert Einem, in diesen gähnenden Abgrund des Nichts hineinzuschauen, den die Menschheit zwei Jahrtausende lang für den Born des Lebens angesehen hat. Und wenn das Christenthum irgend eine tröstliche Betrachtung erregen kann, so ist es einzig die, daß die Menschheit ein langes Leben haben müsse und das Ende der Welt noch nicht zu fürchten habe. Denn wenn sie zwei Jahrtausende verschwenden konnte an ein leeres Nichts, so muß ihre Entwicklung über Millionen von Jahren zu disponiren haben. Und wäre jenes Nichts wenigstens durch irgend eine erheiternde, lebenweckende Seite anziehend gewesen! Aber nein: Humbug, Entbehrung, Thränen, Erniedrigung, Tortur und Tod — das sind die einzigen Bestandtheile des Christenthums. Statt eines blühenden und geistduftenden Baumes, wie die Mythologie der Griechen war, nur ein todtes, als Kreuz aufgerichtetes Holz, an dem ein angespicener und mit Essig

gelabter Mensch mit einer Dörnerkrone zwischen zwei gekreuzigten Verbrechern hängt! Sehr anziehendes und sehr bezeichnendes Bild und Symbol! Kreuzigung, Dörnerkrone, Verbrecher, Ausfällige, Auspeien, Schwamm mit Essig, gezeißelter Rücken, durchstochene Seite, sieben Schwerter in der Brust, pfeildurchbohrte Heilige, Männer im glühenden Ofen, ein von oben bis unten durchgesägter Gottesmann, abgehauenes Ohr, gekreuzigt den Kopf nach Unten, eine Heilige mit ausgerissenen Zähnen, ein Heiliger mit ausgerissener Zunge, ein lebendig Geschundener und zur fernern Illustration einige hundert Millionen aus lauter Bärtlichkeit gemordeter, massacrirteter, niedergemetzelter, verhungerteter, gefolterter und lebendig gebratener Menschen — da haben Sie die humanen und zugleich ästhetischen Seiten des Christenthums, der Religion der Liebe, des Friedens und der — Schönheit! Im ganzen Christenthum auch nicht ein einziges freies und frisches, heiteres und schönes Lebensbild. Man meint, das müsse eine Religion für Todtengräber, Schächer, Henker und Abdecker sein. Und allerdings sind Diejenigen, die sich am Meisten dafür interessiren, die Todtengräber, Schächer, Henker und Abdecker im Großen oder im höheren Styl. Wenn das Christenthum sich die schöne griechische Mythologie hätte aneignen sollen, es würde nichts davon benutzt haben, als etwa den geschundenen Marsyas, den von Hunden zerrissenen Aktäon, den Leberzerfressenen Prometheus, den von Schlangen erdrückten Laokoon, die Proserpina im Keller der Unterwelt, den mit Schlangen auf ein Rad geflochtenen Triton u. s. w. Die neun Musen, die Minerva, die Venus, den Dionysos und den Apoll aber hätte es sofort in die Hölle ge-

schickt oder der größern Sicherheit wegen an's Kreuz genagelt. Wenn man alle Abgeschmacktheiten, Geschmacklosigkeiten, Naturwidrigkeiten, Lügen, Henschereien, Geistlosigkeiten, Ekelhaftigkeiten, Grausamkeiten, Barbareien, Niederträchtigkeiten, Schenßlichkeiten der Welt in einem Topf kochen lassen, so würde als Extrakt ein Ding übrig bleiben wie das Christenthum mit seinen Resultaten.

Wie war es aber möglich, müssen wir fragen, daß dieser schauerliche Humbug, genannt Christenthum, zur Weltherrschaft gelangte? Die Antwort ist einfach: eben weil es der größte Humbug war, den die Enttäuschung nicht sofort erschöpfen und abnutzen, ja fern auf seinen weiten Flügeln erst eine gereifere Einsicht einholen und tödten konnte. Der Humbug des Christenthums mit seiner allgemeinen Liebe, seiner grenzenlos. Duldung, seiner endlosen Aussicht in jene Welt, seinem ewigen Anschauen Gottes u. s. w. war eben der lange, geistige Blitzableiter für die wahren Humbuger, welche die Völker ausbeuteten ohne Ende; es war die große Wallfischtonne, womit man die Menschheit spielen ließ, wenn man sie fangen wollte, und sie spielt jetzt schon 18 Jahrhunderte damit; es war das voluminöse Windei, das man den hungrigen Völkern darreichte, während man die vollen Eier aus dem Neste nahm.

Die Weltherrschaft des Christenthums war aber nur möglich durch die Weltherrschaft des Despotismus. In einer freien und glücklichen Zeit hätte man den Sehn der Jungfrau wahrscheinlich als Irrsinnigen in ein Narrenhaus oder als Betrüger in ein Zuchthaus gesperrt. Aber zu seiner Zeit war die ganze Welt ein Narrenhaus oder Zuchthaus. Dem beherrschte mit 400,000

stehenden Soldaten und mehreren Flotten auf einem Gebiet von 100,000 Quadratmeilen 120 Millionen Menschen, unter denen 60 Millionen Sklaven und 40 Millionen gewesene Sklaven waren. Der Reichthum wie die Gewalt war in den Händen Weniger; der Luxus und die Sittenlosigkeit taumelten auf einer Wüste von Elend und Erniedrigung umher. Alles Selbstbewußtsein und leitende Prinzip war den Menschen verloren gegangen und die Weltweisheit war zu Ende wie die Welt. Das war das Werk des römischen Despotismus. Für die Vernunft war kein Boden, für das Recht kein Sinn mehr zu finden. Das Einzige, was die erschlaffte und verzunkene Menschheit aufregen und reizen konnte, war der Humbug. An der Wirklichkeit verzweifelnd, stürzte man sich in das Reich der leersten und widerwärtigsten Phantasie. Sie öffnete den verzweifelten Seelen eine Aussicht in eine andre Welt und die kraftlos gewordenen Geister retteten sich aus der Wüste einer hoffnungslosen Umgebung in eine Traumwelt der Entsagung. Oder aber, die Entsagung, die dulddende Verzweiflung war schon da und acceptirte willig den heiligen Stempel, den ihr ein Humburger mit seinen Gehülfen aufdrückte. Es gab für die Menschheit nur zwei Auswege: entweder Revolution oder Resignation. Christus kam der Revolution zuvor durch die entnervende Religion der Erniedrigung, welche, einmal der Menschheit anerzogen, so lang herrschen wird, wie wir die Erniedrigten nicht einführen in die neue Welt des Rechts und der Wahrheit, der vollen, ganzen Wahrheit.

Die ganze Bedeutung des Christenthums liegt in dem Umstand ausgesprochen, daß Rom, einst der Mittelpunkt

des Welt despotismus, auch der Mittelpunkt des Welt humbug geblieben ist. Und sein Ziel ist noch immer das nämliche: wie es früher die Welt beherrscht hat durch den Despotismus, so sucht es sie jetzt zu beherrschen durch den Jesuitismus. Das Christenthum ist der Urfeind der Revolution und Christus der Gott der Reaction; deshalb beginnt auch der systematische Revolutionair seine Arbeit mit der Bekämpfung des Christenthums und seiner ganzen theologischen Grundlage. Und wie der römische Jesuitismus, ungleich seinem Vorgänger, dem römischen Despotismus, für seine Weltherrschaft geistige Mittel wählt, so ist es auch der geistige Gegenpol, von welchem der systematische Revolutionair seine Operation beginnt, und nicht der bloß militairische oder brutale.

Es sind 1800 Jahre, daß der christliche Humbug die Welt beherrscht, verdummt, ausgefogen, daß er durch Elend, Blut und Sklaverei die Menschheit auf die „ewige Seeligkeit“ und das „Anschauen Gottes“ vorbereitet hat. Wie weit sind wir jetzt gekommen mit dieser Universal-Beglückungsmethode, die mit Nichts beginnt und mit Nichts endigt? Ist durch sie nicht die ganze Welt, die ganze Gesellschaft zu einem haarsträubenden Humbug geworden? Die Thorheit wie die Schlechtigkeit verliert ihre abschreckende Wirkung, sobald sie einmal allgemein geworden. Wie wäre es sonst möglich, daß die Welt nur eine Minute länger dieses Joch des widerlichsten Unsinns und der schamlosesten Lüge auf ihrem Nacken duldet! Gäbe es noch kein Christenthum in der Welt und plötzlich thäte sich ein Mann auf, der sich Papst nennt, und hundert andre, die sich Bischöfe nennen, und hunderttausend andre, die sich Priester nennen, und diese ganze

Bande von Harlequins führte vor unsern Augen den Firtlesanz auf, den sie täglich in den Kirchen, auf den Straßen u. s. w. produziren unter millionenfacher Verpeißung des lieben Gottes, und eine andre Bande mit Kronen auf den Köpfen machte mit ihnen gemeinsame Sache und wollte auf den Willen des täglich wiedergekauften lieben Gottes und seines am Kreuz, in der Hölle, in der Wüste und aller Orten umhergefahrenen Sohnes das Recht gründen, uns auszubeuteln, zu knuten, zu hängen und zu würgen — würden wir nicht diese ganze Sippchaft ansehen wie eine Bande von verlaufenen Wilden, von afrikanischen Götzendienern, von asiatischen Fakirs, von neuseeländischen Menschenfressern? Würden wir sie nicht belachen wie die Affen, oder in die Narrenhäuser sperren wie Tolle, oder todtschlagen wie wilde Thiere? Und jetzt? Selbst Aufgeklärte, selbst Vorkämpfer der Entwicklung, selbst Revolutionaire par excellence lassen diese Welt von Spuk, Unsinn und Barbarei als berechtigt bestehen, weil sie einmal besteht, und haben jeden Falls nichts dagegen, wenn der ganze Humbug übersezt wird in demokratische Formen und täuschende Namen.

Mit Hilfe des Christenthums sind wir in 1800 Jahren in eine Zeit und Weltlage gelangt, die viel Aehnlichkeit hat mit derjenigen, welcher das Christenthum seine Entstehung verdankt. Wir erleben abermals eine Weltherrschaft des Despotismus, nur ist sie jetzt bei Weitem ausgebehnter. Die Quadratmeilen haben sich etwa um 100,000, die Sklaven um etwa 100 Millionen und die Soldaten um ein Paar Millionen vermehrt. Die Versunkenheit ist fast so tief wie die römische war

und die Rathlosigkeit scheint nicht kleiner zu sein. Es fehlt bloß, daß die Welt wieder, wie damals, einer einzigen Kaiserkrone gehorche. Die Differenz und Kollisionen der verschiedenen Kronen ist das einzige Hinderniß, die Menschheit wieder so zusammenzufueten, daß sie abermals eine gleichartige Masse für die Hand eines „Erlösers“ abgäbe. Wer wird jetzt der Erlöser werden? Ist vielleicht die Zeit gekommen, wo der Gekreuzigte wieder vom Himmel herabsteigen wird? Oder muß das Christenthum noch erst in die höchste Potenz getrieben werden und haben wir die Erlösung etwa von den Kappings, den Shakers und den Mormonen zu erwarten?

Der Erlöser der jetzigen Welt muß derjenige sein, der uns von dem Erlöser der früheren befreien wird. Der neue Erlöser hat verschiedene Namen, die aber noch alle gleich sehr verrufen sind, weil Diejenigen, welche vor Allen die Pflicht hätten ihn anzuerkennen, der Heuchler und Dummköpfe wegen sich scheuen ihn in den Mund zu nehmen. Sein gewöhnlicher Name ist *Verstand*, er pflegt sich aber nicht immer mit diesem Namen zu unterzeichnen, weil mit der Zeit jeder Schuft sich *Verstand* nennt. Der eigentliche Erlösername ist „*Atheismus*“ oder „*Unglaube*“, mit andren Worten: der Glaube an die Vernunft, der Geist der Wahrheit und der Wille sie zur Herrschaft zu bringen. Er bedeutet die Lehre, statt aus Nichts Etwas, aus Allem Alles zu machen. Ja, der neue Welterlöser ist der Geist der Wahrheit, ist das radikale Heidenthum, ist das souveraine Menschenthum, das, nachdem es die weiten Räume der Welt mit dem Besen der Erkenntniß und der Wissenschaft gereinigt hat von den Gespenstern und Harpyien, welche

bisher die armen Sterblichen gequält, auf dieser ganz leidlichen Erde, auf der kein Herrgott und kein Teufel, sondern nur der vernünftige, humane, freie Mensch etwas zu sagen hat, sich häuslich einrichtet als demokratische Republik und die ganze Menschheit, Weiber wie Männer, in Kost, Logis und Unterricht nimmt. Dieser Erlöser verwandelt nicht Wasser in Wein, er speißt nicht die ganze Gesellschaft mit fünf Broden, er treibt sich nicht in der Wüste umher, er treibt nicht den Teufel in die Säue, er läßt sich nicht an's Kreuz schlagen, er predigt nicht Geduld und Liebe — nein, er verwandelt die Haideberge in Weinberge, setzt die Hungernden an die Tafel der Schwelger, schlägt seinen Sitz auf offenem Markte auf, treibt den Teufel aus den Säuen heraus, kreuzigt alle Kreuziger, streicht die Geduld aus dem Wörterbuch aus und überläßt die „Liebe“ ruhig den Verliebten.

Wissen Sie, wie der neue Erlöser zur Welt kommen wird? Es wird ihn weder eine unbefleckte Jungfrau im Ochsenstall gebären, noch wird ein heiliger Tauberich sein Vater sein. Er wird, im Stillen großgefängt an der Brust der geschändeten Erkenntniß, plötzlich als fertiger Kämpfer auf offenem Markt unter die Menge fahren und sein Vater ist der „heilige“ Grimm der Empörung. Was ist die Revolution? Sie ist die Wahrheit in Aktion. Ohne Wahrheit keine Revolution, ohne Revolution kein Sieg der Wahrheit, so lang die Gewalt sie niederhält. Erst in der Revolution wirft das Volk allen Zwang der Lüge, alle Masken der Verstellung, alle Fesseln der Sklavensucht, welche die tyrannische Gewalt ihm aufgenöthigt, von sich, um seine unverfälschte Menschen-

natur mit allen seinen zurückgedrängten Wünschen und Ideen zu offenbaren. In einer wahren Revolution bleibt keine Ursache der herrschenden Uebel außer Frage, sie läßt kein rettendes Prinzip ohne Erörterung, sie faßt den ganzen radikalen Ideen-Inhalt ihrer Zeit zusammen, um das Programm für ihre Thätigkeit zu finden. Im Sturm ihrer Bewegung klaffen die Wogen der Zeit bis auf den Grund aus einander, um jede feindliche Macht zu enthüllen, die sich in ihrem Schooße verbarg, während eine Scheinrevolution nichts aufrührt als ein wenig oberflächlichen Schaum, über dessen leerem Geräusch sogenannte Revolutionaire als schreiende Möven umherschwärmen, bis die unangetasteten Ungeheuer der Tiefe wieder empor tauchen und sie verschlingen.

Hatten wir schon eine wahre Revolution? Nicht in diesem Jahrhundert. Was die Erhebung von 1789 zur wahren, zur einzigen wahren Revolution machte, war nicht die Rücksichtslosigkeit, womit sie so viel Blut vergoß — dazu haben ihre Feinde sie gezwungen —, auch nicht die Entschiedenheit, womit sie eine Scheidelinie zwischen dem Volk und dem Gottesgnadenthum durch den Hals eines Königs zog — darin war ihr schon England zuvorgekommen —, sondern es war die geistige Kraft und der sittliche Muth, womit sie den ganzen Geist der Vergangenheit vor ihr Forum zog, die Grundsätze für eine Wie-dergeburt der Menschheit proklamirte und alle ihre Gedanken in Thaten umzusetzen suchte. Sie hatte die Intelligenz und den Muth, durch den Wust der vergangenen Jahrhunderte hindurch zurückzugreifen auf den Ursprung der Dinge, auf die Quelle der Erkenntniß, auf die Wurzel aller falschen Anschauungen, auf die Grundlage der ganzen

bisherigen Entwicklung und die Ur- und Universalplatzform für die ganze Menschheit in den Hauptzügen anzudeuten. Es war kein zufälliger Scherz, daß sie „Gott“ entthronte und die „Vernunft“ offiziell an seine Stelle setzte, sondern es war das Ergebnis einer tiefen, wenn auch noch vereinzelt Erkenntnis, daß ohne die Abwerfung aller theologischen Phantasien und die Zurückführung der Menschheit auf ihre bloße Vernunft alle Anstrengungen zu ihrer Befreiung und Beglückung auf die Dauer vergeblich sind. Daß das französische Volk im Allgemeinen noch nicht fähig war, diesen Wechsel aufrecht zu erhalten, kann eben so wenig, wie die Verirrung, die neue „Göttin“ durch eine nackte Dirne darstellen zu lassen, die Größe und Kühnheit des Entschlusses beeinträchtigen, den allmächtigen, weltbeherrschenden Popanz über den Wolken, wenn auch nur auf vierundzwanzig Stunden, im Namen einer großen Nation als ein lügenhaftes Nichts vor der ganzen gläubigen Welt von seinem Thron zu werfen. Würde dieses große Beispiel, groß trotz der Thorheit, ein Phantom des Glaubens durch ein Regierungsdekret vernichten zu wollen, von Allen verstanden, die an dem Werk der Befreiung arbeiten, so würde die künftige Revolution die Entthronung ruhig der Vernunft allein überlassen können und dieser die Herrschaft sichern durch bloße Abjektivung ihrer offiziellen Feinde.

Seit 1789 ist trotz aller Reaktion die Bildung fortgeschritten, die Empfänglichkeit für die Ideen der Freiheit allgemeiner und das geistige Fundament für ihren Aufbau breiter, tiefer und fester geworden. Kommt eine neue Revolution, so werden ihre Hoffnungen begründeter und ihre Aufgaben noch größer sein, als die der französi-

schen waren. Sie wird nicht bloß die Fürsten und die Aristokraten zu beseitigen, sie wird auch nicht bloß auf 1848 und 1789 zurückzugreifen haben, nein, sie hat es zu thun mit der Geschichte der ganzen jetzigen Entwicklung bis zu dem Ursprung ihrer herrschenden Anschauungen und Traditionen, sie hat vollständig zu brechen mit der religiösen Entwicklung bis zu Christus und Moses hinauf, wie mit der politischen bis zu der römischen Welt Herrschaft und dem römischen Recht. Sie muß allseitig mit philosophischem Geist das ganze Gebiet der gesellschaftlichen Vervollkommnung umfassen und eben so wenig still stehen vor den Grenzen einer Religion wie vor den Grenzen einer Nation.

Ich habe Ihnen hier die Aufgabe und den Charakter einer wahren Revolution skizzirt, um Ihnen im Gegensatz den Trost zu bereiten, daß Sie unter den Revolutionairen so gut Ihre Kollegen finden, wie in Ihrer gewöhnlichen Umgebung. Ich verweise Sie damit auf das Jahr 1848. Was man damals Revolution nannte, war in jeder Beziehung ein reiner Humbug, weshalb sie auch so spur- und folgenlos vorübergegangen ist. Das alte welterschaffende Kunststück, Alles zu machen aus Nichts, wurde im Jahr 1848 in der geläufigsten Weise von aller Welt praktizirt. Jedes Geschöpf wurde damals zum Schöpfer und brachte sein Werk zu Stande sogar ohne die alttestamentarische Bedingung: „es werde Licht“. Wer als unschuldiger Unterthan zu Bette gegangen war, stand als gemachter Revolutionair wieder auf; jeder liberale Bürgermeister wurde über Nacht eine nationale Größe, jeder Lokalredner ein geschichtlicher Mann, jeder Vereinspräsident ein Führer des Volks, jeder phrasenreiche Halbmannsch

eine leitende Macht. Was man wollte, das blieb grade Dessen, welche den allgemeinen Willen repräsentirten, das größte Geheimniß, bis die Zeit zum Wollen vollständig vorüber war. Wo man Mittel hatte, fehlte der Zweck; wo ein Zweck war, fehlten die Mittel. Nur über Eins war man sich klar: Jeder wollte die eigene, so plötzlich emanzipirte Größe zur Geltung bringen oder sonstwie mit der Revolution ein Geschäft für seine unschätzbare Person machen. Man redete von Demokratie und wollte keine Demokraten; man verlangte Freiheit und gab ihren Feinden die Macht; man träumte von Siegen und vertraute den Verräthern die Leitung an; man strebte nach Vereinigung und befeindete sich über die Grenze des Kirchspiels hinüber. Man schickte sich an, eine große Zukunft zu schaffen, und ließ den ganzen Bau der Vergangenheit mit seinen Insassen unberührt. Dabei hielt man in Frankreich das Volk mit einer leeren Phrase hin, dem Humbug der "fraternité", und in Deutschland schreckte man es mit einem widrigen Gespenst, dem Humbug des Kommunismus. Kurzum, überall wollten Menschen, die als Revolutionaire nichts waren, Revolution machen aus Nichts und durch Nichts.

Daß die Leute, die damals vor den Palästen stehen blieben, auch vor den Kirchen stehen blieben, versteht sich von selbst. Wer die Könige schont, vergreift sich nicht an den Pfaffen und wer die Pfaffen braucht, ehrt die Könige. Beide stehen und fallen mit einander; bleiben die Einen aufrecht, so fehlt es nicht, daß sie auch die Andern wieder auf die Beine bringen. Dieß ist eine unbestreitbare Wahrheit, die das einfachste Nachdenken ergibt wie die geschichtliche Erfahrung. Wer aber diese Wahrheit selbst

heute noch nicht erkennt oder anerkennt, das sind die revolutionairen „Führer“. Ja, wir erleben es noch heute, daß die gerühmtesten Häupter der Revolution die Männer „von Gottes Gnaden“ bekämpfen im Namen „Gottes“, der sie beschützt. Von Petersburg bis Paris, von Berlin bis Wien ist es „Gott“ und die „Vorsehung“, welche den Tyrannen die Herrschaft sichert und die Macht verleiht, ihre revolutionairen Gegner einkerfern und erschießen zu lassen; dennoch stellen die gepriesensten Revolutionaire ihre Sache unter den Schutz des nämlichen Gottes und der nämlichen Vorsehung, die ihnen so beharrlich den Rücken zuehrt, und beten mit ihren gottbegnadeten Todfeinden an dem nämlichen Altar! Heute läßt der allwissende, allmächtige und allgütige „Gott“ durch einen seiner gekrönten Lieblinge die Empörer zu Tausenden abschlachten und morgen fleht der Führer der Geschlachteten den nämlichen Gott um seinen Beistand an oder dankt ihm für seine Gnade!

Ich überlasse Ihnen, dem kundigen Beurtheiler, ob Sie in dieser Liebhaberei eine exemplarische Dummheit, oder einen exemplarischen Humbug finden wollen. Vielleicht werden Sie daraus den Trost schöpfen, daß Ihr Ende noch nicht gekommen ist, und sich auf Ihre ausgebreitete Kollegenschaft etwas zu gut thun, von den Königen bis zu den Revolutionairen. „Gott erhalte Sie“ alle mit einander, so lang Sie im Stande sind, „Gott“ zu erhalten!

Was ist wahre Demo- kratie?

Die Agentien der staatlichen Entwicklung.

Den Geschichtschreibern und Politikern ist ein analogisch angewandter Ausdruck geläufig geworden, der eigentlich nur in das Reich der Naturgeschichte und der Elementarwelt gehört. Wir meinen den Ausdruck „organische Entwicklung“. Am Liebsten bedienen sich desselben diejenigen Staatsrechtslehrer, welchen es um eine beschönigende oder imponirende Phrase zur Vertheidigung und Erhaltung des Bestehenden zu thun ist, namentlich desjenigen Bestehenden, welches „werth ist, daß es zu Grunde geht“. Aber auch freisinnige Politiker lassen sich noch im Ernst auf die Frage ein, ob Staaten, gleich Pflanzen, sich „organisch“, das heißt im Grunde, durch den Prozeß eines bewußtlosen, durch eine Keimanlage bestimmten und begrenzten Wachsthums entwickeln, oder ob sie in ihrer Entstehung wie Fortentwicklung das abänderliche Werk des denkenden und dirigirenden Menschengestes seien und sein sollen. In anderer Form gestellt, würde die Frage lauten: ist der Mensch ein bewußtloses Naturprodukt wie die Pflanze, oder ist er ein selbstbewußtes denkendes, sich selbst bestimmendes Wesen? Ist er das Letzte, so wird Niemand, der dieß zugibt, die Verantwortlichkeit für die Lehre übernehmen wollen, daß eine G e m e i n s c h a f t solcher selbst-

Bewußten, denkenden, sich selbst bestimmenden Wesen bei der Regelung ihrer Angelegenheiten Das aufzugeben oder abzulegen habe, was des einzelnen größter Vorzug ist; daß, wenn dem einzelnen Menschen Vernunft und Interesse gebietet, einen falschen Schritt zurückzuthun, einen verkehrten Weg zu verlassen, einen begangenen Irrthum zu berichtigen, eine organisirte Gesellschaft von Menschen der Vernunft folgen und ihr Interesse wahren können durch das Gegentheil. Und doch ist die Lehre von der organischen Entwicklung der Staaten im Wesentlichen nichts Andres, als eine Umschreibung solcher unsinnigen Doktrin. Sie ist ein roher, in den Anschauungen früherer Zeiten befangener Mystizismus, der aber eben so wohl der trägen Gedanklosigkeit entspricht, welche sich nicht die Mühe nimmt, über die Aufgaben einer staatlichen Gesellschaft in's Klare zu kommen, wie jener pseudo-demokratischen Weisheit, welche durch ein liederliches laissez aller die staatlichen Probleme lösen zu können glaubt, und jener reaktionairen Berechnung, welche den Einfluß denkender Geister von der staatlichen Entwicklung fern zu halten sucht, um jedes „historische“ Unrecht ungehindert fortwachsen zu lassen. Auch ist dieser Mystizismus auf das Engste verwandt mit jener verderblichen Glaubensbefangenheit, welche jeden üblen Ausgang, den die Thorheit der Menschen verschuldet, wie jede glückliche Wendung, die ihre Sorglosigkeit nicht verdient hat, auf die Rechnung einer außermenschlichen Macht oder Fügung schreibt, so daß weder der eine die Folge hat, ihre Weisheit zu vermehren, noch die andere die Wirkung, ihre Selbstthätigkeit anzuregen. Haben sie durch ihr Handeln oder Unterlassen ein Unheil herbeigeführt, so ersparen sie sich die Erkenntniß ihrer Schuld

durch eine Hinweisung auf den Willen der Vorsehung; sind sie mit „mehr Glück als Verstand“ einer Gefahr entgangen, welcher ihre Gedankenlosigkeit sie ausgesetzt hatte, so umgehen sie das Nachdenken über die Bedingungen ihrer künftigen Sicherheit durch einen Dank für die Gnade eines höheren Lenkers.

Wenn zehn denkende Menschen, die einen gemeinsamen Zweck haben, sich zu einer Gesellschaft vereinigen, so wird es ihnen nicht einfallen, die Erreichung ihres Zweckes einer „organischen Entwicklung“ anzuvertrauen, die sie nicht übersehen und in der Hand haben, sondern sie werden, nachdem sie die Bedingungen ihrer Vereinigung geprüft und festgestellt, einen Erfolg derselben nur von der richtigen Wahl der nöthigen Mittel und Wege, kurz von ihrer eigenen Intelligenz und Thätigkeit erwarten. Erkennen sie dabei, daß sie einen Fehlgriß gemacht oder von einem falschen Grundsatz ausgegangen, so corrigiren sie ihr eigenes Werk. Mit einer denkenden Staatsgesellschaft ist es genau Dasselbe, nur daß sich in ihr die Interessen vervielfältigen und die größere Zahl der Mitglieder so wie die räumliche Entfernung die rasche Uebersicht und Verständigung erschweren. Aber diese Erschwerung, statt ein gedanken- und thatloses Zurückfallen auf den Mystizismus der „organischen Entwicklung“ zu rechtfertigen, kann nur eine Aufforderung sein, durch Aufklärung über das Wesen und den Zweck des Staats dessen Aufgaben zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen und dessen Mechanismus möglichst zu vereinfachen.

Natürlich müssen, je primitiver ein Staatswesen beschaffen ist, seine Zustände und seine Entwicklung um so mehr an eine organische Naturgestaltung erinnern. Aber

eine rein organische, durch ein bloßes, blindes Drängen, oder ein unkontrollirbares Wachsthum der eben vorhandenen Elemente und Zustände bewirkte Staatsentwicklung hat es nie gegeben. Jeder Staat, auch der rohste der ältesten Vergangenheit, war ein künstliches Produkt, welches wenigstens in seiner Spitze alle zur Zeit vorhandene Denkfähigkeit in Anspruch nahm. So fern sich seine Elemente von der denkenden Theilnahme ausschlossen, waren sie eben bloßes Material, das von den übrigen Elementen benutzt wurde; seine spätere Entwicklung aber bestand nur und konnte nur bestehen in der Ausbreitung jener denkenden Theilnahme. Man stelle sich eine Staatsgesellschaft vor aus dreißig, fünfzig Millionen klar denkender Köpfe bestehend, die sämmtlich auf der Basis der Gleichheit ihren Rechtsantheil an der Gemeinschaft erkennen und geltend machen, so bleibt keine Spanne Raum mehr für eine mysteriöse „organische Entwicklung“ und jede Manifestation, jeder Akt, jede Reform, jeder Fortschritt des Staats ist das vorausberechnete, gemeinsame und nachweisbare Werk der Hirnthätigkeit jener dreißig oder fünfzig Millionen.

Indem wir somit jede mystische Anschauung verbannen, welche die staatlliche Thätigkeit und Entwicklung von geheimnißvollen, der Kontrolle der Staatsmitglieder sich entziehenden Kräften oder Gesezen abhängig macht, wird es uns nicht einfallen, damit die äußeren Bedingungen der Entwicklung aus den Augen zu setzen, die nothwendigen Wirkungen natürlicher Ursachen für aufgehoben zu erachten und die durch gegebene Zustände bedingten Hindernisse aus der Berechnung auszuschließen, kurz, jedes im Leben der Gesellschaft mitwirkende thatsächliche Moment durch den theoretisirenden Geist willkürlich beherrschen, oder gar

durch Ignorirung beseitigen zu wollen. Mit dem Gegebenen zu rechnen, ist eine Forderung, an die man auch den schlichtesten Verstand nicht besonders zu erinnern braucht. Was aber beständig der Erinnerung bedarf, ist die Forderung, daß das Gegebene mit der Vernunft zu rechnen habe. Wo es mit ihr im Widerspruch steht, da ist die einfache Frage zu stellen, ob das Gegebene weichen solle, oder die Vernunft. Wer sich dann gegen dieselbe entscheidet, hat die „organische Entwicklung“ auf seiner Seite und muß sich die Folgen gefallen lassen. Das Königthum, die Aristokratie, die Sklaverei sind geschichtlich entstandene Einrichtungen, deren Advokaten sie als Basis einer „organischen Entwicklung“ zu verewigen suchen. Wer dieser Prätension nicht die kategorische Forderung der Vernunft entgegensetzt, jene Einrichtungen vollständig abzuschaffen, wird vergebens erwarten, aus ihrer „Entwicklung“ die Republik, die Gleichheit, die Freiheit hervorgehen zu sehen. Es wird einem besonnenen Politiker so wenig einfallen, Freiheit ohne ihre Vorbedingungen zu erwarten, wie von ungleichen Fähigkeiten die gleichen Leistungen zu verlangen, oder ohne die nöthigen Vorbereitungen neue Zustände schaffen zu wollen, z. B. etwa den jetzigen Chinesen die Proklamirung der Republik zuzumuthen, von der sie noch nicht die mindeste Ahnung oder Vorstellung haben. Worum es sich handelt, das ist, die erkannten und unbestreitbaren Ziele, in deren Richtung die Entwicklung nach dem Gesetz der Vernunft, nicht der gegebenen Zustände fortstrebt, trotz allen Hindernissen und unter allen Umständen festzuhalten, die allgemeinen Vernunft-Prinzipien nicht den Rücksichten auf besondere Zustände oder die Schwierigkeit ihrer augenblicklichen Durchführung

zu opfern und den Fortschritt nicht von geheimnißvollen Agentien zu erwarten, sondern den Satz festzuhalten und bei jeder Gelegenheit zur Geltung zu bringen, daß die Erreichung der Fortschrittsziele allein von der Intelligenz und dem Willen der Gesellschaftsmitglieder abhängt und abhängen muß. Können die Chinesen jetzt noch nicht Republikaner sein, so haben nicht ihrer wegen die Republikaner sich in Chinesen zu verwandeln, sondern zu erwarten und darauf hinzuarbeiten, daß auch die Söhne des himmlischen Reichs einst die Republik errichten. Vom Unterthanengeist wird sie keine organische Entwicklung kuriren, sondern nur die zum Durchbruch kommende republikanische Erkenntniß und Gesinnung, werde diese nun praktisch vermittelt durch die extremen Folgen der jetzigen Zustände, oder theoretisch durch vorhergegangenes abstraktes Denken.

Wo die Einen die „organische Entwicklung“ wahrnehmen, da lassen Andre die „Logik der Ereignisse“ wirken, welche die Begleiterin jener zu sein pflegt. Beide Ausdrücke deuten auf die nämlichen Zustände hin, solche nämlich, in denen die Menschen überrascht und vorangetrieben werden durch Wirkungen, deren Ursachen sie ohne Voraussicht oder aus Verstocktheit entweder geschaffen haben oder bestehen ließen. Daß die Ereignisse Logik haben, bedeutet in solchen Fällen bloß, daß Diejenigen, welche sie herbeigeführt, keine hatten. Wer an der Logik richtiger Prinzipien festhält, dem bleibt die Logik der Ereignisse erspart, welche mit einem andren Ausdruck nichts ist, als die üble Erfahrung eines unlogischen Handelns. Die Voraussicht der Folgen ist nur möglich durch die Erkenntniß der Prinzipien, deren Verkörperung oder Verwirklichung die that-

fächliche Entwicklung ist. Die bisherige Geschichte lehrt, daß die Völker wie ihre Herrscher durch die Logik der Ereignisse heimgesucht, bestraft und zur Aenderung ihres Handelns gezwungen werden mußten, weil sie sich nicht durch die Logik der Prinzipien vorher belehren, warnen und bestimmen ließen. Wo sie fortschritten, da thaten sie es weil sie mußten, nicht weil sie wollten; sie haben das Alte aufgegeben, weil es unhaltbar und unerträglich geworden, nicht weil sie das bessere Neue vorher erkannt oder erstrebt hatten. Selbst die Sklaverei in der nordamerikanischen Republik wurde nicht abgeschafft weil die Nation prinzipiell ihr Unrecht erkannt und ihre verderblichen Folgen voraus berechnet hatte, sondern weil diese unvorhergesehenen Folgen ihr über den Kopf wuchsen und sie zu erdrücken drohten. Die Logik der Ereignisse zwang sie, ihren Mangel an prinzipieller Logik endlich anzuerkennen wenigstens durch Vernichtung seiner Folgen. Als Professor der Logik der Ereignisse mußte ihr Jefferson Davis lehren, was sie von dem früheren Jefferson als Professor der Rechtslogik nicht hatte lernen wollen. Diese theuer erkaufte Lehre aber, welche ihr die jüngste Erfahrung ertheilte, ist in andren Fragen vollständig für sie verloren, wenn sie dadurch nicht zu der Erkenntniß gelangt ist, daß überhaupt die Prinzipien die Nichtschnur für die Entwicklung des Staatslebens, des ganzen Staatslebens bilden müssen und daß die „organische Entwicklung“ von Zuständen und Einrichtungen, welche den richtigen Prinzipien widersprechen, nichts Andres als das Wachsthum des Verderbens ist.

Es entsteht die große Frage, ob die Völker, nachdem sie seit Jahrtausenden von der „organischen Entwicklung“ ver-

kehrter Einrichtungen und bestehender Zustände nur Unheil und Elend geerndet und durch die „Logik der Ereignisse“ über die Folgen ihres Mangels an Voraussicht und zeitiger Entschlossenheit belehrt worden sind, nicht endlich auf denjenigen Standpunkt der Intelligenz und Thatkraft gelangen werden, auf dem sie nach der Richtschnur der unwandelbaren Vernunft- und Rechtsprinzipien mit klarer Selbstbestimmung ihre Geschicke so gestalten, ihr Zusammenleben so organisiren, ihre Reformen so sichern und dadurch ihre Interessen so ausgleichen können, daß ihnen Unterdrückung wie Ausbeutung, Kriege wie Revolutionen, kurz alle bisherigen zerüttenden Kalamitäten und Konvulsionen erspart bleiben. Nicht organische Entwicklung, sondern entwickelte Organisation ist das Mittel dazu. Wie in der Medizin, so in der Politik sollte Verhütung der Uebel ihre Heilung unnöthig machen. Natürlich ist die Befähigung hierzu den Völkern nur erreichbar in einem demokratischen Staatsleben, in welchem allen Wünschen und Interessen die freie Geltendmachung nach allgemein gültigen Regeln gesichert ist, und da wir die Frage zu untersuchen haben, worin wahre Demokratie bestehe, so kam es zunächst darauf an, den Boden, auf dem sie gegründet werden soll, von dem verdunkelnden Nebel mystischer Anschauungen zu reinigen. Alles, was es braucht, kann ein demokratisch organisirtes Volk auch erreichen und für Alles, was ihm fehlt, ist ein demokratisch organisirtes Volk selbst verantwortlich.

Die Hauptbedingungen wahrer Demokratie.

Mit dem Worte „Demokratie“ wird vielleicht noch mehr Mißbrauch getrieben, als mit dem Worte „Freiheit“. Wofür kämpften die südlichen Sklavenhalter während ihres rebellionskrieges? Ihr drittes Wort war ihre „Freiheit“, die Freiheit nämlich, andre Menschen zu Sklaven zu machen. Jeder europäische Despot streitet für „die Freiheit seines Volkes“, wenn er es auf die Schlachtbank führt gegen einen fremden Despoten, der sein Konkurrent im Geschäft der Unterdrückung ist. L. Napoleon, ein Hauptvertreter dieser Freiheit, war zugleich durch und durch demokratisch. Mit dem Säbel in der Faust trieb er das Volk an die Wahlurne, um durch seine „demokratische“ Erwählung zum Kaiser aller Demokratie ein Ende machen zu lassen. In ähnlicher Weise suchte er Mexiko durch einen, wie er sagte, „demokratisch gewählten“ Kollegen zu beglücken. In Preußen, dessen König als deutscher Kaiser ebenfalls die Napoleonische „Freiheit“ entdeckt hat, nennt man in charakteristischer Bescheidenheit Alles „demokratisch“, was nicht geradezu für den Absolutismus von Gottes Gnaden ist. Die Engländer mit ihrer unverletzlichen Königin, deren ganze Aufgabe in der Lieferung einer möglichst zahlreichen Nachkommenschaft zur Verschwendung des Vermögens ihrer Unterthanen zu bestehen scheint, ihrer privilegierten Aristokratie, welche beinahe den ganzen Boden des Landes besitzt, und ihren sechs Millionen stimmrechtloser Proletarier halten sich für die ersten Demokraten der Welt. Sie werden nur ausgestochen durch die „Demokraten“ dieses Landes, welche das Wesen der wahren Demo-

kratie in dem freien Handel mit Menschenfleisch und in dem Recht der Theile des Staates fanden, gegen das Ganze des Staats im Namen der Sklaverei ungestraft Verbrechen zu begehen.

Solchem Sprachmißbrauch und solcher Begriffsfälschung gegenüber ist es nöthig, mit einigen Worten die wahre Demokratie zu definiren und ihre Bedingungen festzustellen.

Unter Volk, sofern es sich nicht als Unterthanenheerde eines Despoten unzurechnungsfähig machen läßt, ist nicht irgend ein ausgewählter oder abgetrennter Theil der Staatsgesellschaft, sondern die ganze Bevölkerung zu verstehen, welche den Boden des Staats bewohnt. Volk und Nation fällt daher im demokratischen Sinn zusammen. Volksherrschaft (Demokratie) bedeutet also die Herrschaft der ganzen Bevölkerung oder Nation (so weit sie nicht durch allgemein gültige Gründe der Unfähigkeit, wie Minderjährigkeit und Wahnsinn, davon ausgeschlossen ist). Demokratie ohne Gleichberechtigung des ganzen Volks ist ein Widerspruch in sich selbst. Berechtigung des einen Theils der Bevölkerung zur Herrschaft mit Ausschließung eines andren ist auch bei der mildesten Praxis Aristokratie, oder Ochlokratie, nicht aber Demokratie. Und wenn eine j. g. demokratische Staatsgesellschaft von hundert Millionen nur den geringsten Bruchtheil ihrer Zahl, sage hundert, vom Stimmrecht ausschloße, so würde sie aus hundert Millionen, weniger hundert, Aristokraten bestehen. So lang aber die Gleichberechtigung der Frauen nicht anerkannt ist, kann überhaupt von wahrer, vollständiger Demokratie noch nirgendwo die Rede sein: in der ganzen Welt besteht bis jetzt bloß Androkratie.

So wie zur Verwirklichung der Demokratie die Theilnahme des ganzen Volks erforderlich ist, so bedarf sie auch eines gemeinsamen Mittelpunkts, in welchem der allgemeine Wille zum Ausdruck und zur Geltendmachung gelangt. Zersplitterung dieses Ausdrucks und dieser Geltendmachung an verschiedene Mittelpunkte hebt nothwendig die Einheit des Volks auf und setzt Anarchie an die Stelle der Demokratie. Staaten-, oder Provinzen-, oder Gemeinden-Souverainetät wäre gradezu Auflösung des Staats.

Die praktische Ausübung der Demokratie erfolgt durch die jedesmalige Majorität. Diese Majorität kann aber nur berechtigt sein, wenn und so lang sie der Minorität die nämlichen Mittel der freien Geltendmachung zugesteht, die sie selbst anwandte und besitzt. Ohne unbeschränkte Freiheit der Presse und der öffentlichen Besprechung für Alle und für Alles ist Demokratie so wenig denkbar wie ohne Gleichberechtigung vor dem Gesetz und am Stimmkasten.

Kein Bürger hat eine Regierung anzuerkennen, bei deren Einsetzung er nicht durch ungehinderte Abgabe seiner Stimme mitwirken konnte; keiner hat Gesetzen zu gehorchen, die ohne sein Zustimmungsrecht entstanden sind. Jene Regierung wäre für ihn Despotie und diese Gesetze wären für ihn bloße Diktate der Gewalt.

Die Demokratie ist aufgehoben, sobald sie eine Macht einsetzt, die im Stande ist, dem Willen des Volks entgegenzutreten, oder ihn unausgeführt zu lassen. Der Wille des Volks ist und bleibt alleiniges Gesetz und zur Ausführung dieses Gesetzes bedarf es der Werkzeuge, aber keiner Regenten.

Um wirklich herrschen zu können, hat der Wille des

Volks sich sowohl in der Gesetzgebung wie in der Ausübung der Gesetze möglichst direkt geltend zu machen. Sein Wille darf sich nicht suspendiren, um seine Macht auf Beamten, oder seine Souverainetät auf Repräsentanten zu übertragen. So wie es stets in seinem Belieben steht, Akte zurückzunehmen, die es beschlossen, so muß es auch stets über die Agenten verfügen können, die es mit der Ausführung dieser Akte beauftragt hat. Sie müssen ihm nicht nur stets verantwortlich, sondern auch stets von ihm abhängig sein. Wie es keine Institution und kein Gesetz, keine Macht und keine Behörde im Staat geben darf, die nicht Ausdruck oder Werkzeug des Volkswillens ist, so darf es auch keine geben, die ihn hemmen oder sich ihm entziehen kann.

Dieß wären in Kurzem die Hauptbedingungen einer wirklichen oder direkten Demokratie, ohne welche es keine wahre Freiheit, keine dauernde Sicherheit und keinen allgemeinen Fortschritt gibt. Wir werden im Verlauf unserer Untersuchung sehen, wie fern die Verfassung der Ver. Staaten, die bis jetzt als das Ideal für demokratische Institutionen gegolten hat, jene Bedingungen erfüllt.

Kompromiß und Prinzip.

Wir haben oben die Forderung vorangestellt, daß nicht der ungehemmte Naturwuchs des einmal Bestehenden oder zufällig Entstandenen, organische Entwicklung genannt, sondern das leitende Prinzip der Vernunft das Staatsleben zu gestalten habe. Damit ist natürlich nicht auch die Behauptung aufgestellt, daß dieses leitende Prinzip vom Beginn ab bestanden und habe bestehen können. Es

braucht Niemanden mehr gelehrt zu werden, daß die Staaten ursprünglich nicht entstanden sind als Verkörperungen einer vorher ausgebildeten Theorie, sondern durch das Zusammenwirken und die Benutzung der eben vorhandenen, oft genug durch bloßen Zufall herbeigeführten tatsächlichen Verhältnisse. Die Theorien entwickelten sich erst aus den Erfahrungen, welche das Zusammenwirken jener Verhältnisse lieferte, und die Reform konnte zunächst nur das Produkt unvorhergesehener Uebel sein. Auf diesem Wege kam man aber allmählig zur Einsicht und zu dem Versuch, die gegebenen Verhältnisse einer aus der Erfahrung abstrahirten Theorie unterzuordnen und dieser gemäß Staaten umzubilden. Sparta machte damit ein Experiment durch Lykurg, Athen durch Solon und jedes Volk, das sich nach einer Revolution eine andre Verfassung gab, that das Nämliche. Der Erfolg einer solchen Umbildung hängt aber immer von zwei Bedingungen ab: erstens von der Aufstellung der richtigen Prinzipien für die Zukunft und zweitens von der Unschädlichmachung der verderblichen Elemente der Vergangenheit. Doch die Vernachlässigung dieser Bedingungen ist es eben, woran die Umbildungsversuche zu scheitern pflegen. Selbst wenn die richtigen Prinzipien für die Zukunft gefunden sind, fehlt in der Regel die Einsicht, oder die Entschiedenheit, oder die Macht, die verderblichen Reste der augenblicklich überwundenen Zustände hinreichend zu beseitigen. Sie werden entweder durch stillschweigende Schonung, oder durch ein Kompromiß, wobei das Vertrauen auf die Wirkung des errungenen Siegs und den Fortschritt der Zeit als täuschender Vermittler dient, in den Prozeß der Entwicklung wieder aufgenommen und die Folge pflegt zu sein,

daß sie mit Hilfe alter Verbindungen, Mittel und Erfahrungen allmählig die frühere Macht zurückverlangen und dann wieder eine neue, gründlichere Umbildung nöthig machen. Jedes Kompromiß, das nicht wenigstens die allmähliche Verdrängung des Alten durch das Neue vollständig sichert, ist daher nichts Andres, als scheinbare Tilgung einer alten Schuld durch Kontrahierung einer neuen, oder Abfindung mit einer Krankheit durch Einimpfung einer andern.

Die Gefahr, welche mit der Schließung eines Kompromisses verbunden ist, muß um so größer sein, je mehr man sich über die Natur desselben täuscht. Wer Dasjenige, was zu gewissen Zeiten und unter gewissen Verhältnissen als Auskunftsmittel aus gewissen Verlegenheiten diente, aus diesem Grunde für alle Zeiten als Heilmittel unter allen Verhältnissen und als Präventivmittel gegen alle Verlegenheiten feststellt, verurtheilt sich selbst zum ewigen Kampf mit Uebeln, die er für Wohlthaten hält, und verschließt sich durch die Verkennung ihrer Natur jeden Weg zu ihrer Beseitigung.

Wer für diese Bemerkungen einen schlagenden Beleg zu haben wünscht, der blicke zurück auf die Kämpfe, welche den Ver. Staaten aus ihrer Verfassung erwachsen sind, während sie fortwährend diese nämliche Verfassung als Panacee gegen alle Uebel priesen und unverändert zu erhalten suchten.

Die Verfassung der Ver. Staaten ist das Produkt eines vierfachen Kompromisses:

- 1) der Einheit mit dem Partikularismus (der National-Souverainetät mit der s. g. Staaten-Souverainetät);
- 2) der Republik mit der Monarchie;

3) der Freiheit mit der Sklaverei;

4) der Demokratie mit der Aristokratie.

Sie ist also gegründet auf eine vierfache Kombination völlig unverträglicher, sich ewig ausschließender Prinzipien, gegründet zu dem Zweck, alle jene Prinzipien trotz ihrer Unverträglichkeit gleich zu wahren und ihren praktischen Konsequenzen zu dienen, mit andren Worten, etwas Unmögliches möglich zu machen.

Jene Kombination und der Prinzipien=Gegensatz, welchen sie deckt, wurde bei Entwerfung der Konstitution nur theilweise erkannt und die Meisten erkennen sie noch jetzt nicht. Die Konstitution hatte dem Zweck, widerstrebende Elemente zu einem (scheinbar) harmonischen Ganzen zu verbinden, unter schwierigen Verhältnissen momentan gedient; auch hatte sie vor andren Konstitutionen unleugbare Vorzüge voraus und dieß genügte ihren Bewunderern, sie als unübertreffliches, unantastbares Muster für alle Zeiten aufzustellen. Sogar alle diejenigen Vortheile der Entwicklung, welche die Ver. Staaten nur der natürlichen Beschaffenheit und der isolirten Lage ihres Landes zu verdanken haben, wurden dem Einfluß einer Konstitution zugeschrieben, die in einem andren, der Einwirkung einer heterogenen Umgebung mehr ausgesetzten Lande vielleicht nicht zehn Jahre lang unverändert bestanden hätte. Aber diese Täuschungen haben den nothwendigen, durch die Konstitution gesicherten, sich durch die ganze Geschichte der Ver. Staaten hindurchziehenden Antagonismus der unverträglichen Elemente nicht bloß nicht aufgehoben, sondern sie haben ihn nur um so verderblicher gemacht, da man über seine Ursache nicht in's Reine kam, also auch nicht auf die Mittel verfallen konnte, ihn aufzuheben.

Nur in Bezug auf einen Widerspruch ist man sich endlich klar geworden. Die Rebellion der Sklavenhalter hat auch dem gläubigsten Verehrer der Konstitution endlich die Augen darüber geöffnet, daß Freiheit und Sklaverei selbst im Namen der großen Gründer der Republik und im Namen der gepriesenen Union nicht miteinander bestehen können. Ein hervorragender amerikanischer Staatsmann hat diese konstitutionelle Verküppelung treffend durch die Bemerkung charakterisirt, „der Rebellionskrieg sei geführt worden um die Konstitution auszulegen“. Eine theure Konstitution, die solcher Auslegungsmittel bedarf! Diejenigen, die noch vor Kurzem diese gerühmte Konstitution um jeden Preis unverändert wollten erhalten wissen, gratuliren sich jetzt dazu, daß sie durch ein Amendement von der fatalen Aufgabe erlöst worden ist, zwei feindlichen, sich auf Tod und Leben bekämpfenden Prinzipien gleichzeitig als Autorität wie als Schutzmittel zu dienen. Seitdem man aber mit diesem einen Amendement und seinen nothwendigsten Ergänzungen den Anfang gemacht, sind schon Vorschläge für ein Paar Duzend weitere Amendments nachgefolgt, welche sämmtlich durch das eine, jetzt wenigstens dem Namen und Prinzip nach abgeschaffte Uebel der Sklaverei hervorgerufen worden.

Sollte dieß nicht auch die genügsamsten Verehrer des Hergebrachten zum Nachdenken auffodern über die andren feindlichen Prinzipien oder Gegensätze, welche man noch durch die Autorität und die Paragraphen der Konstitution zusammenzuhalten sucht, deren Vereinigung sich aber durch ihre praktischen Konsequenzen als eben so unhaltbar und zum Theil als eben so verderblich erweisen muß und wird wie die von Freiheit und Sklaverei? Will man abwarten,

bis man auch über sie durch Erfahrungen belehrt wird, die mit unberechenbaren Opfern bezahlt werden müssen? Soll die Konstitution auch ihre übrigen Mängel beibehalten, bis sie durch Bürgerkrieg „ausgelegt“ wird? Oder will man sich entschließen, der Vernunft bei Zeiten Gehör zu geben, an der Stelle blinder Verehrung von Institutionen früherer Zeiten die prüfende Kritik einer fortgeschrittenen Zeit in ihr Recht einzusetzen und auf unwandelbare Prinzipien mehr zu vertrauen, als auf unhaltbare Kompromisse?

Uns scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo das Volk der Ver. Staaten sich auf eine National-Konvention zur vollständigen Umgestaltung seiner Verfassung im Sinne wahrer Demokratie vorbereiten sollte. Möge eine kurze kritische Beleuchtung dazu den Weg zeigen helfen.

Entstehung der Union.

Das Kompromiß ist im Allgemeinen das praktische Um-
bildungs- und Uebergangsmittel der politischen Entwick-
lung gewesen. Von den Ver. Staaten aber kann man
sagen, daß sie mit einem Kompromiß und durch ein Kom-
promiß zur Welt gekommen. Ihre ursprünglichen Glieder
waren noch weniger auf eine Union vorbereitet, als auf
eine Republik. Die englischen Kolonien, entstanden durch
Ansiedlungs-Kompagnien und durch Landschenkungen an
einzelne Gründer, hatten so wenig Gemeinschaft unter sich,
daß sie nicht einmal Handel mit einander treiben durften.
Sie wurden erst von Außen zusammengetrieben und zwar
durch die nämliche Macht, welche sie getrennt gehalten
hatte. Erst die willkürliche, sie alle gemeinschaftlich tref-
fende Besteuerung ohne das Recht der Repräsentation, die

Stempeltaxe, der Einfuhrzoll und ähnliche Plackereien erzeugten unter ihnen ein Gefühl der Gemeinsamkeit und das Bedürfniß einer Vereinigung. Aber auch dieses Bedürfniß mußte erst allmählig zu einer zwingenden Nothwendigkeit werden, so daß Anfangs nur sieben Kolonien zu dem gemeinsamen Entschluß kamen, sich für unabhängig zu erklären; die übrigen sechs traten später bei und erst der Krieg gegen England brachte sie 1776 zur Gründung eines Staatenbundes. Aber auch in diesem Staatenbunde herrschte so wenig bindender Patriotismus und Gemeingeist, daß ohne ein französisches Darlehen und ohne die Hülfe der Generale Rochambeau und Lafayette, welche Washington die entscheidenden Siege zu New York und Yorktown möglich machten, die ganze Bewegung wahrscheinlich gescheitert wäre. Auch ist fraglich, ob ohne Frankreich, das 1783 mit England den Frieden von Versailles abschloß und darin die Unabhängigkeit Nordamerika's stipulirte, diese festgehalten und behauptet worden wäre.

Nach dem Frieden aber traten die Uebel einer lockern, nur durch äußere Gefahr bewirkten Vereinigung erst recht hervor. Entweder festerer Zusammenschluß, oder neue Isolirung der einzelnen Staaten mußte gewählt werden, um allseitige Zerrüttung zu verhüten, und nachdem die Konföderation mit knapper Noth der Gefahr entgangen war, durch den Kampf der Föderalisten und Demokraten wieder gesprengt zu werden, kam erst 1787 die Bundesakte und Union zu Stande, in welcher alle die streitenden Partikular-Interessen und Befangenheiten der einzelnen Theile möglichst gewahrt und geschont wurden durch Kompromisse. Betrachten wir hiernach zunächst

Das Kompromiß zwischen Einheitsstaat und Bundesstaat.

Was war nun diese Union und Bundesverfassung? Ein Nothmittel der Vereinigung verschiedener Kolonien, die ursprünglich nichts Andres gemein hatten, als den Unterdrücker, und durch nichts Andres zusammengeführt wurden, als durch den Krieg gegen denselben. Weder ein innerer Trieb, noch ein ursprüngliches gemeinsames Interesse schuf das Band ihrer Verbindung und ihr partikularistischer Egoismus bestand darauf, dieses Band so locker wie möglich zu knüpfen, weshalb sie sich auch nicht zu der Idee eines gemeinsamen Staats erhoben, sondern als Vereinigte Staaten ihre Separatexistenz zu verewigen suchten. Und diese zufällige Vereinigung von Staaten-Individuen, durch keine innere Ursprungs-Idee gebildet, sondern durch äußere Rücksichten zu Stande gebracht und durch einen konstitutionellen Stempel der Trennung noch fortwährend als besondere Korporationen charakterisirt, will man für die vollkommenste Verkörperung der Staats-Idee überhaupt ausgeben! Aus der Noth eine Tugend machend, will man als Schöpfungs-Muster aufstellen, was eigentlich nur ein Werk des Behelfs in einer temporairen Bedrängniß nach Außen war und dann mit genauer Noth zu einem dauernden Behelfsmittel auch für die inneren Zwecke umgeschaffen wurde. Wir wären begierig, die Antwort eines ächten Vertreters des Föderativsystems auf die Frage zu hören: was die Väter dieser Republik würden gethan haben oder hätten thun sollen, wenn zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung statt der dreizehn Kolonien nur eine einzige bestanden hätte? Würden

sie diese eine in dreizehn getheilt oder zergliedert haben, um statt eines Einheitstaats „Vereinigte Staaten“ zu bilden und dadurch das jetzige gepriesene Ideal zu verwirklichen, in dem noch beständig die einzelnen Glieder mit ihrem Separat-Egoismus sich gegen die allgemeinen Interessen des ganzen Körpers auflehnen? Sie würden sich mit derjenigen Eintheilung begnügt haben, welche der Verwaltungsmechanismus in jedem größeren Staat erfordert, nämlich mit der Gliederung in Provinzen, Kreise und Gemeinden, und der Vorschlag, in ihre Gemeinschaft einen Dualismus einzuführen durch Schaffung möglichst selbstständiger Staaten, wäre ihnen sicher wie ein beabsichtigter Verrath erschienen. Die Eingenommenheit der Amerikaner für die Form ihres Bundesstaats, der ihnen schon so viel Noth gemacht, ja sie durch sein Pflegekind, die Sklaverei, an den Rand des Untergangs gebracht hat, ist nur durch das blinde Vorurtheil erklärlich, welches lange Gewohnheit zu erzeugen pflegt, und grenzt mitunter gradezu an das Lächerliche. Nirgendwo aber ist sie lächerlicher aufgetreten, als in der Botschaft des Präsidenten Grant vom 7. Februar d. J., worin er dem Kongreß empfahl, durch Gehaltvermehrung den Charakter der Gesandtschaft in dem mit Blut neugeleimten teutschen „Reich“ zu erhöhen. In dieser Botschaft macht er die Entdeckung, daß die militairische Zusammenkettung der teutschen Staaten unter einer pickelhaubigen Karrikatur des Popanzes im Kyffhäuser „in mancher Beziehung der amerikanischen Union ähnlich“ ist und deshalb „im Volk der Ver. Staaten tiefe Sympathien erregen muß.“ Er findet in diesem „Ereigniß“ eine Adoptirung „des amerikanischen Unions-Systems“, wobei es ihn gar nicht genirt, anerkennen zu

müssen, daß die einzelnen teutschen Vaterländer „getheilt und getrennt gewesen sind durch die dynastische Eifersucht und den Ehrgeiz kurzfristiger Herrscher.“ Die teutschen Vaterländer waren aber nicht bloß getrennt, sie sind auch entstanden durch diese Herrscher, ehemalige Raubritter, die sich ein Stück Land mit seinem zweibeinigen Viehstande raubten und später, je nach dem sie mehr oder weniger noch dazu raubten, oder kauften, oder erbten, den Titel Herzog, König u. s. w. annahmen. Statt nun davon auszugehen, daß diese Land- und Menschenräuber gar nicht hätten existiren, oder daß sie zeitig hätten aus der Welt geschafft werden sollen, wodurch die Theilung und Trennung des teutschen Volks von vorn herein wäre vermieden worden, läßt der Staatsmann Grant die Existenz jener Räuber und die durch sie bewirkte Trennung als nothwendige oder erwünschte Vorbedingung gelten, damit die spätere Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Vereinigung erwachse, und sieht nun hieraus sein amerikarisches Staatsideal sich entwickeln. Es ist, als wollte man einem Menschen Arme und Beine zerschlagen, um ihm durch nothdürftige Heilung ganze Glieder zu verschaffen und ihn dann als Gesundheitsmuster Denen gegenüberzustellen, die sich stets unzerschlagener Glieder erfreut haben. Und begegnet dann dieses Muster einem Schicksalsgenossen, dem das nämliche Malheur passirt ist, so fühlt er die „tiefste Sympathie“ für ihn und gratulirt ihm mit Stolz zu dem Vorzug, gleich ihm geflickte, statt gesunde Glieder zu haben wie die thörichtesten Alltagsmenschen besitzen.

So lang dieser Planet existirt, ist noch nie ein Bundesstaat von selbst, aus eigenem Antrieb, als Ausdruck innerer Nothwendigkeit oder als Verwirklichung einer ursprüng-

lichen Staatsidee entstanden. Sämmtliche Bundesstaaten haben sich gebildet auf äußere Veranlassung. Sie waren stets die Kinder der Kriegsnoth nach Außen und, wenn diese zu Ende war, wurden sie die Erzeuger des Kriegs im Innern, des Bürgerkriegs. Die griechischen Staaten wurden zur Vereinigung genöthigt durch die Perser, die niederländischen durch die Spanier, die schweizerischen durch die Oestreicher, die nordamerikanischen durch die Engländer und die teutschen durch die Franzosen. Und so wie sie sämmtlich den nämlichen Ursprung haben, so erwartet sie auch sämmtlich das nämliche Schicksal: entweder durch innere Differenzen wieder getrennt, oder in einen wirklichen Staat, den Einheitsstaat, verschmolzen zu werden. Es ist dieß, ganz abgesehen von äußeren Veranlassungen, auch eine innere logische Nothwendigkeit. Sind nämlich die einzelnen verbündeten Staaten stark genug, ihre Individualität zu behaupten, so haben sie weder das Bedürfniß, noch die Neigung, sich der Gewalt des Bundes so weit unterzuordnen, daß dieser seine Aufgabe lösen kann; haben sie aber jene Stärke nicht, so verlieren sie mit der Kraft auch den Zweck, als Einzelstaaten fortzubestehen.

Um die Nothwendigkeit dieses Verlaufs durch Beispiele zu veranschaulichen, genügt ein Blick auf die jüngste Geschichte der gepriesensten Bundesstaaten, der Schweiz und der nordamerikanischen Union. Die Schweiz suchte durch die Kantonal-Souverainetät die so viel gerühmte Eigenthümlichkeit und lokale Verschiedenheit der Interessen möglichst zu wahren. Was war die Folge? Es entwickelten sich in den souverainen Brutnestern der Philisterei, der Beschränktheit, der Reaktion, des Verraths so bedrohliche „Eigenthümlichkeiten“ und Widersprüche gegen die allge-

meinen Interessen der Republik, daß sie den ganzen Bund in Gefahr brachten und der Sonderbundskrieg ihnen gewaltsam ein Ende machen mußte. Und nachdem man diese blutige Lehre erhalten hatte, bildete man die Bundesverfassung vollständig um, so daß jetzt die Bundesbehörde noch mehr Uebergewicht über die Kantone hat, als früher die Kantone über den ohnmächtigen Vorort hatten. Es wird nur noch eines auswärtigen Kriegs bedürfen, um die Schweiz vollständig auf den Weg zum Einheitsstaat zu drängen. Und wie steht es mit der nordamerikanischen Union, die früher eine so zärtliche Sorge für die Bewahrung der südlichen Eigenthümlichkeiten entwickelt hat? Sie hat durch den Rebellionkrieg der Sklavenhalter eine noch weit derbere Lektion erhalten, als die schweizerische Eidgenossenschaft durch den Sonderbundskrieg der Jesuiten; aber wenn auch seit jener Zeit der Kongreß sich oft genug genöthigt gesehen hat, im Sinn und Interesse des Einheitsstaats die einzelstaatlichen Präensionen und Widerspännstigkeiten zurückzuweisen und zu unterdrücken, ist doch noch Niemand zu der Einsicht gelangt, daß dieser Widerstreit nicht enden kann ohne entschiedene Herstellung des Einheitsstaats, daß der Föderativstaat überhaupt prinzipiell, mithin auch praktisch, ein Fehlgriff ist und daß die durch ihn zu wahren den lokalen Eigenthümlichkeiten, welche der Einheitsidee und damit den allgemeinen Interessen widerstreiten, kein Recht auf die Existenz, geschweige denn auf konstitutionellen Schutz haben. Die von den „Demokraten“ so eifersüchtig gewährten Staaten-Rechte sind in der Praxis nur die Schutzwehren von Sonder-Rechten und ohne sie hätte in Amerika die Sklaverei eben so wenig aufkommen können wie in der Schweiz das Jesuitenregiment. Eine Schutz-

wehr der Freiheit aber gegen die Bundesgewalt, wofür ihre Vertheidiger sie ausgeben, können, ja dürfen sie logischer Weise schon aus dem Grunde nicht sein, weil sie als solche im gegebenen Falle ein Uebergewicht über jene Gewalt und damit eine Vernichtung des Bundesstaats voraussetzen müßten. Das Balanciren der allgemeinen und der lokalen Rechte und Interessen ist eben so wohl eine unhaltbare Fiktion und Illusion wie das Balanciren der verschiedenen Staats-Gewalten. Es kann im Staat, im demokratischen Staat nur ein dominirendes Interesse und nur eine dominirende Gewalt geben, nämlich die des ganzen Volks, dargestellt in der Zentralregierung.

Aus dem Gesagten wird klar, daß der Bundesstaat, den man als ein Schutzmittel der Demokratie darstellt, gradezu undemokratisch, ein stetes Hinderniß wahrer Demokratie und ein Hemmschuh für den allgemeinen Fortschritt ist. In dieser Beziehung brauche ich nur an den Mangel eines allgemeinen Gesetzbuchs und Unterrichtssystems zu erinnern, womit man erst jetzt in Washington beschäftigt ist, sowie an die Opposition, mit welcher dort alle Anträge auf j. g. innere Verbesserungen zu kämpfen haben.

Das günstige Vorurtheil, das der Bundesstaat im Allgemeinen für sich hat, ist einfach aus der Thatsache zu erklären, daß nur Freistaaten, Republiken, einen Bund zu schließen pflegten und im Stande waren. Naturgemäß sind solche Republiken, durch einzelne Stämme gebildet, ursprünglich klein, während Monarchien sich so bald wie möglich durch Eroberungen auszudehnen suchen. Droht nun diesen kleinen Republiken Gefahr, die in der Regel von monarchischen Eroberern ausgeht, so fühlen sie sich zu schwach, ihr einzeln zu begegnen, und das gemeinsame Bedürfniß der

Abwehr vereinigt sie nicht bloß für den Augenblick, sondern bringt sie auch zur Erkenntniß sonstiger gemeinsamer Interessen, zu deren Wahrung diejenige Vereinigungsform dient, die man Bundesstaat nennt. Statt nun zu erkennen, daß die Freiheitsvorzüge, welche die Bundesstaaten darzubieten pflegen, nur der ursprünglichen Beschaffenheit ihrer einzelnen Glieder, d. i. der Republik an sich, zuzuschreiben sind, findet man sie durch eine Täuschung in der Form ihrer Vereinigung, in dem Föderativsystem. Monarchien dagegen, die Repräsentanten der Unfreiheit, sind der eigentlichen Verbündung gar nicht fähig, weil sie keine Gleichberechtigung der Verbündeten zulassen, sondern das prädominirende Walten eines Einzelnen erfordern, zu dem die übrigen mehr oder weniger im Verhältniß von Vasallen stehen. Nur ein preußischer Junker, der das Föderiren mit „Blut und Eisen“ betreibt, aber auf halbem Weg eine Pause zu machen genöthigt war, konnte auf den Einfall kommen, ein Experiment mit dem monarchischen Bundesstaat als einstweiliges Auskunftsmittel zu versuchen. Wer aber gesunde Augen hat, sieht schon den großen schwarz-weißen Sack bereit, in dem ein deutsches Bundesmitglied nach dem andren, nebst sämtlichen Grantschen Eigenthümlichkeiten verschwinden soll. Und wenn doch einmal der Kaiserwahnsinn nöthig war, um das deutsche Volk auf pessimistischem Wege für die Republik zu erziehen, so ist zu wünschen, daß der schwarz-weiße Sack so bald wie möglich voll werde. Es wird dann durch die Einheitsmonarchie den Deutschen die langwierige Arbeit erspart, auf dem Weg einer amerikanischen Union in die Einheitsrepublik zu gelangen, zu deren Erreichung das gesämhähte Frankreich einen so großen Vorsprung hat.

Die Centralisation.

Diese Einheitsrepublik ist für die Anhänger der Föderativrepublik ein wahrer Popanz. Das Schreckbild, das sie dabei vor Augen haben, ist die Gefahr der „Centralisation“. Sie wollen mit dem Uebel der Staaten-Unabhängigkeit das Uebel der unabhängigen Centralisation bekämpfen, ohne zu bedenken, daß beide Uebel gleich unnöthig und gleichzeitig abzuschaffen sind. Ihre Furcht würde sich bald verlieren, wenn sie jene Gedankenlosigkeit ablegten, welche die Republik auf monarchische Institutionen gründet und dann antimonarchische Resultate von ihr verlangt. Wer die Macht und die Mittel des Volks in einer vom Volk gesonderten monarchischen Spitze centralisirt, ist ein Thor, wenn er bloß dadurch eine Demokratie zu schaffen glaubt, daß er jener Spitze einen republikanischen Namen gibt. Die centralisirte Macht in der Hand eines „republikanischen“ Präsidenten ist nur dem Namen nach verschieden von der centralisirten Macht in der Hand eines Königs. Ist aber die Staatseinrichtung der Art, daß das Volk in der Spitze so wohl herrscht wie in der Basis, so ist die Centralisation nur das einfache Mittel für den Ausdruck und die Ausführung des Gesamtwillens. Das Zentrum kann den Kreis nur beherrschen, wenn von ihm thatsächlich alle Macht ausgeht; läuft aber im Zentrum die Macht aus allen Theilen des Kreises frei zusammen um sich bloß zu vereinigen, so ist dasselbe nichts weiter als Form und Mittel der Gesamtmacht, die nicht sich selbst gefährlich werden kann. Es ist die unsinnigste Voraussetzung der Welt, daß ein freies Volk, welches seine ganze Macht selbst festhält und ausübt, statt sie einem unabhängig

gestellten Oberhaupt zu überliefern, im Vereinigungspunkt seines Willens diesem Willen selbst entgegentreten, oder ihn annulliren werde; daß es, nachdem es die Regierung zum bloßen Ausdrucks- und Exekutionsmittel seiner Wünsche gemacht, dieselbe gleichzeitig als Unterdrückungsmittel gegen sich selbst kehren könne; daß es von einem Centrum, welches ohne seine eigene Aktion gar nicht existirt und fungiren kann, dieselben Gefahren würde zu erwarten haben, wie von einem Centrum, welchem es die ganze Aktion und alle Mittel dazu überliefert.

Das Vorurtheil gegen die Centralisation ist durch das absolute Königthum, namentlich durch das abschreckende Beispiel Frankreichs entstanden. Dabei wird aber nicht bedacht, daß die Vereinigung aller Mittel der Gewalt und der Herrschaft in der Hand einer außerhalb des Volks und über dem Volk stehenden Autorität der direkte Gegensatz gegen eine Vereinigung jener Mittel durch das Volk selbst ist. Wenn das Volk sein Schwert einem Herrn übergibt, so ist es in seiner Gewalt; wenn aber jeder Bürger die Hand am Griff dieses Schwertes hat, so ist es unsinnig anzunehmen, daß er es gegen sich selbst zücken werde. Ebenso unsinnig ist es zu fürchten, daß die einzelnen Theile des Staats ihre freie Vereinigung im Centralpunkt benutzen würden, um sich zu Hause Fesseln anzulegen d. i. die Lokal-Angelegenheiten der Gemeinden durch die Central-Regierung zu beherrschen wie es in dem monarchisch centralisirten Frankreich geschah. Wie sich von selbst versteht, würden sie eine Gemeinde-Verfassung nach allgemeinen Grundsätzen einführen wie eine Staatsverfassung, aber sie würden keinerlei Interesse daran haben, deren Ausführung den Gemeinden abzunehmen und der

Zentralregierung aufzubürden. Es hat sich gezeigt, daß auch in Frankreich nach Abwerfung des monarchischen Jochs das erste Bedürfniß des Volks die Emanzipation des Gemeindegelbens von der Zentralherrschaft war.

Kurzum, es ist eine sich selbst widersprechende Voraussetzung, daß die wahre Demokratie, welche keine Gewalt außerhalb des Volks übrig läßt, den Staat im Ganzen benutzen werde um ihn im Einzelnen undemokratisch einzurichten und zu regieren.

Die gesonderte Exekutivgewalt und das Repräsentativsystem — die sind es allein, welche die Zentralisation zu einer Gefahr und zu einem Unterdrückungsmittel machen, weil sie eben, wie wir später sehen werden, die wirkliche Demokratie vollständig ausschließen.

Das Kompromiß zwischen Monarchie und Republik.

Die Frage, „ob Einheits- oder Bundesstaat?“ bedurfte deshalb einer ausführlicheren Beantwortung, weil über diesen Punkt noch so wenig Klarheit verbreitet worden ist. Auch behandelt sie das Grund-Kompromiß, mit dem die übrigen Kompromisse unvereinbarer Gegensätze zusammenhängen, aus denen die Verfassung dieser „Modell-Republik“ hervorging. Das zweite Kompromiß, womit wir es zu thun haben, war dasjenige zwischen Republik und Monarchie.

Als die Verfassung der Ver. Staaten entstand, hatten sie kein geeignetes Vorbild für eine Republik. Ihr nächstes Vorbild war die Verfassung Englands, unter welcher sie

selbst herangewachsen waren und gegen welche sie sich gar nicht würden empört haben, wenn deren Rechtsgarantien ihnen vollständig wären zu Theil geworden wie dem Mutterlande. Kein Wunder daher, daß sie bei ihrer Konstituierung die englische Verfassung zu Grunde legten. Es ist bekannt, daß mehrere der hervorragendsten damaligen Staatsmänner für die konstitutionelle Monarchie nach englischem Muster eingenommen waren; eben so, daß es nur vom Willen Washingtons abhing, König von Nordamerika zu werden. Hätte dieser Mann, gleich der europäischen Prinzenbrut, so wenig Selbstachtung gehabt, daß er es mit seiner Menschen- und Manneswürde für verträglich hielt, sich durch einen Kronenaufsatz zum Unmenschen über seine Mitbürger degradiren zu lassen, so würde dieses Land jetzt anstatt Sr. Excellenz Ulysses I. vielleicht Se. Majestät Washington X. zu verehren und der teutsche Unterthan keinen Meineid nöthig haben, um auch hier zu bleiben was er drüben war. Möglicher Weise hätte der Fortschritt über England hinaus bloß in der Einführung eines repräsentativen Handschakens bei besondern Gelegenheiten, z. B. bei der Eröffnung des Parlaments, bestanden, das natürlich sein Haus der Lords oder Plantagenbesitzer und sein Haus der Gemeinen oder Geschäftsbesitzer würde erhalten haben. Da aber das Majestätenthum an der Ehrenhaftigkeit Washingtons scheiterte und zugleich der radikale Geist eines Paine, eines Jefferson u. s. w. für Verbreitung demokratischer Ideen gesorgt hatte, fand man ein Auskunftsmitglied durch die Schaffung einer Art konstitutioneller Monarchie mit dem Namen Republik, in welcher man den Erb-Monarchen durch einen Wahl-Präsidenten, das Oberhaus durch den Senat und das Unterhaus durch

die Repräsentantenversammlung ersetzte. Das Ganze war mit. mit. eine verbesserte Nachbildung der konstitutionellen Monarchie mit Beibehaltung ihrer Hauptübel: der gesonderten Exekutivgewalt, des Repräsentantivsystems und der Darstellung desselben durch zwei Kammern.

Die Präsidentschaft, als gesonderte Exekutiv-Gewalt.

Es gibt nur zwei, auf prinzipielle Konsequenz gegründete Regierungssysteme: das der absoluten Monarchie und das der absoluten Demokratie.

Jede, zwischen diesen beiden Gegensätzen schwebende Regierungsform ist unhaltbares Kompromiß und muß heute oder morgen in den einen zurückfallen, oder vorwärts in den andren übergehen.

Die wahre absolute Monarchie erkennt keinerlei Rechte der Regierten an und vereinigt alle Gewalt, die gesetzgebende, die exekutive und auch die richterliche, in der Person des Monarchen. Da aber die Entwicklung der Menschheit der Demokratie zustrebt und die absolute Monarchie dieses Streben auf die Dauer weder unterdrücken, noch ihm Ersatz bieten konnte, hat sie sich im Lauf der Zeit genöthigt gesehen, derselben mehr oder weniger Konzessionen zu machen. Und da auf der andren Seite die Demokratie noch nicht entwickelt und stark genug war, die absolute Monarchie durch Abschaffung des ganzen monarchischen Systems unschädlich zu machen, begnügte sie sich mit jenen Konzessionen, die in einer „Theilung der Gewalten“ bestanden. Dieß ist der Ursprung der s. g. „konstitutionellen Monarchie.“ Seit Montesquieu's Zeiten hat Europa

geglaubt, in ihr den Stein der politischen Weisheit gefunden zu haben, während sie nichts Andres ist, als ein läugnerisches Kompromiß zweier Gegner, die behaupten für einen gemeinschaftlichen Zweck zu wirken, aber ihrer entgegengesetzten Natur und ihren verschiedenen Interessen gemäß sich stets bekämpfen müssen, bis es dem einen von beiden gelingt, den andern zu vernichten. Und da man bei der „Theilung der Gewalten“ die wirklich entscheidende, die mit dem Schwert und dem Staatschatz ausgerüstete exekutive Gewalt, in der Hand der Monarchie gelassen, muß selbstverständlich bei jenem Kampf die Demokratie immer im Nachtheil sein, wenn nicht, was selten der Fall, das Werkzeug der herrschenden Gewalt, das Heer, seinem Chef den Gehorsam versagt.

Trotz dieser offenbaren, nothwendig in der Natur der konstitutionellen Monarchie und in der Gewaltentheilung begründeten Mangelhaftigkeit und Gefahr hat man die nämliche Einrichtung auch auf die Republik übertragen. Man glaubte einen wesentlichen Unterschied zu schaffen, wenn man unter dem Namen eines Präsidenten einen König wählte, statt ihn zu erben, seiner Regierung einen Termin setzte, statt sie auf Lebenszeit hinzunehmen, und die Staatsform eine Republik nannte statt eine Monarchie. Man hatte aber nur die Namen geändert und in der Hauptsache die alte Einrichtung beibehalten. Man hatte sich zwar gesagt, daß alle Gewalt vom Volk ausgehe, aber vergessen, dafür zu sorgen, daß sie auch beim Volk bleibe. Den alten „konstitutionellen“ Aberglauben an die Nothwendigkeit einer „Theilung der Gewalten“ festhaltend, gab Frankreich die Hauptgewalt, die mit dem Schwert und dem Staatschatz ausgerüstete Exekutive, die

es eben erst einem meineidigen König abgerungen, in die Hand eines meineidigen Präsidenten und war dann überrascht, eines Morgens die neue Republik erdroffelt und auf ihrem Sarge den Präsidenten in einen Kaiser verwandelt zu sehen.

Doch was reden wir von den Franzosen? Sie sind nur dem Beispiel gefolgt, welches ihnen die Hauptrepublik der Welt, die nordamerikanische, gegeben. Wir haben von ihnen nur deshalb zuerst gesprochen, weil sie auf das Beispiel, das Nordamerika aufgestellt, zuerst die entscheidende Probe gemacht haben. Die Frage wird jetzt sein, ob dieses Land die Warnung beachten wird, die Andre ihm auf ihre Kosten ertheilt haben.

Zur Zeit, als die nordamerikanischen Kolonien sich von England losjagten, war in ihnen, wie schon vorher bemerkt wurde, der republikanische Sinn wenig ausgebildet. Sie warfen das monarchische Joch ab nicht weil es monarchisch war, sondern weil es sie drückte. Hätte damals in den Kolonien ein englischer Prinz residirt, der sie in der Opposition gegen die Unterdrückung des Mutterlandes unterstützte, sie würden ihn ohne Zweifel an ihre Spitze gestellt und später zum erblichen Regenten ausgerufen haben. In Ermanglung eines Kandidaten für die Erbmonarchie schufen sie eine Wahlmonarchie. Sie suchten sich zu helfen durch ein Gemisch von monarchischen und demokratischen Einrichtungen, an deren Spitze sie einen Präsidenten stellten. Wären sie damals mit einem Tyler, Pierce, Buchanan oder Johnson gesegnet gewesen, so würden sie wahrscheinlich an eine andre Einrichtung der Exekutivgewalt gedacht haben; da aber ein Washington an ihrer Spitze stand, argwöhnten sie nicht, daß sie mit einem Präsidenten

nur einen König im Frack einsetzen, in dessen Taschen Usurpations- und Staatsstreich-Dekrete eben so gut verborgen waren, wie in den Taschen eines L. Napoleon.

Die Konstitution der Ver. Staaten schreibt vor, daß der Präsident der Exekutor der Gesetze sein soll, welche vom Kongreß ausgehen. Aber konstitutionelle wie gesetzliche Vorschriften haben noch nie ihren Zweck erreicht, wo ihnen nicht unmittelbar die materielle Macht zur Seite, dagegen eine Macht gegenüberstand, die sich mehr oder weniger unabhängig von ihnen behaupten konnte. Wenn der Exekutor mächtiger ist, als der Gesetzgeber, so ist der Herr abhängig vom Diener und der Diener stets versucht, sich zum Herrn zu machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Exekutivgewalt, welche gleichberechtigt neben der gesetzgebenden existirt, sich dieser nur widerwillig unterordnet; daß sie, ausgerüstet mit aller Macht zum Handeln und stets zum Handeln berufen, sich überlegen fühlt über diejenige Staatsgewalt, welche nur berufen ist, zu gewissen Zeiten zu deliberiren und zu beschließen; daß sie, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, der Mittelpunkt aller politischen Thätigkeit, das Organ aller nationalen Manifestationen und die Quelle aller Gunstbezeugungen, sich eine höhere Bedeutung und Befugniß heimißt, als einer Versammlung, die, obgleich sie das Volk repräsentiren soll, keine maßgebende Spitze und keine Mittel zu direkter Geltendmachung hat; daß sie endlich im Vollgefühl ihrer Macht und Bedeutung leicht in Versuchung kommen muß, dieselbe zum Widerstand gegen die machtlose Legislative, zur Durchsetzung ihres eigenen Willens und zu usurpatorischen Handlungen zu mißbrauchen.

Solcher Gefahr durch besondere gesetzliche Beschränkungen wirksam vorzubeugen, ist ein vergebliches Unternehmen. Gehen solche Beschränkungen so weit, daß sie die Exekutive vollständig unschädlich machen, daß sie ihr gleichsam Hände und Füße binden, so setzen sie dieselbe auch außer Stand, ihre Aufgabe zu erfüllen, machen sie also nicht nur gänzlich überflüssig, sondern sogar durch Machtlosigkeit schädlich; behält dieselbe aber die Mittel zur Erfüllung ihrer Aufgabe in der Hand, wozu namentlich der Oberbefehl über Heer und Flotte, die Verwaltung der Staatskasse, die Macht zur Anstellung und Absetzung der Beamten, die Vertretung der Republik im Auslande u. s. w. gehört, so hat sie damit auch wieder die Mittel, ihren eigenen Willen geltend zu machen und der Republik gefährlich zu werden. A. Johnson hat praktisch den Beweis von der Vergeblichkeit des Experiments geliefert, eine gefährliche Exekutivgewalt durch beschränkende Gesetze in Einzelheiten unschädlich zu machen. Ihre Gefährlichkeit wird aber auf's Höchste gesteigert, wenn in außerordentlichen Zeiten, namentlich im Falle eines Krieges, ihr alle Kräfte des Landes direkt zur Verfügung gestellt werden, ihre Einsicht die allein leitende, ihr Wille der allein entscheidende, kurzum das Schicksal des ganzen Volks in ihre Hand gelegt wird und sich die ganze Republik an das Kommando, an die Entscheidung, ja an den Wink eines einzigen Mannes gewöhnen lernt.

Bevor wir auf die Warnungen zu sprechen kommen, die in dieser Beziehung die Erfahrung schon ertheilt hat, ist es nöthig, die bevorrechtete Stellung zu beleuchten, welche der Exekutiv-Gewalt durch die Konstitution selbst angewiesen wird.

Schon bei seiner Erwählung wird dem Präsidenten eine exzeptionelle Stellung dadurch zuerkannt, daß er nicht direkt vom Volk, sondern durch Wahlmänner gewählt wird, die an den Volkswillen nicht gebunden sind.

Nach der Wahl gebietet er nicht bloß über das stehende Heer und die Flotte, sondern auch über die ganze Miliz des Landes, im Fall sie aufgeboten wird. Er hat zwar nicht das Recht, Krieg zu erklären, aber, wenn er ihn wünscht, kann er ihn mit dem Auslande durch seinen Staatssekretair leicht herbeiführen, oder, wie Herr Buchanan bewiesen, im Innern ermuthigen und passiv vorbereiten.

Durch das königliche Recht zu pardoniren wird seine Gunst über Gesetz und Gerechtigkeit gestellt. Erlassung einer Strafe sollte nur ausgehen von derselben Macht, welche sie diktiert, nämlich vom Gesetzgeber, vom Volk.

Bei der Schließung von Verträgen mit dem Auslande ist er zwar an die Zustimmung des Senats gebunden, aber es wird ihm, wie Hr. Seward dargethan, nicht schwer, dem Senat wie dem Repräsentantenhause geheim vorbereitete Verträge in einer Weise aufzunöthigen, daß sie nicht mehr zurückgewiesen werden können ohne das Gouvernement zu kompromittiren. Auch hat Herr Grant durch seinen Domingo-Handel bewiesen, welche Verlegenheiten und Gefahren das Recht der unkontrollirten Exekutive, in auswärtigen Angelegenheiten die Initiative zu ergreifen, dem Lande bereiten kann.

Er ernennt die Richter des Obergerichts. Er also, der zuerst versucht und in Stand gesetzt ist, die Konstitution zu verletzen, kann seine Kreaturen zu Mitgliedern des Gerichts machen, das über Konstitutionsverletzungen zu ent-

scheiden hat. Ja, noch mehr: er ernennt im Obergerichter den Präsidenten desjenigen Tribunals, welches im Fall eines „Impeachment“ ihn selbst zu richten hat! Ein solches Recht, wonach der eventuelle Verbrecher im Voraus seine Richter ernennt, ist eine Anomalie, die an Monstrosität grenzt.

Er soll die Gesetze des Kongresses ausführen, ihm selbst aber ist die Macht verliehen, sie erst zu Gesetzen zu machen. Ohne seine Unterschrift sind die Gesetze des Kongresses bloße Vorschläge und wenn er seine Unterschrift verweigert, sind zwei Drittel einer Legislative von mehreren hundert Mitgliedern erforderlich, das Veto eines einzigen Mannes niederzustimmen. Durch diese, durchaus anti-demokratischen Bestimmungen mißt ihm die Konstitution selbst nicht bloß eine größere Bedeutung und Fähigkeit bei, als den Vertretern des Volks, sondern sie schafft auch von vorn herein einen Konflikt mit denselben indem sie den Exekutor erst zum Legislator macht und ihn dann in die Lage bringt, Gesetze ausführen zu müssen, die er durch sein Veto zurückgewiesen hatte.

Ein weiteres Uebergewicht über den Kongreß wird ihm durch die, den konstitutionellen Königen entlehnte Befugniß ertheilt, die Volks-Vertretung nicht bloß einzuberufen, sondern sie auch auf beliebige Zeit zu vertagen (wenn sich die beiden Häuser nicht über den Vertagungstermin einigen können.)

Alle diese exorbitanten Befugnisse des Präsidenten, sämmtlich der „konstitutionellen Monarchie“ Europa's entlehnt, stehen als praktisch fast unübersteigbare Hindernisse im grellsten Widerspruch mit der Bestimmung, wonach der Kongreß ihn zur Verantwortung ziehen und vor seine

Schranken laden kann. Der Begriff der Verantwortlichkeit bedingt eine entschiedene Unterordnung, eine Abhängigkeit Dessen, der sich zu verantworten hat, von Demjenigen, der ihn zur Verantwortung ziehen soll. Nach allem Vorhergehenden aber ist der Kongreß abhängiger vom Präsidenten, als der Präsident vom Kongreß. Der Präsident hat die Machtmittel, der Kongreß bloß Worte; er kann handeln, der Kongreß bloß reden; er schickt die Legislative in's Kapitol und nach Umständen wieder nach Hause, die Legislative muß ihn aussuchen „am andren Ende der Avenue“; er hat tausend Gelegenheiten, den Gesetzgebern eine Gunst zu bezeigen oder zu versagen, die Gesetzgeber können höchstens in seltenen Fällen seinen Kreaturen eine Anstellung verweigern. Sie sind nicht bloß im Interesse ihrer Schützlinge, sondern auch in ihrem eigenen Interesse auf seine Gunst angewiesen und Mancher unter ihnen erwartet von ihm eine Versorgung, wenn sein Mandat im Kongreß abgelaufen ist. Unter solchen Umständen wird die Verantwortlichkeit vor dem Kongreß auch dem schlechtesten Präsidenten keine schlaflose Nacht verursachen, zumal wenn die Konstitution ihn noch durch die weiteren Vorkehrungen schützt, wonach die Volksvertreter bloß das Recht haben, ihn anzuklagen, und zwei Drittheile der Staatenvertreter erforderlich sind, ihn zu verurtheilen.

Wenn nun aber noch etwas fehlte, den Präsidenten im übermüthigen Gefühl wie in der ausgedehntesten Benutzung seiner Machtvollkommenheit zu bestärken, so ist es die bedenkliche Einrichtung, welche ihn konstitutionsgemäß neun Monate im Jahre, während der Vertagung des Kongresses, ganz allein und ohne alle Kontrolle an der Spitze des Gouvernements läßt. Er mag während dieser

langen Zeit thun und lassen, was er will, der Kongreß hat, wenn er nicht besondre Vorkehrung getroffen, kein Recht wie keine Gelegenheit, ihm entgegenzutreten, kurz, das ganze Land ist neun Monate lang dem Alleinherrscher im Weißen Hause willenlos preisgegeben. Die mexikanische Verfassung sucht diesem Uebelstande durch Einsetzung einer permanenten Kongreß-Deputation abzuhelpfen, welche während der Vertagung die Exekutive zu überwachen und zugleich das Recht zur Einberufung des Kongresses hat; doch kann auch dieses Mittel, welches in gewöhnlichen Zeiten dienlich sein mag, in außerordentlichen die Gefahren nicht beseitigen, welche mit der Einrichtung einer, von der Legislative gesonderten Exekutivgewalt naturgemäß verbunden sind.

Wenn diese Gefahren dem amerikanischen Volk jemals nah gerückt worden, so geschah es während und nach der Zeit des südlichen Rebellionskriegs. Wer sich den Fall denkt, daß es im Jahr 1860, oder auch noch 1864 einem A. Johnson gelungen wäre, durch dieselben Täuschungen Präsident zu werden, durch die er Vize-Präsident geworden ist, der kann keinen Augenblick bezweifeln, daß heute die nordamerikanische Republik nicht mehr bestehen, daß auf ihrem ganzen Gebiet die Sklaverei mit eiserner Ruthe herrschen würde. Was aber wäre die Grundursache dieser Kalamität gewesen? Nicht die Schlechtigkeit dieses A. Johnson, sondern die Stellung, in die man ihn gebracht, eine Stellung, in welcher man die ganze Macht der Republik der Hand eines einzigen, unkontrollbaren Menschen anvertraut hätte. Glücklicher Weise kam A. Johnson erst nach Beendigung des Kriegs in den Besitz der Gewalt. A. Lincoln benutzte jene Stellung zwar nicht zur Unterjochung

der Republik durch die Sklavenhalter, aber auch er zeigte dem Volk deutlich genug, wozu er sie hätte benutzen können. Das Uebergewicht der Exekutive, das sich unter Pierce schon auf so bedenkliche Weise fühlbar gemacht und unter Buchanan zu einem Regiment rücksichtsloser Brutalität gesteigert hatte, nahm unter Lincoln, durch die Konzentrirung der ungeheuren Kriegsgewalt begünstigt, fast die Gestalt einer unumschränkten Macht an. Es waren nicht bloß Freunde der Rebellen, es waren manche aufrichtige Freunde der Republik, welche schon damals über die Möglichkeit eines Staatsstreichs bedenklich den Kopf schüttelten. Wenn aber sogar ein gewesener Niegelspalter und Flabootsmann, den man als Muster der Simplizität darstellte und der das volle Vertrauen seiner Partei genoß, im Präsidentensstuhl die Gedanken an einen Staatsstreich wachrufen konnte, so liegt darin die ernsteste Aufforderung, die Gefährlichkeit einer Stellung in's Auge zu fassen, die den Befehl über eine Million Soldaten einem einzigen Mann übergibt. Kann, ja muß sie nicht einen ehrgeizigen und verrätherischen Inhaber unter Umständen zu einem Attentat gegen die Republik ermuntern? Wer hätte die Macht, die Republik zu retten, wenn in einem neuen Krieg ein glücklicher General, der die Armee auf seiner Seite hätte, im Weißen Hause thronte und es unternähme, dem durch Kriegsrühm geblendeten Volk einen König zu geben, „Seine Exzellenz“ in „Seine Majestät“ zu verwandeln? Hat nicht selbst nach Beendigung des rebellions-Krieges, wo durch Entlassung der Armee die Macht des Präsidenten auf ein Minimum reduziert war, der Nachfolger Lincoln's das Land wiederholt in Unruhe und Aufregung versetzt durch die erregte Erwartung eines Staatsstreichs? Hat nicht sein Staats-

sekretair in autokratischem Uebermuth dem Volk die Alternative gestellt: „Präsident oder König“? Und wer kann behaupten, daß die Erwartung eines Staatsstreichs wäre getäuscht worden, wenn der Muth des Usurpators seinem Willen entsprochen, oder wenn der Kongreß die Drohung in seiner letzten Botschaft durch ein „Impeachment“ auf die Probe gestellt hätte?

Die einzige Waffe, welche die Konstitution gegen den Mißbrauch einer Exekutivgewalt darbietet, die jetzt schon an Macht und Einfluß keinem König der Erde nachsieht, ist das „Impeachment“. Aber diese einzige Waffe hat sich beim ersten Versuch der Anwendung nicht bloß als unbrauchbar erwiesen, sondern sie ist von Dem, gegen den sie gerichtet war, mit Hohn und Drohungen empfangen worden. Dieser Versuch hat die schlimmsten Befürchtungen über die Machtlosigkeit der Legislative gegenüber der Exekutive gerechtfertigt; er hat festgestellt, wie weit ein Präsident dieser Republik den Uebermuth, die Gewissenlosigkeit, die Willkür, die Gesetzlosigkeit, die Usurpation treiben kann ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden; er hat dargethan, wie viel Unheil, wie viel Mißhandlung, wie viel Hohn ein republikanisches Volk sich von seinem so genannten Diener muß gefallen lassen, ohne ein gesetzliches Mittel der Abhülfe anwenden zu können; er hat gezeigt, daß in der Praxis der Präsident „unverletzlich“ ist wie ein konstitutioneller König, während er nicht, wie dieser, ein verantwortliches Ministerium hat; er hat A. Johnson nicht bloß berechtigt, Alles zu wiederholen, was er früher gefrevelt, sondern ihn auch ermutigt, über die bis dahin eingehaltenen Grenzen noch hinauszugehen; er hat endlich jedem seiner Nachfolger ein Präzedens geliefert, das ihm

von vorn herein alle Bedenken über zu weit gehende Gewaltanmaßung nehmen muß. Wenn Das, was A. Johnson gethan, nicht seine Entfernung aus dem Weißen Hause zur Folge haben konnte, so lassen sich als hinreichende Gründe zur Absetzung eines Präsidenten nur noch solche Frevelthaten denken, welche ihn gleichzeitig zum allmächtigen Gebieter seiner Richter machen. Auch die französische Nationalversammlung verurtheilte zuletzt L. Napoleon als Hochverräther, aber der Verurtheilte schickte seine Richter in's Gefängniß. Wenn übrigens weder A. Johnson noch einer seiner Nachfolger das Maß straffreien Amtsmißbrauchs überschreiten sollte, das die Abstimmung über das „Impeachment“ ihnen eingeräumt, so reichte dieß schon hin, alle konstitutionelle Garantien werthlos zu machen, denn es bedarf nur zweier, auf einander folgender Johnsons, um die Republik zu ruiniren auch ohne Staatsstreich, wenn nicht durch Abschaffung der Präsidentschaft jeder Johnson unmöglich wird.

Das Präsidentenamt ist mehr, als jedes andre, ein Vertrauensamt. Seine Gefährlichkeit kann nur durch vollständige Rechtfertigung des Vertrauens, welches bei der Wahl in den Inhaber gesetzt wird, zeitweise verdeckt werden. Aber die Mehrzahl der bisherigen Präsidenten hat dem in sie gesetzten Vertrauen nicht entsprochen, was noch mehr auf den verderblichen Einfluß des Amtes, als auf die Vertrauensunwürdigkeit der Inhaber schließen läßt. Diese Erfahrung sollte überhaupt darüber belehren, daß das persönliche Vertrauen im demokratischen Staatswesen, wo „stete Wachsamkeit (d. i. stetes Mißtrauen) der Preis der Freiheit ist“, keine konstitutionelle Garantie ersetzen darf. Das Vertrauen des Volks muß auf die Dauer stets ver-

derblich werden, wenn dasselbe mehr Macht ertheilt, als es selbst behält, um dem Mißbrauch des Vertrauens Einhalt zu thun. Die beste Verfassung ist sicher diejenige, welche das Vertrauen in die Inhaber der öffentlichen Gewalt möglichst unnöthig macht, indem sie den Mißbrauch derselben möglichst erschwert.

Diesen Zweck mit Beibehaltung des Präsidentenamtes zu erreichen, ist, wie schon oben dargethan worden, nicht möglich. Wäre es aber auch möglich, die Macht des Präsidenten unbeschadet der Mittel zur Erfüllung seiner Aufgabe so weit zu beschränken, daß er sich nicht mehr über die Gesetzgebung überheben und sich zu keinem Gewaltstreich mehr versucht fühlen könnte, so würde dennoch seine Stellung als Mittelpunkt des Parteihaders und als Quelle der Corruption mit dem Wohl der Republik unvereinbar sein.

Als die Präsidentschaft gegründet wurde, betrachtete man sie als das Mittel zur Ausführung des Volkwillens und zur Wahrung der allgemeinen Interessen. In diesem Sinn wurde das Amt auch von den ersten Inhabern verwaltet. Nach und nach wurde es immer mehr als das Mittel betrachtet, den Ehrgeiz der Kandidaten zu befriedigen und den Leitern der Partei, welche ihnen zum Sieg verhalf, die Vortheile zuzuwenden, über welche die Macht des Präsidenten zu verfügen hat. In der früheren Zeit wurde dem Sieger die Ehre zu Theil, das Wohl des Volks zu fördern; später schämte man sich nicht, den schändlichen Grundsatz zu proklamiren und zu befehlen: „dem Sieger gehört die Beute“. Die „Väter der Republik“ verwandelten sich in die Väter der Beutejäger. Grundsätze, welche früher die Parteibildung entschieden, dienten später

als Köder für die Wähler: das Hauptmotiv der Leiter und Drahtzieher war die Beute. Das Ziel jedes ehrgeizigen Politikers wurde die Präsidentschaft; um sein Ziel zu erreichen, hatte er nicht bloß seine Grundsätze den Umständen anzupassen, sondern sich auch jedem Gehülfen zu verpflichten, der seine Zwecke fördern konnte, und war es erreicht, so hatte er die Aemter, von deren Verwaltung das Wohl des Landes abhängt, zunächst nicht Denen zu geben, die am Besten dem Volk, sondern Denen, die am Besten ihm selbst dienen konnten. So wurde der ganze Kampf um das oberste Amt der Republik eine Beutejagd und ein Handel, wobei der persönliche Eigennutz die Rücksichten auf das Gemeinwohl an die Seite drängte und Intrigue und Korruption als wirksamste Mittel dienten. War aber der Kampf zu Ende und der Sieger eingesetzt, so begannen sofort wieder die Vorbereitungen für die Wiederholung. Die ganze Macht und die ungeheure Patronage, über welche der Sieger zu verfügen hatte, mußte nun als Mittel dienen, ihm auch für den nächsten Termin seine Stellung zu sichern, oder wenigstens seine Partei im Besiz der Beute zu erhalten. So besteht denn die Hauptthätigkeit der Politiker, welche dem öffentlichen Wohl gewidmet sein sollte, Jahraus Jahrein im Ringen und Jagen nach den persönlichen Vortheilen, deren unerschöpfliches Magazin das Weiße Haus ist. Nach dem Weißen Hause wird Alles hingezogen, von dem Weißen Hause geht Alles aus und selbst das Kapitol verwandelt sich zu Zeiten aus einer Halle zur Berathung des Volkswohls in ein Hauptquartier für den Kampf um das Weiße Haus. Das Weiße Haus ist die Hochschule der Korruption, wie es der Sitz des Verraths geworden ist. Wer die Meinung theilt, daß die

Republik nur bestehen könne durch die Tugend ihrer Bürger, der muß dieser Tugend eine übermenschliche Festigkeit zutrauen, wenn er nichts dagegen einzuwenden hat, sie durch das Institut der Präsidentschaft auf die Probe stellen zu lassen. Wie viel hundert Millionen an Geld dem amerikanischen Volk die Präsidentschaft schon gekostet hat, ist schwer nachzurechnen; wie viel aber durch sie die Massen wie ihre Politiker an öffentlicher Moral und ächt republikanischer Gesinnung eingebüßt haben, das tritt täglich überall in wahrhaft erschreckender Weise hervor. Die Einrichtung der Präsidentschaft wirkt so durchaus verderblich, daß sich sogar bezweifeln läßt, daß ein Präsident nicht vor seiner Erwählung mehr Unheil anrichtet, als nach seiner Einsetzung, denn jede Wahl-Kampagne ist eine Übungsschule für alle Lügen, Intriguen und schlechte Leidenschaften, deren ehrgeizige und heutigierige Politiker sich nur bedienen können, und das ganze Volk hat diese Schule mit durchzumachen ohne zu erkennen, welchen korrumpirenden Einfluß sie ausübt auf die öffentliche Moral.

Wenn die Verfassung der Ver. Staaten künftig noch andren Völkern als Muster dienen sollte, wird dieß hoffentlich am Wenigsten in Bezug auf die Einrichtung der Exekutivgewalt der Fall sein. Als die schweizerische Republik im Jahre 1848 ihre Verfassung umänderte, behielt sie zwar zwei fehlerhafte Einrichtungen bei, welche sie mit diesem Lande gemein hat, nämlich die Staaten-(Kantonal-)Verfassung und das Zweikammern-System; aber sie hütete sich wohl, die nordamerikanische Präsidentschaft zu adoptiren. Ihrer neuen Verfassung gemäß besteht ihre Exekutivgewalt aus einem, sieben Mitglieder zählenden Bundesrath, welcher (wie auch das Bundesgericht) von der Bun-

desversammlung auf drei Jahre aus allen wählbaren Bürgern des Landes gewählt wird. Dieser Bundesrath wählt selbst alljährlich seinen Präsidenten. Eine und dieselbe Person kann nicht zwei Jahre hintereinander Präsident sein. Der Bundesrath hat kein Veto, auch nicht das Recht der Amnestie und der Begnadigung, welches der gesetzgebenden Gewalt vorbehalten ist. Im Fall die öffentliche Sicherheit die Aufbietung von Truppen verlangt, ist der Bundesrath verpflichtet, die Bundesversammlung einzuberufen, sobald das Truppenaufgebot 2000 Mann übersteigt, oder länger als drei Wochen andauert.

Diese ganze Einrichtung zeugt von der Erkenntniß der Gefahren, welche mit einer selbstständigen, über zu viel Macht gebietenden und durch Eine Person ausgeübten Exekutivgewalt verbunden sind. Sie bringt diese in direkte Abhängigkeit von der gesetzgebenden Gewalt und macht sie zu einer Art Ministerium der Bundesversammlung. Dieß aber, die Unterordnung der ausführenden unter die gesetzgebende Gewalt, oder ihre Vereinigung mit dieser, ist der entscheidende Punkt. Die Theilung, Gleichstellung, oder Entgegensetzung beider ist eben so unlogisch wie undemokratisch. Im demokratischen Gemeinwesen geht alle Gewalt vom Volk aus und so wenig sich das Volk selbst theilt, so wenig kann sich auch die von ihm ausgehende, als seine Agentinn fungirende Gewalt theilen. Das Volk ist politisch eine Einheit wie das einzelne Individuum und so wenig ein Individuum seine Gedanken und Entschlüsse durch eine besondre, außer ihm stehende Gewalt ausführen läßt, so wenig bedarf das Volk einer besondern Exekutive für die Beschlüsse und Gesetze, die es durch seine legislativen Organe fassen und aufstellen läßt. Wie die Legisla-

tive das Organ des Volks ist, so muß die Exekutive das Werkzeug der Legislative sein.

Der Ex-Präsident.

Für einen Amerikaner gibt es kein höheres Strebenziel, als, reich oder Präsident zu werden. Mancher würde aber sicher seinen Ehrgeiz zähmen, wenn er bei Zeiten den Kontrast vor Augen hätte, den nach abgelaufener Amtszeit der stille Abschied vom Weißen Hause zu dem lauten Triumph bildet, womit früher der glückliche Kandidat in dasselbe eingezogen war. Eine früher vergötterte und später im Stich gelassene Geliebte bietet kein traurigeres Bild eines bitteren Wechsels dar, als ein, vier Jahre lang wie ein Götz gefeierter und dann vielleicht mit Verwünschungen nach Hause geschickter Präsident. Selbst der schlechteste könnte nach seiner Entlassung den Haß durch das Mitleid entwaffnen. Man denke sich die Sonne, die heute alle Welt bescheint und von aller Welt bewundert wird, mit Bewußtsein begabt und dann morgen ausgelöscht, um ihren Platz von einem früheren Planeten eingenommen zu sehen, und man hat das Bild eines Mannes vor Augen, der heute an der Spitze aller Spitzen, im Besitz aller Macht, das Ziel der Aufmerksamkeit aller Kreatur ist und plötzlich als ordinärer Sterblicher sich schweigend und unbeachtet zu trollen, fast wie ein entlassener Diensthote zu drücken hat unter dem Lärm und Jubel, der seinen Nachfolger auf den verlassenen Thron begleitet. In der That, dieser Präsidentenwechsel hat etwas Grausames an sich. Ein König im Purpur hat doch das Bewußtsein, daß er seinen Nachfolger nie als solchen zu sehen bekommt, er bleibt gefeierter König, bis er

bewußtloses Wurmfutter wird, und die „Liebe“ seiner Unterthanen wie die „Treue“ seiner Diener begleitet ihn bis zu dem Punkt, wo ihm Liebe und Treue und Macht und Glorie total gleichgültig wird; solch ein König im Frack aber muß bei vollem Bewußtsein die ganze Herrlichkeitszene, deren Hauptfigur er war, plötzlich verwandelt sehen, um abgethan in einem Winkel hinter den Koulissen zu verschwinden; nachdem er sich so recht an den Luxustisch der Herrschaft gewöhnt und sein ganzes „System“ sich nach den seltenen Gerichten des Ehrgeizes gesetzt und sich davon zusammengesetzt und gemästet hat, muß er sich jetzt auf ein Mal von der Tafel weggewiesen sehen, um sich wieder mit der alten, frugalen Hausmannskost zu begnügen, mit welcher jeder Lump aus dem „Volk“ sein Leben fristet. Die gewesenen Präsidenten bilden eine ganz besondre und wahrlich nicht beneidenswerthe Klasse von Menschen; ihr Leben lang innerlich behaftet mit den Bedürfnissen und Präensionen der früheren hervorragenden Stellung, ohne die Mittel und die Aussicht sie befriedigen zu können, sind sie eine Art künstlich gemachter Genies, die nach Ablauf ihres Termins zu den „verkannten“ gehören und dann bis an ihr Ende an der Entziehung oder Sistirung des schuldigen früheren Bewunderungstributes franken. Selbst unter den Römern gab es nur einen einzigen Cincinnatus. Unter allen großen Männern, die sich selbst überleben, sind die Könige im Frack die bedauernswertheften, weil ihr lebendiger Tod so plötzlich eintritt und die darauf folgende Vernachlässigung ihnen so grausam darthut, daß alle Ehrenbezeugungen, an die sie gewöhnt worden, nicht ihrer Person und ihrem eigenen Werth, sondern bloß ihrer Stellung und den von ihr ausgehenden Gunstbezeugungen gegolten haben. Und wie

bitter muß erst der Abstand gegen die frühere Guldigungsperiode von einem Genie empfunden werden, das, wie der berühmte Johnson, schon vor dem Abschied die moralischen Fußtritte präpariren hört, die auf sein Erscheinen vor der Thüre warten. Man kann ihm wahrlich nicht übel nehmen, daß er noch zu guter Letzt, man mögte sagen, die Galgenfrist benutzte, um sich an einem Extra-Gericht gütlich zu thun und etwas mit auf den Weg zu nehmen, das ihm den Uebergang erleichterte. Und das hat denn auch der treffliche Johnson nach Kräften gethan, als er im Begriff war, das geliebte Weiße Haus zu räumen. Er hat eine Menge „Bills“, womit sich der Kongreß in feierlichen Berathungen abgeplagt, ohne Unterzeichnung in der Tasche behalten, so daß sie nichts mehr waren, als verschwendetes Papier; er hat seinen Feinden eine Strafpredigt hinterlassen, in welcher eine Gallen-Arsenzug von vier Jahren deponirt war; dagegen hat er seine besten Freunde und Gesinnungsgenossen, nämlich sämtliche Verbrecher, die seine Gnade erreichen konnte, die letzten Verräther, Falschmünzer, Seeräuber und Lincoln-Mörder eingeschlossen, freigegeben, um sie auf die nichtswürdige Gesellschaft zu hezen, die ihn nicht wieder gewählt hat. Und so schied er gleichsam mit ausgestreckter Zunge und, gegen den Kongreß und die Menschheit und seinen Nachfolger gewendet, mit einem infernalischem, oder koboldischem — „Aetisch!“ Das ist die Rache eines Ex-Präsidenten. Erst liefert die Präsidentschaft ihrem Inhaber alle Mittel der Korruption und des Machtmißbrauchs, sich im Amt zu erhalten; ist ihm dieß aber nicht gelungen, so liefert sie ihm die Mittel, selbst seinen, vom ganzen Volk herbeigesehnten Abschied möglichst verderblich zu machen. Von einem Präsidenten

läßt sich sagen: er ist ein Uebel ehe er existirt, ein Uebel wenn er kommt, ein Uebel wenn er da ist und sogar ein Uebel wenn er wieder geht.

Die Präsidentschaft und das Parteiwesen.

„Parteien sind in der Republik eine Nothwendigkeit“. Dieser Satz wird überall als ein Axiom wiederholt und Solon dabei als Autorität aufgestellt.

Das Solonsche Gebot aber, im Staatsleben Partei zu ergreifen, bedeutet nichts Andres, als daß die Bürger des Staats sich für die Angelegenheiten desselben überhaupt interessiren, daß sie bei der Entscheidung über Fragen des öffentlichen Wohls mitwirken und sie nicht den Machthabern oder Politikern von Profession oder Demagogen allein überlassen sollen. In den Ländern des gehorsamen Unterthanenverstandes, z. B. im „Reich“ des Herrn Bismark, wäre das Solonsche Gebot eine Art Hochverrath; dort darf es keine andre Partei geben, als die der Machthaber; in der Republik aber ist seine Befolgung die erste Bedingung zur Erhaltung der Freiheit und zur Sicherung der Volksherrschaft. Nicht Partei ergreifen heißt hier die Macht der Bürger unthätig aus der Hand geben und kann unter Umständen heißen: die Republik verrathen.

Es kommt nun aber eben darauf an, das Solonsche Gebot richtig zu verstehen und nicht von einer täuschenden Mißdeutung zu falschen Zwecken benutzen zu lassen. Das Partei ergreifen im Allgemeinen ist eine Bürgerpflicht, aber es kann eine noch höhere Bürgerpflicht sein, Partei zu ergreifen gegen die Parteien. Das Partei ergreifen darf nicht so ausgelegt werden, als sei es Pflicht, eine der eben

bestehenden Parteien zu unterstützen. Bei der Frage, welche von zwei entgegengesetzten Parteien zu unterstützen sei, muß der Bürger von der Voraussetzung ausgehen, daß eine derselben nach seiner Ueberzeugung das Recht, die andre das Unrecht vertrete. Findet er sie indeß beide im Unrecht, so ist es nicht seine Pflicht, einer derselben beizutreten, sondern, beide zu bekämpfen. Die Hauptfrage ist nun aber, ob überhaupt *stehende* Parteien, wie sie in diesem Lande existiren, nöthig, ja, ob sie nicht verderblich seien. Wie nun, wenn sich am Ende ergäbe, daß *stehende* Parteien eben so wohl zu bekämpfen und abzuschaffen seien, wie *stehende* Heere?

Bei der Frage des Parteiengreifens in der demokratischen Republik ist ursprünglich von dem einzelnen, unabhängigen Individuum auszugehen und von der Existenz schon gebildeter Parteien vollständig zu abstrahiren. Man denke sich nun ein Gemeinwesen von zwanzig Millionen solcher Individuen, deren keins noch durch Bethheiligung an irgend einer Organisation kompromittirt oder gebunden ist. In diesem Gemeinwesen erhebe sich irgend eine öffentliche Frage, ein Antrag für eine Staatseinrichtung, ein Gesetzentwurf, ein Verfassungsvorschlag. Die Frage wird in Versammlungen wie in der Presse gründlich diskutirt und kommt endlich zur Volksabstimmung. Das Resultat ist, daß die zwanzig Millionen individuenweise nach ihrer Ueberzeugung und ihrem Interesse für und gegen die Frage Partei ergreifen *ohne eine organisirte Partei* und daß der Volkswille wahr und frei sich ausspricht ohne Nebenrück-sichten. Die Bürger geben ihre Stimme ab für oder gegen die *Sache*, worum es sich handelt, nicht aber für oder gegen die *Partei*, welche die Sache vertritt oder

bekämpft. Denke man sich nun eine zweite, ganz verschiedene Frage, welche nach der eben erledigten zur Verhandlung kommt, und die nämliche Art der Entscheidung durch unabhängige Individuen, so stehen vielleicht Millionen, die früher auf der nämlichen Stelle gestanden, sich feindlich gegenüber. Das Resultat aber ist das nämliche: ein Parteiergreifen ohne eine bindende Partei und der wahre Ausdruck des Volkswillens über die eben vorliegende Frage, ohne alle Rücksicht auf Parteeivortheil oder Parteeinachtheil. Durch ein solches Verfahren, ein unabhängiges Parteiergreifen ohne geschlossene Parteien, würde zugleich möglichst Das erreicht, was man Vertretung der Minoritäten nennt. Hätten dagegen die streitigen Fragen durch schon bestehende Parteioorganisationen statt durch unabhängige Individuen erledigt werden sollen, so würde die Entscheidung ganz andres ausgefallen sein. Statt der Gründe für oder gegen die zu entscheidende Sache hätte bei den Stimmgebern die Rücksicht auf den Vortheil oder Nachtheil der Partei den Ausschlag gegeben; die einzelnen Individuen hätten ihre Stimme durch das Gebot der Partei, statt durch das Gebot ihrer unabhängigen Vernunft diktiren lassen und nicht der Geist der Wahrheit und des Rechts, sondern der Parteeigeist wäre der leitende gewesen. Mag man nun annehmen, daß die Unabhängigkeit der Individuen auch bei der Nichtexistenz organisirter Parteien nicht durchweg aufrecht zu erhalten wäre, daß sie in manchen Fällen unsauberen Einflüssen geopfert werden und die Corruption nicht vollständig ausschließen würde; jeden Falls wäre sie nicht durch die Macht und die Mittel einer organisirten Partei in ganzen Massen bedroht, oder durch die Gewohnheit des Mitgehens gelähmt; die Fälle, in denen sie erlage,

blieben vereinzelt, wären privater Natur und könnten sich nicht bei jeder Gelegenheit in der nämlichen Weise wiederholen, während eine organisirte fortbestehende Partei sie in einer permanenten Praxis fortsetzt.

Der, aus ihrem Ursprung, dem Trachten nach dem Machtbesitz, hervorgehende Fehler stehender Parteien liegt darin, daß ihr Hauptzweck die Herrschaft, die dauernde Herrschaft ist. Wenn auch ursprünglich durch den Zweck, gewisse Grundsätze oder Maßregeln durchzuführen, in's Leben gerufen, mußten sie doch bei der bisherigen staatlichen Einrichtung ihre Hauptanstrengung darauf richten, die bestehende Gewalt zu stürzen um dieselbe nicht bloß in ihre Hände zu bringen, sondern sich auch auf jede Weise darin festzusetzen. Sie suchten daher ihre Organisation möglichst zu vervollkommen, kamen dem Bindemittel der Grundsätze durch Bindemittel der Korruption zu Hülfe und machten den ursprünglich freien Anschluß ihrer Mitglieder durch Disziplin und Einschüchterung zu einer Pflicht. Auf diesem Wege gelangten sie dazu, den Zweck, der sie in's Leben gerufen, allmählig zu vergessen und das Fortbestehen ihrer Herrschaft als Hauptzweck zu betrachten, dem jeder andre untergeordnet wurde. Der Hauptzweck ihrer Herrschaft aber wurde -- „die Beute“. Und ist dieser Zweck erreicht, so pfllegt das Ergebniß zu sein, daß sie den Gewaltmißbrauch und die Korruption so lang steigern, bis das Maß überläuft, und dann tritt eine andre Partei an ihre Stelle, um das nämliche Spiel zu wiederholen. So wird denn die Masse, die man Volk nennt, beständig hin- und hergezogen in zwei Organisationen, die es stets bilden hilft ohne eigentlich selbst in ihnen zu Wort zu kommen.

Diesem Uebel abzuhelfen, gibt es kein andres Mittel, als,

das Parteiergreifen flüchtig zu erhalten, es zu befreien von dem organisirten Parteibann und möglichst auf die Unabhängigkeit der Individuen zurückzuführen. Das Mittel aber, diesen Zweck zu erreichen, besteht darin, die Gewalt-einrichtung zu ändern, welche die Herrschaft einer bestimmten Parteiorganisation möglich und zum Hauptziel derselben macht. Die Herrschaft dieser oder jener Partei wird hier entschieden durch einen einzigen Akt, auf den alle Anstrengungen konzentriert werden: den Kampf um die Exekutivgewalt, die Präsidentenwahl. Der Ausfall dieser einzigen Wahl macht so und so viel Millionen „Volks“, die sich „Demokraten“ oder „Republikaner“ nennen, oder vielmehr deren Leiter auf mindestens vier Jahre zu Herrn der Republik. Mögen sie während dieser vier Jahre haufen wie sie wollen, ihre Herrschaft steht für vier Jahre fest und mittelst dieser Herrschaft hält ihre Partei zusammen, nur darauf bedacht, sie möglichst zu verlängern, während das nicht zu dieser Partei gehörige Volk kein Mittel hat sich geltend zu machen. Wäre dieser Zustand möglich, wenn die herrschende Politik nicht auf einer auf so und so viel Jahre festgestellten Gewalt beruhte, sondern fortwährend unter dem lebendigen Einfluß des Volkes selbst stände? Könnte eine Partei als solche sich die ausschließliche Gewalt sichern, wenn diese Gewalt ausgeübt würde durch Organe oder Agenten, die zu jeder Zeit durch jeden Theil des Volks in ihren Handlungen bestimmt würden? Mit einem Wort: könnte das bisherige Parteiwesen oder Unwesen fortbestehen, wenn Präsidentschaft und Senat abgeschafft würden und an deren Stelle eine permanente Versammlung von Volksagenten träte, die von ihren Wählern zu jeder Zeit beeinflusst und durch andre ersetzt

werden könnten? Bei solcher Einrichtung gäbe es keinen festen Mittelpunkt der Gewalt, des Ansehens und der Patronage, von dem aus eine stehende Partei dirigirt und zusammengehalten werden könnte. Die Politik käme von Unten, nicht von Oben, sie stände nicht fest als Geschäftssache einer Partei, sondern hätte sich zu richten nach dem jedesmaligen Willen des Volks, sie würde nicht dem einen Theil des Landes durch einen andren diktiert, sondern von jedem Wahlbezirk selbstständig beeinflusst und das Parteigreifen wechselte nach den jedesmaligen Fragen, statt durch ein Parteiprogramm auf alle Fälle vorgezeichnet zu sein. Jetzt gibt es im Kongreß nur entweder „Demokraten“ oder „Republikaner“. Man vernichte die jetzigen Halt- und Mittelpunkte für die Parteiorganisation, so wird die an die Stelle des Kongresses tretende Nationalversammlung nur aus unabhängigen Mitgliedern bestehen, die unter sich durch kein Parteiband gebunden und von Niemanden abhängig sind, als von ihren Wählern. In ihr wird allerdings eine Majorität entscheiden, die in den Hauptsachen durch gleiche Gesinnung verbunden ist, aber diese Majorität ist keine feststehende, für das bloße Parteiinteresse gebildete, die sich von Hause aus zusammengethan, sie kann je nach den zur Verhandlung kommenden Fragen wechseln und nur bestehen durch Uebereinstimmung mit ihren unabhängigen Wahlkreisen, die sich nicht zur Behauptung der Herrschaft oder zur Theilung der Beute geeinigt, sondern nach ihrer individuellen Gesinnung die Vertreter ihrer Grundsätze und Interessen gewählt haben.

Das Repräsentativ-System.

Noch abhängiger, als der Kongreß vom Präsidenten, der sein ausführender Diener sein sollte, ist der s. g. Herr beider, das Volk, vom Kongreß, der es repräsentiren soll. Das Repräsentations-Recht entstand in Europa durch ein Kompromiß der Monarchie mit der Demokratie; in Amerika wird es thatächlich zu einer Abschaffung der Demokratie. Die Repräsentation bedeutet hier nicht die Geltendmachung der Volksansprüche durch Sachwalter einer über dem Volk oder außerhalb des Volks stehenden Macht gegenüber, welche man gewöhnlich mit dem Garde-robennamen „die Krone“ bezeichnet; nein, hier bedeutet sie die Ueberlieferung aller Volksrechte, aller Volks-Intelligenz und aller Volksmacht in die Hände von Bevollmächtigten, welche vermittelt ihres Mandats das ganze Geschäft der Staatslenkung und Verwaltung monopolisiren. Die Repräsentanten sind hier gewisser Maßen die Vormünder, oder Kuratoren, durch deren Erwählung das Volk sich selbst unmündig macht und unter Kuratel stellt. Die Wahl eines Repräsentanten, in der das Volk einen Akt der Geltendmachung erblickt, ist bloß ein Akt seiner Entsagung. Nach der Wahl existirt kein Volk mehr, es ist für eine bestimmte Zeit vollständig beseitigt, wehr- und willenlos gegen seinen eigenen Stellvertreter. Mag es ihm auch, wenn es sich in ihm getäuscht sieht, in der Presse oder in Versammlungen, oder auf sonstigem Wege seinen Unwillen zu erkennen geben — es hat ihm einmal thatächlich die Souverainetät abgetreten und es hängt allein von dem Willen des Repräsentanten ab, ob er den Protest seiner Wähler beachtet oder nicht. Was der Gewählte beschließt, nicht was der

Wähler will, ist Gesetz. Jener befehlt, dieser hat zu gehorchen und wer sein Recht abgetreten, darf nicht erwarten, wie ein Berechtigter berücksichtigt zu werden.

Es haben sich wunderbarer Weise einige Fälle ereignet, wo repräsentirende Souveraine von dem repräsentirten wegen schlechten Betragens aufgefordert wurden, auf ihren Posten zu resigniren. (Wir erinnern z. B. an die Herrn Doollittle und Yates.) Was war der Erfolg? Die Aufgeforderten haben sich jedesmal geweigert zu gehorchen. Und sie hatten Recht. Sie konnten entgegnen: „Du Souverain daheim hast abgedankt durch meine Erwählung; wie kommst du zu der Logik, daß du ein Recht habest, mich zum Abdanken aufzufodern? Ich bin du und du bist nichts, so lang ich bin. So lang ich als dein Repräsentant existire, existirst du nicht und wer nicht existirt hat kein Recht. Ich weise dein Verlangen als eine absurde Annäherung zurück. Gedulde dich, bis du durch Ablauf meines Termins wieder Existenz und damit das Recht erhältst, zu Gunsten eines andern Souverains von Neuem zu abdiciren“. Wenn der Kongreß im Einverständnis mit dem Präsidenten beschlösse, die Tasche des souverainen Volks zum Besten seiner Repräsentanten bis auf den letzten Cent zu leeren, so hätte das souveraine Volk, wenn es nicht seine gepriesene Konstitution umstoßen wollte, kein Mittel des Widerstandes, es hätte verfassungsmäßig seinen letzten Cent auf den Altar des Repräsentativsystems zu legen, bis der Termin heranrückte, wo es sich neue Vormünder wählen dürfte. Dieß wäre eine „gesetzlich“ unanfechtbare Konsequenz des Repräsentativsystems.

Vor einiger Zeit äußerte der Londoner „Spectator“, das Volk der Ver. Staaten sei aus seiner Verfassung heraus-

gewachsen. Noch passender könnte man sagen, es sei in seiner Verfassung festgewachsen. Dieß läßt sich überhaupt von allen Völkern sagen, welche durch ihre Verfassungen Gewalten einsetzen, die sie an der steten Ausübung und direkten Geltendmachung ihres Willens hindern können. Solche Verfassungen sind sämtlich mehr oder minder Zwangsjacken und die absurdesten Zwangsjacken sind die „repräsentativen“. Um die ganze Absurdität des Begriffs „Repräsentation“ zu fassen, stelle man ihn zusammen mit dem Begriff „souveraines Volk“. Das Volk ist, wie es heißt, Alles, es ist der Staat und der Staatszweck, es ist die Macht und der Souverain. Und dieses Alles, dieser Staat, dieser Souverain wird — man erwäge den ganzen Widersinn der Phrase — repräsentirt! Und wem gegenüber? Sich selbst! Er wird es nicht bloß in dem Sinn, daß Beauftragte in seinem Namen handeln, nein, die Beauftragten ersetzen den auftraggebenden Souverain, sie treten an seine Stelle, sie werden für bestimmte Zeit selbst souverain, während derjenige Souverain, den sie „repräsentiren“, weder Willen noch Rechte, weder Initiative noch Macht behält, kurzum rechtlich gar nicht mehr existirt. Das Volk wählt seine „Repräsentanten“ nicht um sie mit seinen Geschäften zu beauftragen, sondern um zu ihren Gunsten terminweise zu verschwinden. Nach der Wahl ist das Volk nichts mehr, seine Diener sind Alles. Das Volk ist nur Herr, um seine Diener zu seinen Herrn zu machen; es hat bloß Rechte, um sie an Diejenigen abzutreten, die es nur als Werkzeuge bei ihrer Ausübung benutzen sollte.

Die nothwendige Folge dieses unsinnigen Verhältnisses ist im Kapitol wie im Weißen Hause, und ebenso bei den

Gouverneuren und Legislaturen der Einzelstaaten, eine Rücksichtslosigkeit und Volksverachtung, welche bei keinem Willkürakt und keiner Korruption mehr Bedenken findet. Merkt man einem einzigen dieser Herrn im Kongreß oder in den Legislaturen an, daß er sich als ein Werkzeug fremden Willens, als einen Beauftragten zur Besorgung fremder Geschäfte betrachtet? Nehmen sie die geringste Rücksicht auf den vielköpfigen Souverain, wenn sie sein Geld verschleudern, die Zeit verschwenden, die Geschäfte vernachlässigen, ihre Diäten und Meilengelder erhöhen, sich mit Stationery-Artikeln versorgen, ihr schimpfliches Postprivilegium festhalten, die Ländereien des Volks verschleudern, mit dem „Repräsentanten“ am andren Ende der Avenue oder mit der „Lobby“ sich der Korruption befleißigen, sich für die „holy days“ Wochen lang vertagen, ihren Eifer den Präsidentschaftsintriguen widmen statt den Landesinteressen? Könnten sie souverainer und rücksichtloser handeln, wenn der „Souverain“, den sie „repräsentiren“, vollständig von der Erde verschwunden wäre?

Der Nachtheil aber, der dem Volk aus dem Repräsentativsystem erwächst, besteht nicht bloß darin, daß es seine Repräsentanten rücksichtslos macht gegen seine Wünsche und Interessen, sondern, was auf die Dauer noch schlimmer ist, daß es das Volk an die geduldigste, stumpfsinnigste Ertragung aller Uebel gewöhnt, welche seine Schicksalsbeherrscher ihm bescheeren. Sich „verfassungsmäßig“ darenin ergebend, daß es nach den Wahlen als Souverain thatsächlich nicht existirt, läßt es sich auch verfassungsgetreu Alles gefallen, was die gewählten Repräsentanten thun und lassen, so daß im Grunde seine politische Thätigkeit, die niemals nachlassen sollte, sich nur auf den Wahlakt be-

beschränkt und es in diesem bloßen Wahlakt seine ganze Beruhigung und Hilfe suchen lernt. Ohne diese gedankenlose Gewohnheit und Abstumpfung durch das Repräsentations-Dogma wäre es ganz unerklärlich, daß Anklagen wie die des Herrn Washburne, der seine Kollegen im Allgemeinen als die größten Schwindler darstellte, oder die des Senators Sprague, der den aus korrupten Advokaten und Geldleuten zusammengesetzten Kongreß das Verderben der Republik nennt, ohne alle Folgen bleiben; es wäre unerklärlich, daß das Volk die kolossale Korruption, deren Vermittler der Kongreß ist, und namentlich die gewissenlose Verschleuderung der öffentlichen Ländereien sich ohne ernstliche Auflehnung fortwährend gefallen läßt. Wer bloß die Rede gelesen, in welcher Herr Julian von Indiana am 21. Januar 1871 im Repräsentantenhause dem Kongreß die Verbrechen vorgehalten, welche er durch Wegwerfung von Hunderten von Millionen Acker der besten, dem Volke gehörigen und vom Volke zu benutzenden Ländereien an Eisenbahngesellschaften, Kapitalisten und sonstige Spekulanten begangen hat, der sollte meinen, das ganze Volk müsse sich empören gegen Diejenigen, welche so frevelhaft und schamlos mit seinem Recht und seinem Eigenthum umgehen. Das Volk hat hier und da ein wenig gemurrt und dann hat es geschwiegen wie gewöhnlich: es weiß, daß der an ihm begangene Raub „gesetzlich“ war, daß es die Räuber selbst gewählt hat — es wird „repräsentirt“!

Und so wird es bleiben, so lang das Volk sich nicht ein verfassungsmäßiges Recht sichert, seine gesetzgebenden Agenten nach Hause zu schicken, sobald sie gegen sein Interesse handeln, und überdies sich die Genehmigung

oder Verwerfung aller wichtigeren Gesetze und Beschlüsse vorbehalten, die von jenen Agenten ausgehen. Man stelle sich bloß die eine Frage: würde jemals eine Landverschleuderung Statt gefunden haben, wenn das Volk in zweiter Instanz darüber hätte abstimmen können? Ihre „Plattformen“, diese Wahl-Köder, lassen die Politiker vom Volk willig ratifiziren, ihre Gesetze, ihre Landchenkungen, ihre Steueraufgaben ratifiziren zu lassen, welche die Frage nach der Ausführung jener vielversprechenden Plattformen beantworten, würde ihnen niemals einfallen.

Das Zweikammern-System.

Fast noch widersinniger, als die Kombination der Demokratie und Repräsentation, ist die Vertheilung dieser Repräsentation in zwei Kammern. Die eine dieser Kammern repräsentirt das Volk, welches die Union oder Nation bildet, und die andre das nämliche Volk, welches die Staaten der Union oder die Theile der Nation bildet, und zwar so, daß das Unions-Volk das Staaten-Volk und dieses jenes bekämpfen und paralyßiren kann. Es ist, als fürchte das Volk sich vor sich selbst und müsse sich die Glieder binden um vor dem eigenen Willen sicher zu sein. Aber mit diesem Widersinn ist es noch nicht genug. Der kleinste Staat hat, ächt demokratisch, im Senat so viel Vertreter wie der größte und dieß hat wieder die ächt demokratische Konsequenz, daß das Volk gelegentlich seine eigene Majorität über den Haufen wirft, wenn die Staaten mit der kleinsten Bevölkerung diejenigen mit der größten überstimmen. Zehn Staaten mit je 100,000 Bewohnern können neun Staaten mit je

10,000,000 vollständig lahm legen und alle Beschlüsse annulliren, welche sie im f. g. Volks Hause gefaßt haben. Auch kann es sich ereignen, daß die zwei Stimmen, welche ein Staat als solcher im Senat abgibt, die dreißig und mehr Stimmen zunichte machen, welche die Bevölkerung des nämlichen Staats im Repräsentantenhause abgeben. Wenn Das Demokratie ist, so sollte man sie etwa so definiren: Demokratie besteht in dem Kunststück, der möglichst kleinen Minorität die Herrschaft über die möglichst große Majorität zu verschaffen. Zu solcher Absurdität aber führt ganz logisch jene Gedankenlosigkeit, welche dem Gespenst des Einheitsstaats d. i. des einheitlichen Volks dadurch zu entgehen sucht, daß sie dieses Volk abgetheilt in Käfigen einsperrt und dann diesen Käfigen eine besondere Vertretung gegen ihre versammelten Insassen sichert.

Das Oberbundesgericht.

Neben der Fiktion, welche den Staaten als solchen besondere Rechte, eine besondere Weisheit und deshalb auch eine besondere Vertretung zugestehet, um sie gegen sich selbst d. i. gegen das Volk zu sichern, das sie bildet, dürfen wir diejenige Fiktion nicht vergessen, welche in dem Oberbundesgericht einen unabhängigen Schutz des Volks gegen seine eigene Gerechtigkeit zu schaffen gedachte. Das unabsetzbare Kollegium des Oberbundesgerichts stellt eine souveraine Repräsentation als rechtsprechende Gewalt dar wie der Kongreß als gesetzgebende und erhebt sich sogar über diese als entscheidender Ausleger der Gesetze. Wenn aber alle Souverainetät und Macht im Volke ruht und von ihm ausgeht, so muß auch das Volk in letzter Instanz eben

sowohl die Entscheidung in Gerichtssachen sich vorbehalten wie in Gesetzgebungssachen. Allerdings müssen die Richter möglichst unabhängig gestellt werden, um gewöhnlichen Einflüssen entzogen zu sein, aber diese Unabhängigkeit kann keine unbedingte dem ganzen Volk gegenüber sein, ohne den Begriff der Demokratie zu vernichten und gelegentlich die Richter zu Herrn des Staats zu machen. Das Obergericht der Vereinigten Staaten leidet nun außerdem noch an dem seltsamen Gebrechen, daß seine Mitglieder Kreaturen der Exekutivgewalt sind, was seiner prätextirten Unabhängigkeit eine eigenthümliche Färbung gibt und unter Umständen die berühmte Balance der obligaten drei „koordinirten Gewalten“ auf eine bedenkliche Weise stören könnte.

Wie man die Sklaverei und die Präsidentschaft durch alle mögliche Flickereien und Gelegenheitsgesetze unschädlich zu machen suchte, ohne zu erkennen, daß dieser Zweck nur durch Abschaffung derselben zu erreichen sei, so hat man auch die mit der Macht des Oberbundesgerichts verbundenen Gefahren durch gelegentliche Aenderungen beschwören wollen, ohne dessen ganze Stellung prinzipiell zu untersuchen. Schon Jefferson fand diese Stellung unkontrollirbarer und auf Lebenszeit ernannter Richter im höchsten Grade bedenklich und schlug vor, sie nur auf fünf oder sechs Jahre zu ernennen und zu ihrer Entfernung den Präsidenten und Senat zu ermächtigen. Aber auch dieser Vorschlag geht dem Uebel nicht auf den Grund. Die Hauptverwerflichkeit des Oberbundesgerichts besteht, wie die des Präsidenten und des Kongresses, in seiner undemokratischen, dem Volk unerreichbaren Stellung und in dieser Stellung wird es überdies geschützt durch das alte Vorurtheil, welches die

Richter gewisser Massen zu höheren Wesen macht und mit einem mysteriösen Nimbus, einer Art weltlicher Heiligkeit zu umgeben pflegt. Und wenn nun, dem entsprechend, diese höheren Wesen in einer imponirenden Uniform, in schwarzen Roben und weißem Hermelin erscheinen, so denkt vollens kein Mensch daran, daß solche ehrwürdige Gestalten aus dem Volk hervorgehen und von dem Volk abhängig sein sollten, dem unter Umständen auf ihren Befehl die Taschen geleert und die Köpfe abgeschlagen werden können. Ein Gerichtstokal erscheint den Leuten wie eine Kirche, in welcher auch die Amerikaner die Hüte abnehmen, und wenn auch sonst das Volk hier von jener büreaukratischen Tyrannei der Monarchien befreit ist, welche eine „Beleidigung der Beamten“ als besonderes Verbrechen kennt, so läßt es doch als solches noch immer eine Beleidigung des Gerichts (contempt of court) als Verbrechen in einer Weise bestehen, daß ein Richter das Recht hat, den souverainen Bürger beliebig einsperren zu lassen, weil er ihn nicht wie ein höheres Wesen behandelt. Dieser ganze Kultus des Gerichts beruht einfach auf Herkommen, Aberglauben, Gedankenlosigkeit und Humbug. Es ist allerdings ein Bedürfniß, daß besondere Personen, welche mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sind und durch ihren Charakter Vertrauen einflößen, als Richter fungiren, aber diese Richter sollten keinerlei Privilegien vor andren Dienern des Volkes haben und das Volk sollte sich stets das Recht und die Mittel sichern, seine Richter zu richten wie alle seine andren Diener. Es ist aollens eine Preisgebung aller Demokratie, daß gewisse Personen, wie unantastbare Heilige über dem Niveau des Volkes placirt, als höchste Instanz demselben diktiren sollen, was Recht und Unrecht, was Ge-

setz und was Gesetzwidrigkeit ist. Vom Volk muß die gesetzgebende, vom Volk die exekutive, vom Volk die richterliche Gewalt ausgehen und sie muß ihm in seinen gewählten Vertretern erreichbar sein. Diese Vertreter sind zunächst die Gesetzgeber und wie die exekutive, so muß auch die richterliche Gewalt in der gesetzgebenden aufgehen. Warum sollte eine juristische Kommission des Kongresses nicht eben so gut über die Rechtmäßigkeit einer Entscheidung oder die Konstitutionalität eines Gesetzes urtheilen können, wie die Perrücken des Oberbundesgerichts? Will man aber die Richter nicht von den gesetzgebenden Agenten des Volks einsetzen lassen, so sollte das Volk selbst sie wählen und sich ihre Entfernung in derselben Weise vorbehalten, wie den Wechsel jener Agenten.

Koordinirte Gewalten.

Es ist nicht überflüssig, auch die viel gepriesene Koordination der Gewalten, die als Produkt tiefster Staatsweisheit ausgegeben wird, unter die kritische Lupe zu bringen.

Die Verfassung der Ver. Staaten stellt die Aufgaben und die Befugnisse der drei Gewalten, welche als die politischen Organe des Volkes fungiren sollen, fest, ohne ihr Verhältniß zu einander durch besondere Bestimmungen genau zu charakterisiren. Sie spricht nirgendwo von „koordinirten Gewalten“. Aber sie hat Das, was man mit diesem Ausdruck zu bezeichnen pflegt, thatsächlich geschaffen und schaffen wollen. Jede der drei Gewalten, die gesetzgebende, die exekutive und die richterliche, sollte neben den beiden andren die ihr zugewiesene Sphäre in einer Weise

ausfüllen, daß ihre Thätigkeiten harmonisch in einander griffen, und hiervon erwartete man die Verwirklichung des konstitutionellen Ideals.

Eine nähere Prüfung ergibt, daß man bei dieser Einrichtung von einem Grundirrtum ausging und in den Staatsmechanismus einen Widerspruch aufnahm, der zwar eine Zeit lang schweigen, aber nicht auf die Dauer unterdrückt werden konnte. Die drei Gewalten lassen sich darstellen als drei Pferde vor dem Staatswagen. Gelenkt von einem Kutscher können sie gleichmäßig und einig ihre Last fortbewegen; ohne Kutscher werden sie unfehlbar unter einander in Kollision kommen, namentlich wenn sie nicht bloß die Bestimmung haben, mit einander zu ziehen, sondern auch, einander zu zügeln oder zu hemmen. Könnten die Organe, die man Staatsgewalten nennt, ganz unabhängig von einander fungiren, so wäre für jede die Möglichkeit vorhanden, ihre Aufgabe zu erfüllen, ohne die andre zu beeinträchtigen, oder von ihr beeinträchtigt zu werden, vorausgesetzt, es existirte wieder eine höhere Gewalt, welche sie alle nach einem einheitlichen Ziel dirigirte. Sie sollen aber nicht nur von einander abhängig sein, indem sie ihre Thätigkeit gegenseitig ergänzen und in einander greifen lassen, sondern sie sollen auch einander überwachen und in dieser komplizirten Thätigkeit die vereinigte höchste Gewalt und Autorität, nämlich die des Volks, in repräsentativer Weise darstellen und ausüben. Und das sollen sie thun als gleichberechtigt, gleichgestellt, „koordinirt.“ Schen wir nun zu, wie sich dieses Verhältniß der Koordination in der Praxis darstellt.

Der Kongreß erläßt die Gesetze. Da die hergebrachte Staatsansicht nicht auf den Einfall kam, wer die Gesetze

mache, könne und müsse sie auch ausführen, sondern eine besondere ausführende Gewalt für nöthig hielt, schuf man einen Präsidenten. Diesen Präsidenten ausdrücklich und unbedingt zum Diener des Kongresses zu machen, wie dessen exekutive Bestimmung legischer Weise erforderte, hielt man für bedenklich. Wie der Senat als Hemmschuh für das Repräsentantenhaus, so sollte der Präsident als Hemmschuh für beide dienen. Er wurde daher nicht unter den Kongreß, sondern ihm gegenübergestellt mit der Befugniß, dessen Gesetze wo möglich zu hintertreiben durch sein Veto und, wo er dieß nicht wollte oder konnte, sie auszuführen mit der ihm allein zur Verfügung gestellten Macht. Ist nun der Kongreß dem Präsidenten koordinirt und dieser ihm? Der Kongreß ist als Gesetzgeber und Richter der Vorgesetzte des Präsidenten, durch dessen Veto aber ist er wieder sein Untergebener und ohne seine Macht ist er gar nichts. Der Präsident ist als Exekutor der Diener des Kongresses, aber mit dem Veto, der bewaffneten Macht, der Staatskasse, der Befugniß zur Ernennung aller Beamten und der Repräsentation nach Außen ausgerüstet ist er sein Meister. Und wie stehen beide zum Oberbundesgericht? Der Kongreß soll über die Einrichtung desselben bestimmen und auch Richter über dessen Richter sein, gleichzeitig aber sind diese Richter die Autoritäten für die Gesetze des Kongresses. Und der Präsident ist gradezu zum Schöpfer dieser Richter gemacht, deren oberster im Fall eines „Impeachment“ Vorsitzender seiner, des Präsidenten, Richter sein soll.

Nennt man das koordinirt? Koordinirt bloß durch Widersprüche! Alle drei Gewalten sind sich gegenseitig übergeordnet und untergeordnet zu gleicher Zeit. Was sie

aber nicht sind und sein können, ist: gleichgeordnet, „koordinirt“. Sie müssen daher gelegentlich in Konflikt mit einander kommen und die letzten Jahre haben gezeigt, welche Noth und Mühe es kostet, diesen Konflikt durch Behelfsmittel und Gelegenheitsgesetze zu beschwichtigen und zu vertuschen. Er wird aber wiederkehren und nicht eher ruhen, als bis ihm durch wahre Demokratie ein Ende gemacht wird, eine Demokratie, die keine andre Gewalt kennt und bestehen läßt, als die vom Volk direkt eingesetzte, abhängige und dirigirte.

Mögen die Politiker sich einstweilen merken, daß der Ausdruck „koordinirte Gewalten“ nicht bloß eine leere Phrase, sondern eine Lüge ist, kurz daß es gar keine wirklich koordinirte Gewalten im Staate gibt und geben kann.

Das Kompromiß zwischen Freiheit und Sklaverei.

Das dritte Kompromiß, das wir zu beleuchten hätten, ist das zwischen Freiheit und Sklaverei. Dasselbe hat sich aber seit den letzten zehn Jahren im rothen Schein der Kriegsfackel der Massen selbst beleuchtet, daß ein weitläufiges Eingehen darauf als Wortverschwendung erscheinen mußte. Hier nur ein Wort der Nutzenanwendung zu einer Konstitutionsbestimmung, die jenem Kompromiß zu verdanken war. Es ist von vorn herein charakteristisch für die Jugendzeit dieser Republik, daß sie freier gesinnt war, als sie ihrem Herrn entließ, als da sie ihre eigene Herrinn wurde. In ihrer Unabhängigkeitserklärung stellte sie die Gleichheit der Rechte aller Menschen auf, in ihre

Rechtserklärung aber, die Konstitution, führte sie sofort die Ungleichheit ein. Doch that sie dieß nicht ganz ohne Scham. Um wenigstens den Schein zu wahren, daß sie trotz der Duldung der Sklaverei diejenige Forderung der Unabhängigkeitserklärung respektive, wonach „die Regierten in der Regierung repräsentirt sein müssen“, ließ sie indirekt auch die Sklaven und zwar zu drei Fünfteln repräsentiren, natürlich nicht in deren eigenem, sondern im Interesse ihrer Herrn. Das war, wie man es nennen könnte, ein Kompromiß zwischen Mensch und Thier. Als Menschen, ganzen Menschen wollte man den Sklaven nicht anerkennen, sonst hätte man ihn nicht zu drei, sondern zu fünf Fünfteln müssen repräsentiren lassen und zwar durch seines Gleichen; als Thier wollte man ihn auch nicht betrachtet wissen, sonst hätte man ihm entweder alle Repräsentation versagen, oder auch andres Arbeitsvieh, wie Pferde und Ochsen, im Kongreß zur Repräsentation zulassen müssen. Was that man also? Man machte den Sklaven zum Thiermenschen und hatte dabei die Gnade, ihm drei Theile Mensch und zwei Theile Thier zuzuerkennen. Auf alle Fälle war in der Konstitution der Ver. Staaten der Thiermensch, der nicht Bürger war und sein konnte, zur Repräsentation zugelassen. Unsere Nutzenanwendung besteht nun in der Frage: sind die Frauen, welche alle Welt als Fünffünftel-Menschen und auch als Bürger anerkennt, weniger zur Repräsentation berechtigt, als die früheren Thiermenschen waren? Daß sie, wie man sich ausredet, durch die Männer schon repräsentirt seien, davon sagt die Konstitution kein Wort, möglicher Weise weil die Fünftelfrage ihre Autoren in Verlegenheit setzte. Folglich sind sie der Konstitution zufolge noch hinter

die früheren Sklaven gestellt, nämlich gar nicht repräsentirt, weder direkt noch indirekt, und doch gehören sie zu den „Regierten“: ja, sie sind eben nichts weiter als — regiert, die Regierten par excellence. Will man diese schimpfliche Konsequenz, daß die glorreiche Republik die Frauen rechtlich noch unter den früheren Sklaven oder Thiermenschen stelle, nicht gelten lassen, so gibt es nur einen Ausweg zu ihrer Ehrenrettung, nämlich die Anerkennung, daß ihre Qualität als Bürgerinnen der Republik ihre volle Berechtigung in sich begreife.

Das Kompromiß zwischen Demokratie und Aristokratie.

Das vierte Kompromiß endlich, worauf die Entstehung der Konstitution zurückzuführen, ist dasjenige zwischen Demokratie und Aristokratie. Die Aristokratie wurde gewahrt durch das nämliche Mittel, welches den Partikularismus der Staaten zur Geltung bringt, nämlich durch den Senat. Derselbe bildet, abgesehen von dem Recht der Geldbewilligung, den dominirenden Theil des Kongresses, hat Befugnisse, die nach den bescheidensten demokratischen Begriffen nur dem Volkshause zukommen, und schon die indirekte Art seiner Erwählung gibt ihm einen aristokratischen Ursprung. Die Unions-Senatoren bilden gleichsam die Quintessenz aus den Staats-Legislaturen, die ihrerseits wieder ein Abbild des Kongresses sind und in ihren Senaten eine Staatsaristokratie darstellen. Ueberdies haben die einzelnen Staaten durch die Befugniß, die Stimmfähigkeit festzusetzen, ein Mittel in der Hand, durch

einen Zensus und ähnliche Beschränkungen ein aristokratisches Element großzuziehen.

Doch dieß führt uns auf die f. g.

Grundrechte,

welche in der Konstitution der Ver. Staaten sehr mangelhaft gewahrt sind, offenbar aus Rücksicht auf das Grundkompromiß, welches die Partikular-Interessen der einzelnen Staaten wahrte. Die berühmte teutsche Reichsverfassung von 1848, wie lächerlich sie in mancher Beziehung sein mag, widmet den Grundrechten nicht weniger als 58 Paragraphen; selbst die mexikanische wahrte sie in 29 Artikeln. Was die Verfassung der Ver. Staaten in zerstreuten Stellen darüber sagt, läßt sich in die Fläche einer Hand schreiben und gilt nur theilweise für die Gesamtheit der Republik. Sie verbürgt den einzelnen Staaten eine „republikanische Regierungsform“, ohne aber mit einem Wort zu sagen, was darunter zu verstehen sei; sie sichert auch den Bürgern des ganzen Landes das Recht des Habeas corpus, Geschworenen-Gerichte, Schutz gegen willkürliche Haussuchung oder Beschlagnahme und dergl. zu; aber die Hauptfreiheiten, welche allen andren erst Bestand und Werth verleihen, gibt sie indirekt den einzelnen Staaten preis. Völlige Ausschließung vom Wahlrecht, die sie früher aus Rücksicht auf die Sklavenhalter zuließ, ist nun zwar, nachdem es keine Sklavenhalter mehr gibt, ausgenommen das männliche Geschlecht, für die Union abgeschafft, ausgenommen in Bezug auf die Frauen; aber die Feststellung der Bedingungen zur Ausübung des Wahlrechts in den einzelnen Staaten ist noch immer diesen

überlassen. In gleicher Weise gibt die Konstitution denselben die Religionsfreiheit, Preßfreiheit u. s. w. preis. Sie erlaubt den Staaten Alles, was sie ihnen nicht ausdrücklich verbietet oder sich selbst vorbehält. Sie verbietet ihnen z. B., Papiergeld zu machen, Tonnengeld zu erheben und dergl.; aber sie verbietet ihnen nicht, „gesetzlich“ einen abolitionistischen Redner zum Schweigen zu bringen, „gesetzlich“ einen atheïstischen Schriftsteller einzusperrn, „gesetzlich“ einen Ungläubigen von Aemtern auszuschließen. Eben so wenig verbietet sie ihnen den Sonntagszwang, den Eid auf die Bibel und sonstige religiöse Beschränkungen und Einrichtungen, durch welche Personen von entgegengesetzten Ueberzeugungen in ihren persönlichen Rechten und Freiheiten verletzt werden. Alles Das verbietet sie ausdrücklich nur dem Kongreß durch die Bestimmung, wonach derselbe kein Gesetz zur Beschränkung der Religions-, Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit erlassen und die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Aemter nicht an ein religiöses Bekenntniß binden soll. Diese Garantien für die Union im Ganzen sind aber werthlos oder illusorisch, wenn sie von den einzelnen Kantonen der Union beliebig umgestoßen werden können. Daß sie es können, und zwar in ganz barbarischer Weise, zeigen die oft genug zur Anwendung gekommenen drakonischen Gesetze in den früheren Sklaven- und Puritaner-Staaten, denen zu lieb die Konstitution die allgemeine Gewährleistung der Hauptfreiheiten eines demokratischen Gemeinwesens unterlassen hat.*)

*) Wie wenig Garantien die Konstitution gegen die

Mit diesen Bemerkungen können wir die allgemeine Kritik der Verfassung dieses Landes schließen. Sie hat gezeigt, daß diese berühmte Verfassung in den Hauptpunkten durchaus undemokratisch ist, daß sie eine wahre Demokratie, eine allgemeine, wirkjame und sichere Geltendmachung des Volkswillens unmöglich machen muß. Und die Geschichte der Gegenwart wie der Vergangenheit zeigt in tausend Thatfachen, daß diese theoretische Folgerung in der praktischen Wirklichkeit ihre vollständige Bestätigung findet. Das eigentliche Volk ist in Amerika wie in Europa wenig mehr, als eine Wahl- und Zahlmaschine, und es wird beim besten Willen keine Aenderung herbeiführen, so lang es seine Verfassung für ein Ideal hält.

Grundzüge einer neuen Verfassung.

Zum Schluß bliebe nun noch übrig, kurz die Grundzüge der Aenderungen anzugeben, welchen diese Verfassung zu unterwerfen wäre. Sie sind folgende:

Die bisherige Union von Republiken wird zur **e i n e n** und **u n t h e i l b a r e n** Republik erklärt und die bisberigen Staaten, zweckmäßiger abgetheilt, werden Provinzen, welche nach Abschaffung ihrer kostspieligen Legislaturen ihre speziellen Angelegenheiten durch Kreisdeputirte ordnen lassen. Die Präsidentschaft und der Senat wird abgeschafft, das Repräsentantenhaus aber in eine permanent

Bernichtung der wichtigsten Rechte durch die Einzelstaaten darbietet, hat noch ganz vor Kurzem ein „Gesetz“ der New-Yorker Legislatur gezeigt, welches ohne das Veto des Gouverneurs die Rede- und Pressfreiheit der Korruption der Gerichte gegenüber vollständig würde geknebelt haben.

tagende Versammlung von Beauftragten oder Deputirten des Volks verwandelt, die von ihren Wählern zu jeder Zeit instruirt und durch andre ersetzt werden können. Die Exekutivgewalt beruht, wie die gesetzgebende, in diesem Hause der Volksdeputirten, welches seine Gesetze ausführen und die allgemeinen Verwaltungsgeschäfte besorgen läßt durch eine, aus seiner Mitte oder aus dem Volk von ihm gewählte, wie von ihm kontrolirte und absezbare Exekutiv- und Verwaltungs-Kommission.

Alle wichtigeren Gesetze sind dem Volk zur besondern Abstimmung vorzulegen und erhalten erst durch dessen direkte Genehmigung Gültigkeit.

Das Deputirtenhaus kann sich, wenn seine Geschäfte es erlauben, bis zu einer bestimmten Dauer vertagen, erhält aber seine Permanenz aufrecht durch eine Deputation, welche während der Vertagungszeit die Exekutiv-Kommission überwacht, nöthige Vorlagen für die nächste Sitzung vorbereitet und in dringenden Fällen die Versammlung zu einer Extra-Session einberuft.

Den ausführlich und bestimmt zu verzeichnenden Grundrechten dürfen weder die allgemeinen Gesetze der Republik, noch besondere Anordnungen in den Provinzen irgend widerstreiten.

Den Provinzen, Kreisen und Gemeinden werden alle, nicht die Allgemeinheit betreffenden Angelegenheiten und Lokal-Interessen zur Selbst-Erledigung nach allgemein gültigen Normen überlassen; doch steht darüber in Streitigen Fällen der Deputirten-Versammlung die Entscheidung zu.

Die Gerichte werden möglichst unabhängig gestellt, bleiben aber der Volkskontrolle unterworfen und die Deputirtenversammlung bildet die letzte Appell-Instanz über dem Obergericht.

Bei der Wahl der Deputirten sind die Wähler nicht auf Personen aus ihrem Kreise beschränkt, sondern es steht ihnen die Auswahl im ganzen Gebiet der Republik frei — eine Einrichtung, wodurch die Benutzung der besten, unabhängigen Kräfte des Landes und die Geltendmachung aller Richtungen gesichert wird.

Dies wären die Hauptbestimmungen einer, nach dem demokratischen Prinzip logisch durchgeführten Verfassung, welche die Erfüllung aller vorhin aufgestellten Bedingungen einer wirklichen Volksherrschaft sichern könnte.

Freilich ist auch die beste Verfassung allein nicht im Stande, diesen Zweck zu erreichen. Die Endfrage bleibt immer die, welchen Gebrauch das Volk von ihr machen werde. Ist die Masse des Volks indolent, so werden gewissenlose Politiker auch die beste Verfassung zu ihrem Nachtheil benutzen; ist sie beschränkt und ungebildet, so wird ihre Urtheillosigkeit der Mißleitung und dem Mißbrauch ausgesetzt sein; ist sie ökonomisch von einer reichen Minorität abhängig, so fällt ihr die vollständige Geltendmachung ihrer Rechte doppelt schwer. Es kann also die politische Umgestaltung ohne die s. g. soziale Reform, welche die geistige Bildung wie die ökonomische Unabhängigkeit möglichst allgemein machen soll, kein Radikalmittel gegen alle Uebel sein. Aber sie ist auch für diese Reform die unerläßliche Vorbedingung; erst sie schafft die nöthige Freiheit und Gelegenheit zur Geltendmachung aller gesellschaftlichen Bedürfnisse und Interessen. Und indem sie dies thut, indem die wahrhaft demokratische Verfassung das ganze Volk in die staatliche Arena einführt und ihm die Handhaben zu seiner Geltendmachung möglichst zugänglich

macht, eröffnet sie ihm zugleich die einzige Schule, worin es die volle Qualifikation zum selbstständigen Staatsbürgertum erlangen kann. Es ist ein Satz von mathematischer Unumstößlichkeit, daß die Verbesserung der sozialen Zustände vor sich geht im genauesten Verhältniß zu dem Grade der bestehenden Freiheit und der Betheiligung des Volks am Staatsleben. Nur auf demokratischem Wege kann und wird die „soziale Frage“ gelöst werden; die erste aller „sozialen“ wie politischen Fragen ist daher in der ganzen Welt die wahre Demokratie.

Ueber Kommunismus und Sozialismus.

V o r w o r t.

Wer seit den letzten 30—40 Jahren Zeuge oder Theilnehmer der revolutionären Bewegungen und Kämpfe auf politischem wie sozialem Gebiet in Europa gewesen ist, wird sich die Frage nach der Ursache des ungeheuren Mißverhältnisses zu stellen haben, in welchem die errungenen Erfolge und Verbesserungen zu den aufgewandten Anstrengungen und den gebrachten Opfern steht. Das Bild jener Zeit zeigt uns Millionen Revolutionaire in Bewegung, Hunderttausende im Grabe, in den Kerker und im Exil — und was haben sie erreicht? Nichts, als den Triumph einer Reaktion, die sich in moderne Formen kleidet, aber über eine größere Macht gebietet, als sie je besaßen.

Die große französische Revolution ist ebenfalls untergegangen, aber nur im Kampf mit dem Auslande; für sich hat sie wenigstens einen vollständigen Sieg errungen und trotz ihrem Untergang hat sie die halbe Welt umgewandelt. Ihren unmittelbaren Sieg und ihre mächtige Nachwirkung verdankte sie der *E i n i g k e i t* des aufgestandenen Volkes gegen die zu stürzende Macht des Königthums und der Aristokratie. Selbst noch im Jahre 1830 erlangte die Revolution was sie wollte, weil die Volkskraft noch nicht

durch Uneinigkeit im Kampfe selbst gelähmt war. Im Jahre 1848 aber war schon der Grund zu dem Zwiespalt gelegt, der seither alle revolutionaire Anstrengungen vereitelt hat, und dieser Zwiespalt wuchs hervor aus den s. g. „sozialen Fragen“. Es wäre nutzlos, jetzt konstatiren zu wollen, wer die Entstehung dieses Zwiespaltess zu verantworten habe, die Politiker, welche die sozialen Fragen vernachlässigten, oder die Vertreter der sozialen Fragen, welche der Politik den Rücken wandten. Worum es sich handelt, das ist die Thatsache, daß die entstandene Spaltung der Volkskraft und ihre Ableitung in verschiedenen Richtungen überall der Reaktion den Sieg erleichtert hat, und die Erkenntniß, daß, wer auch jetzt noch diese Spaltung unterhält, zum Verräther an der Revolution werden muß.

Die Forderung sozialer Verbesserungen für unberechtigt zu erklären, fällt heutzutage selbst den Konservativen nicht mehr ein. Um so weniger ist ihr die Einsicht und der gute Wille Derjenigen verschlossen, welche als Fortschrittselemente das weite Gebiet zwischen den s. g. „unteren Klassen“ und den herrschenden Reaktionairen ausfüllen und mit jenen „unteren Klassen“ das eigentliche Volk bilden. Daß dieses Volk, wenn es seine Kräfte nicht feindlich spaltet, sehr bald das Joch seiner Unterdrücker abzuwerfen im Stande wäre, ist eben so gewiß, wie daß seine Interessen gemeinsame sind und zu ihrer Ausgleichung nur der nöthigen Freiheit in einem demokratischen Gemeinwesen bedürfen.

Aber diese Erkenntniß ist es eben, die das verderbliche Treiben einer Sorte von Demagogen nicht aufkommen läßt, welche die Behandlung der „sozialen Fragen“ wie ein

Monopol behandeln und die „unteren Klassen“ als besondere „Arbeiter-Partei“ zum Werkzeug ihrer chimärischen Doktrinen oder ihres verbrecherischen Ehrgeizes zu machen suchen. Mit einem Wort: Diejenigen, welche den Fortbestand der Reaktion durch Unschädlichmachung des revolutionsbedürftigsten und thatkräftigsten Theiles des Volkes sichern, sind die kommunistischen Demagogen. Kein Land hat nach Verhältniß so große Fortschritte in freier Entwicklung gemacht, wie dasjenige, in welchem die „Arbeiter“ der politischen Agitation zugänglich geblieben sind und mit den Republikanern Hand in Hand gehen, nämlich Italien. Gäbe es in Deutschland eine einige, die Arbeiter einschließende republikanische Partei, welche sich die Erkämpfung eines demokratischen Staatswesens zur Durchführung der sozialen Reformen, die ja eben nur ein solches Staatswesen möglich macht, zum Ziel setzte, so würde die Konfiszierung der ganzen Nation durch eine Bande halbbrüssischer Barbaren, welchen das Volk nur als Zahlmaschine und als Kanonenfutter dient, bald zur Unmöglichkeit werden. Durch Abtrennung der „Arbeiter-Partei“ aber und durch ihre wahnsinnigen Doktrinen bewirken die Kommunisten,

daß die nicht zu ihnen gehörende Demokratie vollständig gelähmt und ohnmächtig wird;

daß die Arbeiter selbst von der Politik abgezogen werden und allen Boden verlieren, auf dem sie praktisch operiren könnten;

daß sie mit sinn- und maßlosen Phantasien und Forderungen hingehalten werden, die niemals zu verwirklichen sind;

daß sie in ihrer Absonderung das wehrlose Ziel der

reaktionairen Wuth bilden, welche sich durch ihre Hinopferung stets einen neuen Termin für ihre Fortdauer sichert;

daß sie zum Schreckbild für alle Besitzenden dienen und diese beständig auf die Seite der Reaction treiben, welche auf diese Weise eine fünffache Garantie für ihre Herrschaft erlangt.

Die Behauptung, daß die Interessen der Arbeiter einer besondern Parteibildung bedürfen, weil sie von anderen Parteien nichts zu hoffen haben, beruht auf einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung. Sind die Arbeiter nicht stark genug, einer andren Partei die Wahrnehmung ihrer Interessen aufzunöthigen, so können sie noch weniger stark genug sein, dieselben als besondere Partei allein zu sichern; trauen sie sich dieß aber als besondere Partei zu, so müssen sie auch ihres Erfolges sicher sein in Verbindung mit andren, die ohne sie nicht siegen können. Die Wahrheit ist, daß die Arbeiter im Allgemeinen von ihren Demagogen in politischer Unwissenheit gehalten und dadurch unfähig gemacht werden, den ihnen zukommenden Einfluß in den Parteikämpfen auszuüben. Doch dieser Mangel wird wahrlich nicht dadurch gehoben, daß sie sich auf sich selbst und ihre „ökonomische“ Plattform zurückziehen.

Wenn es irgend einen Deutschen gibt, dem ein kaiserlicher Orden gebührt, oder etwas noch Schlimmeres, so ist es Herr K. Marx, der sich das Hauptverdienst um die kommunistische Demagogie in Deutschland erworben hat. Ich habe diesen „Sophisten und Intriguanen“, diesen „ersten logischen Taschenspieler Deutschlands“, schon im Jahr 1847 bekämpft, weil ich die Folgen seines verderb-

lichen Treibens voraus sah, und Alles, was er seither getrieben, hat mein Urtheil nur bestätigt. In einer Kontroverse, die ich damals mit ihm und seinem treuen Pylades Engels hatte, genirte ihn besonders meine „Grobheit“, meine „Moral“ und mein „gesunder Menschenverstand“. Bezug hierauf hat die folgende Stelle aus einem Vermächtniß, in welchem ich ihn vor meiner ersten Reise nach Amerika mit verschiedenen angemessenen Hülfsmitteln seiner Wirksamkeit bedachte (S. „Die Helden des deutschen Kommunismus. Dem Herrn Karl Marx gewidmet von Karl Heinzen. Bern, bei Jenni. 1848.“):

„b. Vermache ich K. Marx Platons Gespräch „Euthydemos.“ Wenn er dasselbe angesehen, wird ihm klar werden, daß seine „grobianische“ Analogie keinen Kreuzer werth ist im Vergleich mit derjenigen, welche mir die Helden jenes Gesprächs darbieten. Diese Helden sind die griechischen Sophisten, welche sich reimen auf die Kommunisten, wie die „Grobianer“ auf die Republikaner. Jene Sophisten wußten Alles, glaubten aber selbst nicht, was sie wußten. Sie verdrehten Alles, behaupteten Alles, leugneten Alles. Unfähig, das Leichteste zu begreifen, waren sie stets fähig, über das Schwerste abzuurtheilen. Sie waren eben so schamlos wie spitzfindig, eben so gemein wie — „prinziplos,“ eben so ehrlos wie gewandt. Auf fallender Weise fanden sie ihre Hauptbekämpfer und Verächter in der sokratischen Schule, deren Haupt bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Vertreter der — „Moral“ und des „gesunden Menschenverstandes“ war. Diese Antipathie von beiden Seiten ist leicht erklärlich. Was den gesunden Menschenverstand betrifft, so duldet der keine Winkelzüge, und was die Moral betrifft, so ist ein So-

phist, in die Praxis übersezt, weiter nichts als ein gemeiner Intrigueant, ein Betrüger, ein Taugenichts. Es versteht sich also von selbst, daß ein Sophist nicht gern mit der Frau Moral zu thun hat, weil diese eine leidenschaftliche Uebersetzerin ist, welche die Theorie sofort in die Praxis überträgt. Noch ist zu bemerken, daß die griechischen Sophisten, diese „Demokraten“, nicht die mindeste Antipathie gegen die Höfe empfanden und namentlich viel nach Sizilien hinüber liebäugelten. Als Probe ihrer geistvollen und gewissenhaften Beweisführungen theile ich aus dem oben erwähnten Gespräch ein Beispiel mit. „Besitzest du einen Hund?“ fragt Einer den Andern. Antwort: Ja. „Hat er Junge?“ Antwort: Zwei. Schluß: „Folglich besitzt du deinen Hund nicht bloß als Hund, sondern auch als Vater, folglich ist er d e i n Vater, folglich sind seine Jungen d e i n e B r ü d e r.“

Dies Beispiel charakterisirt auch die Beweisführungen unseres deutschen Sophisten. Von einer erschlichenen falschen Prämisse ausgehend ist er im Stande, alles Mögliche zu beweisen, und da er neben seiner demagogischen Spekulation auf eine gesonderte „Arbeiter-Partei“, in welcher er vor ebenbürtigen Konkurrenten gesichert ist, zugleich den Ehrgeiz hat, der Welt ein neues „wissenschaftliches“ Licht aufzustecken, läßt er sich als ächter deutscher Bücherwurm die Mühe nicht verdrießen, sein sophistisch aufgeführtes Lehrgebäude mit allen möglichen Zitaten und Belegstücken auszustaffiren, die aber eben so behutsam aufzunehmen sind wie seine Schlüsse. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, unter den ungebildeten Arbeitern, welche am Wenigsten die unlesbaren Bücher verstehen, die er schreibt, eine Autorität zu werden und den unteren Demagogen zu im-

poniren, die in gefügiger Anlehnung an seine Ueberlegenheit ihre Existenz fristen. Es genügt seinen Gläubigen, wenn das Resultat seiner falschen Schlußfolgerungen ist, daß sie allein allen Wohlstand geschaffen, aber nicht eher an demselben Theil nehmen werden, als bis sie alle Produktionsmittel in ihrer Hand und das „Kapital“ beseitigt, mit andren Worten, den Kommunismus hergestellt haben. Eine abgesonderte „Arbeiter-Partei“, welche Jahre lang mit solchen Doktrinen erfüllt wird, ohne ein einziges Mal die Wahrheit zu hören, wird zuletzt einer katholischen Gemeinschaft gleichen, die, von allen Einwirkungen der Vernunft ausgeschlossen und fortwährend von ihren Pfaffen fanatisirt, sich im Besitz der Wahrheit glaubt und zuletzt aller bessern Belehrung unzugänglich werden muß. Papst einer solchen Gemeinde zu sein, ist eben so leicht wie unwürdig; aber Ungenügsamkeit und Bescheidenheit sind nicht immer Gegensätze.

Jetzt hat man Herrn Marx auch noch den Gefallen gethan, ihn für gefährlich zu halten (was er immer gewünscht hat) indem man ihn mit der Pariser Commune identifizierte, mit welcher er nicht das Mindeste zu thun gehabt und in welcher er persönlich die traurigste Rolle gespielt haben würde. Die Reaction versteht ihr eigenes Interesse schlecht, wenn sie die Marx'schen Demagogen mit Polizei und Gericht verfolgt. Sie hat sich eben durch die Pariser Commune die Besinnung rauben lassen. Die Kommunisten aber, wie die von ihnen bethörten Arbeiter, erhalten durch diese Verfolgungen eine heilsame Lehre. Vor etwa dreißig Jahren, wo diese Herrn sich sehr eifrig mit „Aufhebung des Staats“ beschäftigten, hätte man ihnen die Republik auf dem Präsentirteller bringen können, sie würden sie als

das Ziel bornirter Politiker mit Verachtung von sich gewiesen haben. Auch haben sie später die Republikaner bei jeder Gelegenheit verhöhnt und Herr Marx hat sein Bestes gethan, die Arbeiter von der Politik fern zu halten, sie gegen ihre Hauptfeinde, die gekrönten Despoten, gleichgültig zu machen und jedes sittliche oder freiheitliche Interesse durch seinen „ökonomischen“ Calcul in ihnen abzustumpfen. Jetzt, nach dreißig Jahren, haben die Verächter der Republik so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß sie sich von „kaiserlichen“ Gerichten noch wegen einiger unschuldigen Expektorationen müssen auf die Festung schicken lassen!

Trotz Dem sieht auch ihr „internationales“ Programm, dieser Marx'sche Humbug, noch immer von politischer Umgestaltung gänzlich ab. Von Politik ist bloß Rede in der Andeutung, daß „jede politische Bewegung nur als Mittel zur ökonomischen Emanzipation der arbeitenden Klassen“ dienen solle, wodurch jedes andre und höhere Interesse aus der Politik ausgeschlossen ist; ferner in der falschen Behauptung, daß „die ökonomische Abhängigkeit des Arbeiters von dem Besitzer der Arbeitsmittel aller politischen Unterdrückung zum Grunde liege“ (weshalb sich denn auch der Haß der Arbeiter gegen die Kapitalisten, nicht gegen die Despoten zu richten hat), während umgekehrt die politische Unterdrückung, die herrschende Gewalt der Despoten, den Arbeiter wie den Kapitalisten auch ökonomisch abhängig macht, plündert und ruinirt, eine ökonomische Emanzipation aber ohne die politische platterdings unmöglich ist.

Die Nothwendigkeit einer internationalen Verbindung der Arbeiter wird durch den Trugschluß motivirt, daß „die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales, noch ein na-

tionales, sondern ein soziales Problem“ sei. Hier wird „sozial“ als Gegensatz gegen „lokal“ und „national“ aufgestellt, um dann eben so logisch „sozial“ mit „international“ zu reimem — und dieses sinnlose Wort- und Begriffsspiel hat man ruhig mitgemacht um sich für ein neues Schlagwort zu begeistern. „International“ ist heute fast Alles geworden, ohne darum „sozial“ zu sein und ohne dabei vom Nationalen abziehen zu können. Namentlich ist es die Politik und ohne diese ist alle „internationale“ „Deonomie“ reiner Schwindel. Die „internationale Verbindung der Arbeiter“ kann diesen, so lang die Fürsten auf den Thronen sitzen, nichts Andres einbringen, als „internationale“ Verfolgung. Und wenn sie durch diese in allen Ländern lahmgelegt ist, bleibt ihr nichts Andres übrig, als, zum Anfang alles Anfangs zurückzuführen, von welchem die Politiker des gesunden Menschenverstandes von je her ausgegangen sind, nämlich zur — Erstrebung der demokratischen Republik auf nationalem Boden: französische Republik, deutsche Republik, italienische Republik u. s. w. Ist diese aber erlangt, so — ist alle „internationale Arbeiter-Verbindung“ überflüssig geworden, weil dann jede Nation volle Freiheit hat, auf ihrem eigenen Boden „das soziale Problem“ zu lösen.

Seit dreißig Jahren haben die Kommunisten die Arbeiter irreführt durch das Schwindelprojekt, die politische Befreiung zu umgehen durch „ökonomische“ Propaganda. Und nachdem sie diesen mit Leichen und Lumpen bezeichneten Umweg zurückgelegt, stehen sie wieder vor dem alten Wegweiser, den sie beim Ausmarsch nicht sehen wollten und auf dem geschrieben steht: „Nieder mit den Fürsten! Es lebe die Republik!“

Keine gesonderte „Arbeiter-Partei“, nur eine geeinigte Freiheits-Partei zur Erriugung der demokratischen Republik wird in Europa die Völker regeneriren und in Amerika wird nur eine radikale Reform-Partei, welche die Demokratie zur Wahrheit macht, die verrotteten Zustände ändern, welche die jetzige falsche Demokratie geschaffen hat.

Die kommunistischen Schwindeleien, welche in Europa so viel Verwirrung, Uneinigkeit und Unheil gestiftet, haben auch in Amerika, namentlich unter teutschen „Arbeitern“ und „Reformern“, allerlei Bewegungen und Differenzen hervorgerufen. Man hat jetzt sogar angefangen, auch hier „international“ zu werden, was zu nichts führen kann, als zu fruchtloser Ableitung der Kräfte von den auf amerikanischen Boden zu lösenden Problemen (und allenfalls zu momentaner Aufbesserung der Finanzen des „General-Raths“ in London). Die Rücksichten auf diese Umstände so wie auf das Interesse, welches überhaupt in neuerer Zeit die „sozialen Fragen“ gewonnen, bestimmten mich, in New-York, der babylonischen Hochschule für alle mögliche Irr- und Wirt-Lehren, Anfangs März d. J. einen Vortrag zu halten, den ich jetzt dem Druck übergebe, als eine einfache Appellation an den gesunden Menschenverstand.

R. S.

Boston Highlands, Anfangs Mai 1872.

Das Schicksal einer Frage, namentlich einer Reformfrage, hängt nicht bloß von der Berechtigung des Zwecks, der ihr zum Grunde liegt, es hängt eben so sehr von der Art ab, wie sie gestellt wird oder ihren Ausgangspunkt wählt. Der gerechtesten Frage, falsch gestellt, kann das Gegentheil der Anerkennung und des Erfolges zu Theil werden, die sie verdient. Wenn ich sage, Der verdiene nicht, selbst frei und glücklich zu sein, der nicht alle andren Menschen ebenfalls frei und glücklich sehen mögte, so wird mir Niemand widersprechen, der auf den Namen eines Menschen Anspruch macht; wenn ich aber, um diesem Gedanken Nachdruck zu geben, alle Freien und Glücklichen verdamme und anfeinde, weil und so lang es noch Unfreie und Unglückliche gibt, so stoße ich jene zurück, ohne diesen im Mindesten zu nützen. Werden wir es billigen, oder gar dazu mitwirken wollen, daß, während wir selbst uns in Wohlhabenheit und Bequemlichkeit des Lebens freuen, andre Menschen durch den Zufall der Geburt, durch die unverschuldete Ungunst der Verhältnisse, durch eine widerwärtige Umgebung, oder gar durch die Schuld rücksichtsloser Egoisten, die ihre Abhängigkeit und Ohnmacht zur Ausbeutung und Unterdrückung benutzen, trotz allen Anstrengungen mit ihren Nachkommen zum Elend, zur Ent-

behrung aller Lebensgenüsse, zur geistigen wie leiblichen Verkommenheit verurtheilt bleiben? Ist es gerecht, ist es menschlich, ist es erträglich, daß nicht bloß für Einzelne, sondern für ganze Bevölkerungsgruppen die Hülflosigkeit zur Regel und das Unglück zum Erbtheil gemacht wird? Gehört das Recht auf ein menschliches Leben weniger zu den unveräußerlichen Menschenrechten, als das Recht, die Gedanken durch die Sprache und den Willen durch Abstimmung am Stimmkasten zu äußern? Und ist der Schutz dieses Rechts weniger eine Pflicht und ein Interesse der Gesellschaft, als der gesetzliche Schutz der Person, deren Leben ohne jenes Recht keinen Werth hat? Stellt nicht der Staat, die organisirte Gesellschaft, durch das Gebot der Rücksichten auf die Allgemeinheit, wodurch er die natürliche Freiheit und Kraft des Einzelnen beschränkt, von selbst die Rücksichten der Allgemeinheit auf den Einzelnen fest und begreifen diese Rücksichten nicht eine Garantie für Existenzbedingungen in sich, welche einen Ersatz bilden für das der Zivilisation geopfert Recht der freien natürlichen Selbsthülfe?

Alle diese Fragen — und sie bilden in einfacher und faßlicher Form den Haupttheil der s. g. sozialen Frage — wird Niemand, dem es nicht um den Titel eines Barbaren zu thun ist, in abweisendem oder feindlichem Sinne beantworten. Wo es sich aber darum handelt, diese Uebereinstimmung über eine humane Forderung in einer Vereinigung für die Mittel der Abhülfe zu bethätigen, sehen wir die nöthige Einsicht durch die größte Verwirrung gestört und allen guten Willen durch die feindlichsten Widersprüche gelähmt. Die Schuld liegt, wie mir scheint, zunächst daran, daß die verhandelte Frage, deren Wichtigkeit im

Grunde Jeder zugibt, bei der Geltendmachung falsch gestellt wird. Ich maße mir eben so wenig an, sie erschöpfend behandeln, wie, ein unfehlbares Mittel zu ihrer Lösung angeben zu wollen. Der Zweck meines Vertrags ist bloß, die hinderlichsten Irrthümer, Täuschungen, Verkehrtheiten, Uebertreibungen und Vorurtheile, die sich mir als solche darstellen, kritisch zu beleuchten und die Hauptgesichtspunkte, die ich als richtig und entscheidend erkenne, unter einen klaren Ueberblick zu bringen.

Das erste Recht des Menschen ist das Recht auf die Existenz. Die Sorge für die Erhaltung der Existenz ist zunächst Sache des Existirenden selbst. Das Mittel dazu ist seine Thätigkeit, die Arbeit. Und diese Arbeit gibt ihm ein unbestreitbares Recht auf den wirklichen Ertrag oder Werth derselben. Ich glaube nicht, daß ein einziger meiner Zuhörer nur einen Buchstaben dieser Fundamentalsätze bestreiten wird; eben so glaube ich, daß jeder meiner Zuhörer sich bewußt ist, der Erhalter seiner Existenz durch redliche Arbeit ohne Ausbeutung fremder Hülflosigkeit zu sein. Nun nehmen wir aber an, es trete aus unserer Mitte ein Mann mit Schwielen in den Händen hervor und erhebe nicht bloß den Anspruch, der wahre und alleinige Arbeiter zu sein, sondern auch den ferneren Anspruch, daß er und seine gleichgestellten Genossen zur Herrschaft im Staat berufen seien, mit der Zumuthung an uns, entweder seine Partei nach seiner Vorschrift zu unterstützen, oder aber uns als Feinde der Arbeit und der Arbeiter, als „Bourgeois“, als herzlose Kapitalisten und Ausbeuter behandeln zu lassen. Was würden wir ihm erwidern? Wir würden ihm sagen: „du gehst von falschen Voraussetzungen aus und kommst zu falschen Schlüssen. Um dein

Recht zu erlangen, willst du Andern Unrecht thun; über deinen Interessen vergiffest du die Interessen aller Andern. Rechte, die nicht allgemeine sind, können keine wirkliche Rechte sein, sie sind Vorrechte. Du willst Vorrechte bekämpfen und machst sie selbst geltend. Wir erkennen alle allgemeinen Rechte, auf die du dich berufen kannst, willig an und helfen bei ihrer Verwirklichung; willst du uns aber als Feinde behandeln, wenn und weil wir uns nicht auf deinen einseitigen Standpunkt stellen, willst du uns deinen Arbeiter- und Kunst-Stempel aufdrücken, statt dich mit uns auf einem allgemein-menschlichen Boden zu vereinigen, so müssen wir deine Verirrung beklagen und dich deinem Schicksal überlassen, bis Erfahrung und Nachdenken dich zur Einsicht gebracht, daß unser Standpunkt ein höherer und breiterer ist, als der deinige, und daß deine beschränkte, exklusive Einseitigkeit nicht zum Ziele führt.“

So ungefähr würden wir antworten. Ist aber die Stellung, die ich hier einem Arbeiter par excellence dieser Versammlung gegenüber anweise, nicht genau die nämliche, welche die Wortführer der sogenannten Arbeiter-Partei unterscheidungslos der ganzen Gesellschaft gegenüber einnehmen und geltend zu machen suchen? Und ist das Resultat ein anderes, als die Entfremdung und Abstoßung aller derjenigen Reformelemente und Kräfte, welche zur Anerkennung und Verwirklichung jedes wirklichen Rechtes bereit, aber nicht Willens, ja nicht im Stande sind, ihre Bildung, ihre Intelligenz, ihre Ueberzeugungen und ihre berechtigte Stellung den einseitigen Ansprüchen einer beschränkten „Klassen“-Auffassung zu opfern? Indem die f. g. Arbeiter ihre Partei über die ganze Gesellschaft auszudehnen suchen, bringen sie es nur dazu, sich von der

ganzen Gesellschaft zu isoliren. Das Pochen auf ihre Zahl führt nur zu verderblicher Selbsttäuschung und sie können sich Glück wünschen, wenn nicht diese Selbsttäuschung zu mörderischer Vernichtung führt wie in Paris. Uebrigens sollten sie wissen, daß die Zahl der Köpfe mehr entscheidet, als die Kopfszahl; aber selbst wenn wir die Kopfszahl entscheiden lassen, werden Diejenigen, welche die eigentliche, organisirbare „Arbeiter“-Armee bilden, nur eine verschwindend kleine Minorität darstellen. Diejenigen, die sich vorzugsweise Arbeiter nennen, werden nie ihr Ziel erreichen ohne Diejenigen, welche sie von ihrer „Partei“ schon deshalb ausschließen, weil sie sich nicht unter eine Aristokratie des Handwerks beugen, sondern, von der Basis der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte ausgehend, die einzelnen Interessen unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Kulturzwecke bringen. Die Sklaven sind befreit worden durch Diejenigen, die nicht Sklaven waren; sie wären noch jetzt in Sklaverei, wenn sie die Freien als ihre Feinde angesehen und behandelt hätten. Es gibt mehr wahre Menschen, die Arbeiter sind, als es „Arbeiter“ gibt, die wahre Menschen sind, Menschen in derjenigen Bedeutung, welche bei Reformirung der Gesellschaft vorzugsweise in Betracht kommt. Ob der niedere Grad von Bildung und Einsicht, der ihnen anhaftet, verschuldet oder unverschuldet ist, das macht bei Feststellung des tatsächlichen Zustandes und bei Berechnung seiner Folgen keinen Unterschied. Auch der enragirteste Wortführer der exklusiven „Arbeiter-Partei“ wird zugeben, daß die große Mehrzahl Derer, welche er z. B. in diesem Lande zu den Seinigen zu zählen hat und zu denen vor Allen die Neger und die Irländer gehören, keinen Beruf haben können,

die Reformirung der Gesellschaft nach ihrer Schablone in die Hand zu nehmen, wie sehr sie derselben auch bedürftig sind. Weshalb also ihnen dennoch diesen Beruf ausschließlich zuerkennen? Weshalb von ihnen allein den Maßstab der Reform entlehnen wollen? Weshalb ihnen Alles unterordnen wollen, was durch Bildung, Intelligenz und höhere Besittung sich von ihnen unterscheidet? Die Folge dieses Verfahrens kann nur sein, die s. g. Arbeiter in feindlichen Gegensatz zu Denen zu bringen, deren Hülfe sie am Wenigsten entbehren können.

Der Schluß, zu dem ich mit diesen Bemerkungen komme, ist dieser: dadurch, daß die „soziale Frage“ als bloße Arbeiterfrage behandelt wird, wie es jetzt allgemein geschieht, ist sie falsch gestellt. Sie ist es aber auch aus dem Grunde, weil weder begrifflich noch rechtlich eine Linie durch die Gesellschaft zu ziehen ist, welche feststellt, wo der Arbeiter beginnt und wo er aufhört, mithin eine eigentliche Arbeiter-Partei keinen bestimmten Anhalt haben kann.

Es ist nicht bloß verständig, es ist auch nothwendig, daß die Arbeiter der verschiedenen Gewerbs- und Industriezweige ihre besonderen Interessen in besonderen Versammlungen und Organisationen berathen und ihre Geltendmachung nicht bloß in engeren Geschäftskreisen, sondern auch im Staat vorbereiten, wie dieß ja auch die Kaufleute, die Landwirthe, die Männer der Wissenschaft u. s. w. thun; aber die Bildung einer besonderen Arbeiter-Partei, welche nach der Herrschaft im Staate strebt, hat so wenig eine Berechtigung wie z. B. eine besondere Partei von Kaufleuten, von Fabrikanten, von Advokaten, von Gelehrten u. s. w. Sie würde nur dann eine Berechti-

gung haben, wenn eine besondere Kapitalisten-Partei existirte, welche ausdrücklich die Herrschaft im Staat zur Unterdrückung der „Arbeiter“ erstrebte.

Das Arbeiten ist eine allgemeine Lebensbethätigung in allen Gesellschaftskreisen. Diejenigen, die absolut gar nicht arbeiten, sind an den Fingern abzuzählen. Selbst der Wucherer, der Blutsauger, der Tyrann arbeitet und mitunter rastloser, als seine Opfer. Auch Derjenige, der den Begriff der Arbeit auf die Handarbeit beschränken wollte, würde so viel Unterschieden in Art und Abstufung, in Erfolg und Stellung begegnen, daß er vergebens nach einem gemeinsamen Charakter und Interesse als Partei-band zu suchen hätte. Wollte man aber die Scheidelinie nach der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für das allgemeine Interesse ziehen, so würde die Stellung Derer, welche die eigentliche Arbeiter-Partei bilden wollen, noch unhaltbarer werden, denn was der Menschheit am Meisten genützt, alle geistige Thätigkeit, alle Denkarbeit, alle Wissenschaft, alle Kunst liegt über die Grenze einer bloßen „Arbeiter-Partei“ hinaus. Ueberdieß ist aber der Nutzen, den die Thätigkeit eines großen Theils der eigentlichen „Arbeiter“ der Menschheit bringt, mehr als fraglich. Es wäre ein großer Gewinn für die menschliche Gesellschaft, wenn aller sinnlose und verderbliche Luxus, der Millionen Arbeiter ernährt, von der Erde verschwände. Der Kanonengießer Krupp hat 14,000 Arbeiter in seinen Diensten, welche mit Eifer die Mordinstrumente anfertigen, womit ihre s. g. Brüder auf das Kommando von Despoten niedergeschmettert werden. Wer will jenen Mordgehilfen, die indirekt vom Blutvergießen leben, auf dem bloßen Arbeiter-Standpunkt das Recht absprechen, sich zur „Arbei-

ter-Partei“ zu zählen? Millionen „Arbeiter“ sind eifrig beschäftigt, die Kirchen zu bauen, mit deren Hülfe sie nicht bloß um ihren Verstand, sondern auch um einen großen Theil des Ertrags ihrer harten Arbeit gebracht werden. Sollen wir sie zur Herrschaft berufen, bloß weil sie Arbeiter heißen? Und sind nicht selbst die Soldaten, die alle Freiheit niederhalten und allen Wohlstand zerstören helfen, ebenfalls Arbeiter? Man hat mathematisch berechnet, daß es keine härtere Arbeit gibt, als die eines mit Tornister, Waffen und Munition beladenen Soldaten im Felde, ganz abgesehen von den Leiden und Gefahren, denen er durch Krankheiten und die feindliche Kugel ausgesetzt ist. Wer hat ein Recht, den Soldaten von der Arbeiter-Partei auszuschließen, wenn die bloße Arbeit den Ausschlag geben soll?

Die Arbeit ist weiter nichts, als ein einfaches Mittel zum Zweck und da die Selbsterhaltung für Jeden der nächste Zweck ist, wird die Arbeit für Jeden, der nicht auf Kosten Anderer leben will, zur gebieterischen Nothwendigkeit. Ein Mensch arbeitet, heißt im Allgemeinen weiter nichts, als: er sucht sich am Leben zu erhalten. Es kann sich dabei zunächst nur um die Frage handeln, ob er diesen Zweck der Arbeit auch erreiche, ob der Ertrag der Arbeit im richtigen Verhältniß zu derselben stehe und dem Arbeitenden wirklich zu gut komme; es ist aber vernunftwidrig, geradezu unsinnig, die Arbeit, namentlich die roheste Arbeit, wie einen Zweck an sich zu behandeln, sie zu einem Gegenstande des Stolzes und Kultus zu machen und diesen Stolz in demselben Maß erhöhen zu wollen, in welchem sie eine Last, eine Qual wird. Dieses Widerspruchs machen sich alle Diejenigen schuldig, welche die bloße Ar-

beit zum entscheidenden Ausgangspunkt für eine Parteilbildung und zum einigenden Schlagwort zu machen suchen. Die Demagogen, welche den Hauptaccent immer auf die Arbeit legen, der Arbeit die erste Berechtigung zuschreiben und den Verrichtern der rohesten oder maschinenmäßigesten Arbeit den Vorzug vor allen Andern geben, müssen konsequenter Weise jede neue Erfindung verdammen, welche den Menschen solche Arbeit durch Maschinen erleichtert oder abnimmt. In ihren Augen müßte der Dampf der größte Feind der Arbeit und der Arbeiter sein. Eben so müßten sie eine Verminderung der Arbeitszeit, z. B. durch ein Achtstunden-Gesetz, als eine Beeinträchtigung ansehen, während ein solches Gesetz nichts Anderes sagt als dieß:

„Der Mensch ist nicht dazu da, seine Zeit und Kraft als Lastthier zu verwenden. Die Arbeit ist nicht sein Zweck, sondern nur Mittel dazu und das Mittel soll möglichst erleichtert werden, damit der Zweck nicht bei der Anwendung desselben verloren gehe. Schaffen wir den Arbeiter möglichst ab, damit wir den Menschen gewinnen.“

Ich meinerseits sehe in der üblichen falschen Betonung einer hilfssbedürftigen Stellung eher eine Erniedrigung, als eine Erhebung. Wäre es nicht widersinnig, wenn ich, einen Bettler aus seiner Lage befreiend, ihm gleichzeitig einen Bettlerstolz beibrächte? Werde ich in Sklaven, denen ich die Fesseln abnehme, ein Sklavenbewußtsein, oder gar einen Sklavenstolz zu nähren suchen? Ich appellire an ihren Menschenstolz, damit sie die Sklavenstellung aufgeben lernen. In die nämliche Kategorie aber stelle ich Diejenigen, denen die Arbeit zu einer drückenden Last wird, weil sie nicht bloß ihre ganze Lebenskraft verschlingt, sondern ihnen auch Das nicht erringen hilft, was ihr

Zweck und ihr Recht ist. Wie sollte ich dazu kommen, ihnen einen Stolz auf die Last beizubringen, die ich ihnen abnehmen helfe und von welcher befreit zu werden ihr sehnlichster Wunsch ist? Indem ich jeden Bettler und jeden Sklaven und jeden Arbeiter — nennen wir ihn *L a s t-* oder *Dual-Arbeiter* -- in seiner menschlichen Berechtigung und Bestimmung mir gleichstelle, kann ich nicht in den Widersinn verfallen, in ihm ein selbstgefälliges Bewußtsein der menschenwidrigen Stellung zu erhalten, aus der ich ihn herauszuheben suche, sondern ich muß ihn mit einem höheren *m e n s c h l i c h e n* Bewußtsein erfüllen, damit er nicht auf die frühere Stufe zurückfalle. Wir sollen sämmtlich *a r b e i t e n d e M e n s c h e n* sein, es wäre aber kläglich mit uns bestellt, wenn wir es zu nichts Höherem bringen könnten und sollten, als zum — „*A r b e i t e r*.“

Diejenigen, welche — um mich so auszudrücken — die Arbeiter-*P a r t e i* erfunden haben, mögen sich bewußt geworden sein, daß die Grenzen derselben nicht zu bestimmen sind, daß sie also in dieser Beziehung die Frage falsch gestellt haben, und so wie zwei Verneinungen eine Bejaung machen, so scheinen sie geglaubt zu haben, zwei falsch gestellte Fragen machen eine richtige. Sie überzogen daher die Arbeiter-Scheidelinie noch mit einer *K l a s s e n-*Linie und schufen die arbeitende *K l a s s e*. Und um diese Klasse ja nicht erschüttern oder abhanden kommen zu lassen, wurde jedes Mittel der Demagogie aufgeboten, ein s. g. „*Klassenbewußtsein*“ zu nähren d. i. jeden Beteiligten mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß seine Stellung oder Beschäftigung ihn zu einem, von der ganzen übrigen Gesellschaft ganz v e r s c h i e d e n e n und *g e =*

schiedenen, von ihr feindlich behandelten und daher auch ihr feindlich gegenüberstehenden Wesen mache. Doch auch diese Abperrung erwies sich als unzulänglich und so kam man dazu, je nach den Umständen bald von „der arbeitenden Klasse“, bald von „arbeitenden Klassen“ zu sprechen, wobei, was man auch von „geistigen Arbeitern“ sagen mag, immer stillschweigend vorausgesetzt werden muß, daß alle Diejenigen, welche sich nicht unter die Leitung der klassifizirenden Häupter stellen, also vor Allen die ganze wissenschaftliche und literarische Welt, zu den nicht „arbeitenden“, also faullenzenden „Klassen“ gehören. Doch auch innerhalb der „arbeitenden Klassen“ par excellence mußte das Klassifizirungsgeschäft fortgesetzt werden, weil sich auch dort wieder so viel Unterschiede entgegenstellten, daß sie sich nicht alle über einen Kamm scheeren ließen. Und so sehen wir denn die Streitmacht, welche die ganze übrige Gesellschaft bekämpfen und beherrschen soll, bald als „Proletarier“, bald als „Arbeiter“ schlechtweg, bald als „Lohnarbeiter“, bald als „Handwerker“ bezeichnen. Die Klasse der „Handwerker“ bildet schon den Uebergang zu der Klasse der „Kleinbürger“ so wie diese den Uebergang bilden zu der Klasse der „Bourgeois“, für die ich den Namen Großbürger vorschlage. Diejenigen aber, welche den extremsten Gegensatz gegen die zu stürzende Gesellschaft darstellen, also im Grunde den ersten Anspruch auf Hülfe hätten, werden als „Lumpenproletarier“ ausgeschieden und verworfen, weil sie sich nicht diszipliniren und organisiren lassen. Ueberhaupt gibt die Fähigkeit, sich diszipliniren, sich geistig uniformiren und unter der Leitung von Chefs organisiren zu lassen, den ersten Anspruch auf Berücksichtigung und auf die künftige

Herrschaft. Deshalb sind die eigentlichen, die den Ausschlag gebenden, die vor Allen berufenen Arbeiter die an einem und demselben Ort in großen Massen vereinigten Fabrik-Arbeiter, neben welchen auch die zehnmal zahlreichere „Klasse“ der ländlichen Arbeiter, der Bauern, nicht in Betracht kommt, eben weil sie nicht kompakte, unter demagogischen Chefs zu organisirende Massen darbietet. Wenn das Klassifiziren in der bisherigen Weise fortgeht, werden wir noch eine Klasse der Schuster, der Schneider, der Schreiner, der Schmiede, der Maurer u. s. w. aufzutauchen sehen. Der Begriff Mensch und Staatsbürger, Alles was uns als Menschen und Bürgern gemeinschaftlich ist und uns als geistiges und sittliches Band der Vereinigung im Streben und Kämpfen dient, ist durch jene „ökonomische“ Klassifizierungsmethode abgethan, das spezielle ökonomische Interesse ist das allein entscheidende, die Art der Beschäftigung allein, die unsren Kochtopf und unsere Tasche versorgt, bestimmt unsren Werth, unser Recht, unsre Stellung, unser Ideal in der menschlichen Gesellschaft.

Was ist eine „Klasse“? Man hat sich gewöhnt, dieses Wort so vieldeutig zu gebrauchen, daß eine Feststellung des Sinnes, den es bei der Besprechung der gesellschaftlichen Organisation haben mag, durchaus nothwendig erscheint. Klasse bedeutet im Allgemeinen eine nach gewissen Merkmalen oder Uebereinstimmungen gesonderte Abtheilung. So redet man von Klassen in den Naturreichen; die Abtheilungen einer Schulanstalt stuft man nach Klassen ab; auch ist der Ausdruck „Gesellschafts-Klasse“ im gewöhnlichen Leben geläufig. Man spricht von „gebildeten Klassen“, „unteren Klassen“, „Mittel-Klassen“

u. f. w. Eine schärfere Tendenz gegensätzlicher Unterscheidung liegt schon in dem Wort „Straf-Klasse“; beim Militair hat man eine „zweite Klasse des Soldatenstandes“ eingeführt, welche zur Degradation für Vergehen dient. Eine ähnliche Tendenz ist festzuhalten, wo wir von einer gesellschaftlichen oder staatlichen Klassentheilung in antagonistischem oder gar in revolutionairem Sinne reden. Bevölkerungstheile oder Gruppen aber, die sich bloß durch zufällige, äußerliche, vorübergehende, oder unbedeutende soziale Merkmale kennzeichnen, deshalb am Geeignetsten durch Geschäfts-, Berufs- und Stände-Bezeichnungen zu unterscheiden wären und überdieß einer beständigen gegenseitigen Fusion unterliegen, können nicht als Klassen im prägnanten Sinn einer feindlichen Entgegensetzung aufgestellt werden. Zur Bildung solcher Klassen sind feste, gesetzliche Grenzen, sind stehende Unterscheidungen an Rechten, Pflichten und Berrichtungen nöthig, die nur von Staatswegen oder durch Empörung aufgehoben werden können. Nur die Politik schafft wirkliche Klassen, nicht das soziale Leben allein. Eine staatliche Feststellung von Vorrechten auf der einen, oder von Entrechtung auf der andren Seite, eine in den Institutionen begründete Herrschaft auf der einen und Unterdrückung auf der andren Seite — das sind die unerläßlichen Bedingungen zur Gründung von Klassen in dem Sinne, in welchem die Wortführer der s. g. Arbeiter-Partei sie künstlich zu schaffen suchen.

Die Einführung eines Zensus, der das Wahlrecht vom Geldbesitz abhängig macht, oder die gänzliche Ausschließung vom Wahlrecht z. B. auf Grund der Hautfarbe, des Geschlechts u. f. w., so wie überhaupt jede ungleiche Festsetzung der Rechte in Institutionen und Gesetzen je nach

der äußeren Stellung — Alles Punkte, auf welche die Arbeiter-Demagogen kein Gewicht legen, weil sie das politische Gebiet vernachlässigen — begründet eigentliche Klassen und verweist die zurückgesetzte Klasse auf die Revolution, wenn friedliche Auflehnung ihr nicht zu ihren Rechten verhilft. Eine weitere Verschärfung solches Klassengegensatzes bildet die *Kaste*, deren Merkmal darin besteht, daß sie den Rechtsunterschied durch einen *erblichen Stand* zu verewigen sucht. In einer Gesellschaft aber, die konstitutionell und gesetzlich auf Gleichberechtigung Aller begründet ist, also in einem wahrhaft demokratischen Staat, kann von Klassen und Klassenscheidungen in reaktionärem wie revolutionärem Sinn so wenig Rede sein wie von Kasten. Allerdings wird auch im demokratischen Staat eine, von der sozialen Stellung wie von der persönlichen Fähigkeit abhängende größere oder geringere Schwierigkeit bei der *Selbstmachtung* der Gleichberechtigung fortbestehen; aber dieser, in der Natur der Dinge beruhende Unterschied kann keine feindliche Klassenscheidung begründen und wird in der Regel wieder ausgeglichen durch das Uebergewicht der Zahl. Die Fähigeren wie die Reicheren werden in jedem Staate stets in der Minderheit sein.

So sehen wir also, daß die Klasse, sofern sie nicht durch staatliche Einrichtungen geschaffen wird, so wenig eine feste Scheidelinie abgeben kann wie die Arbeit. Diese Scheidelinie zu markiren, wird noch ein dritter Unterschied oder Gegensatz zu Hülfe genommen: es ist derjenige von Arbeit und Kapital. Würde die Kapitalfrage so gestellt, daß es sich darum handelte, jedem Menschen das nöthige Kapital zu verschaffen, so würde sie Vernunft und Recht

auf ihrer Seite haben. Sie wird aber so gestellt, daß das Kapital an sich als ein Uebel und jeder Kapitalbesitzer ohne Unterschied nicht bloß als ein Nicht-Arbeiter, sondern auch als ein Feind aller Derer erscheint, welche es noch nicht zum Kapitalbesitzer gebracht haben. Welchen Begriff man auch mit dem Kapital verbinde, es ist Dasjenige, was alle Welt bedarf und alle Welt wünscht, der Arbeiter so gut wie der Nichtarbeiter; ob aber der Besitzer von Kapital zu verdammten sei oder nicht, das ist im Allgemeinen eine bloß individuelle Frage, das hängt lediglich davon ab, wie er es erworben hat und welchen Gebrauch er davon macht. Kein Arbeiter würde sich über einen Kapitalisten beschweren, der ihn zum Geschäftstheilhaber, also zum Mit-Kapitalisten machte. Daß dieß in den meisten Fällen nicht geschieht, daß vielmehr der bloß auf seine Arbeitskraft verwiesene Mensch in der Regel genöthigt ist, diese um jeden Preis an den mit Kapital versehenen Menschen zu verkaufen, darin allein, also nicht im Kapital selbst, steckt das Uebel. Die Aufgabe besteht also bloß darin, so weit wie möglich die Arbeiter zugleich zu Kapitalisten zu machen. Dieser Zweck wird aber nicht erreicht durch das übliche blinde, unterscheidungslose Wüthen gegen das Kapital überhaupt, sondern nur entweder durch Verständigung und Assoziation von Arbeiter und Kapitalisten, oder durch Staatshülfe, wodurch jener von diesem unabhängig gemacht wird. Selbst ohne diese Mittel aber sehen wir alle Tage die Scheidelinie durchbrechen indem bloße Arbeiter zu Kapitalisten und Kapitalisten wieder zu bloßen Arbeitern werden. Welchen Anhalt hat nun der erregte Klassenhaß, der sich bloß auf den Unterschied der ökonomischen Stellung gründet? Wenn er nicht durchaus fanatisch ver-

blendet ist, wird er zugeben, daß er sich nur da rechtfertigen läßt, wo er mit der bevorzugten ökonomischen Stellung zugleich eine feindliche Gesinnung vereinigt sieht. Gesezt nun aber, ein armer Arbeiter schwingt sich — wie wir das in diesem freien Lande jeden Tag erleben — durch Fleiß und Geschick zum Kapitalisten hinauf, bewahrt jedoch Gerechtigkeitsinn und Mitgefühl genug, die Interessen seiner früheren Standesgenossen fördern zu helfen, werden nun diese die Ungerechtigkeit nicht bis zum Wahnsinn treiben, wenn sie ihn als Feind behandeln bloß weil er nicht mehr arm ist wie sie? Und hat der bloße Kapitalbesitz wirklich die Eigenschaft, jeden Menschen zum Unmenschen zu machen? Zahllose Beispiele verneinen die Frage, deren Bejaung eine Beurtheilung der menschlichen Natur zur niedrigsten Gemeinheit, zugleich aber auch von vorn herein eine Mitverurtheilung jedes „Arbeiters“ sein würde, der es zu Kapitalbesitz bringt. Die Vererbung von Vorrecht und Unrecht in Monarchien verknüpft die Unmenschlichkeit mit dem Besitz; die Freiheit und Gleichberechtigung humanisirt auch den Reichen und inspirirt ihn mit dem Ehrgeiz der Gemeinnützigkeit. In Amerika tritt Keiner mit mehr Entschiedenheit und Wärme für den mittellosen Arbeiter auf, als der Mann, der auch einer der entschiedensten Vertreter der Sklaven war. Und dieser Mann, Wendell Phillips, ist ein Kapitalist. England hat keinen uneigennützigern und eifrigeren Freund der Arbeiter gehabt, als Rob. Owen. Und Owen war ein Kapitalist. In Teutschland fanatisirten sich die Arbeiter für den verstorbenen Lassalle und vergaßen gänzlich, daß er ein Kapitalist war. Die Unhaltbarkeit ihrer üblichen Entgegensetzung beweisen die Arbeiter aber durch keine

Inkonsequenz so schlagend, wie durch ihr Verhalten bei der jüngsten Parteibildung in Amerika. Die Delegationen der seit Jahren mühsam organisirten „Arbeiter-Partei“ wählten zu ihrem Präsidentschaftskandidaten den Oberrichter Davis und dieser Davis ist ein Millionair! Ich habe nirgendwo gehört, daß er diesen Fehler jemals durch Virtuosität im Arbeiten gut gemacht hätte. Auch ist er ein konservativer Politiker. Hatte seine Ernennung vielleicht den Zweck, das Kapital zu kompromittiren? Das Geheimniß derselben ist einfach das Bewußtsein der Unzulänglichkeit einer auf bloße „Arbeiter“ beschränkten Partei und der Unwahrheit einer konsequenten Entgegensetzung von Arbeit und Kapital. Und diese Unzulänglichkeit ist auch in der Praxis nirgendwo so überzeugend entschieden worden, wie in diesem Lande, welches für jedes Partei-Experiment die vollste Freiheit gewährt. Alle, mit noch so viel Eifer und Opfern gemachte Versuche, in den einzelnen Staaten wie in der Union, eine besondere Arbeiter-Partei auf die Beine zu bringen, sind kläglich gescheitert und haben es nur zu vergeblichen Anläufen gebracht. Auch kenne ich kein einziges ausschließliches „Arbeiter“-Blatt, das sich länger, als ein Paar Jahre, hätte halten können.

Doch die Freiheit beweist die Unhaltbarkeit der Scheidelinie zwischen Kapital und Arbeit auch durch andere Ergebnisse. In der Legislatur von Massachusetts wurde kürzlich konstatiert, daß in den Sparbanken des Staats \$163,000,000 deponirt sind, \$13,000,000 mehr, als das kombinierte Kapital der Bank von England und Frankreich beträgt. Ein großer Theil jener 163 Millionen aber — die eigentlichen Kapitalisten bringen ihr Geld nicht in Sparbanken — besteht aus Ersparnissen von „Arbeitern“.

Sind nun diese Deponenten zu den Kapitalisten, oder sind sie zu den „Arbeitern“ zu klassifiziren? Ein ähnliches Verhältniß besteht in dem kleineren Fabrikstaat Connecticut, in dessen Sparbanken \$60,000,000 deponirt sind. Auf dem Trade-Union-Congress in England wurde vor einiger Zeit nachgewiesen, daß die Gesellschaft der „amalgamated Engineers“ allein in vierzehn Jahren \$2,173,= 000 und die Gesellschaft der „Iron Founders“ \$1,110,= 000 zur Unterstützung von „streikenden“ Arbeitern verwendet hat. Außerdem hatten diese beiden Gesellschaften in einem nicht näher angegebenen Zeitraum \$3,000,000 für wohlthätige Zwecke aufgebracht. Gewiß ein schönes Zeugniß für ihre Gesinnung. Aber in welcher „Klasse“ sind „Arbeiter“ unterzubringen, welche solche Kapitalien erübrigen können? Auf alle Fälle sind sie keine „Proletarier“, so daß also nun wieder die Proletarier eine besondere „Klasse“ gegen die sparsfähigen „Arbeiter“ bilden könnten. Und welche Illustration liefern diese beiden Gesellschaften so wie die Sparbanken in Massachusetts und Connecticut zu dem angeblich unumstößlichen, von Wortführern der „Arbeiter“ mit so viel Nachdruck geltend gemachten Satz, daß alle Lohnarbeit nicht mehr einbringe, als was zur nothdürftigsten Erhaltung der Existenz erforderlich sei? Die Lehre, welche die angeführten Beispiele liefern, ist vielmehr die, daß die Arbeiter nur der nöthigen F r e i h e i t bedürfen, um jenen Satz umzustossen. Es ist Thatsache, daß auch in abgelegenen Industriebezirken des freien England ganze Massen von Arbeitern und Arbeiterinnen bis zum niedrigsten Grade des Elends und der Verkommenheit herabgedrückt sind, und in Amerika läßt die Ausbeutung ebenfalls nicht auf sich

warten, wo ihr die Arbeit wehrlos überliefert ist. Aber es ist nicht minder Thatsache, daß in beiden Ländern die Agitations- und Vereins-Freiheit die Arbeiter im Allgemeinen in eine Lage gebracht hat, welche einen Gegenstand des Neides für Diejenigen bildet, die der monarchische Despotismus mit Gewalt in der alten Erniedrigung festhält. In Te u t s c h l a n d gibt es keine Arbeiter, die Millionen in Sparbanken deponiren oder zu Unterstützungen für Andre zu verwenden haben, und dort mag allerdings im Allgemeinen der Satz gelten, daß der Lohn nur ausreicht das Sterben zu verhüten. Daraus folgt aber nicht, daß das Kapital ein Fluch, sondern nur, daß die Freiheit ein „Segen“ ist. Nicht Haß gegen das K a p i t a l, sondern Haß gegen die G e w a l t ist die erlösende Parole. In demselben Verhältniß, in welchem die „Arbeiter“ diese abschaffen helfen, werden sie an jenem Theil haben.

An die Kapital-Frage schließt sich die Lohnfrage an. Den Gegensatz von Arbeit und Kapital hat man noch zu schärfen gesucht durch den Gegensatz von Lohnarbeiter und Kapitalisten. Auch hierbei hat man wieder nach kommunistischer Weise das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Es würde kein Arbeiter sich über den Lohn beschweren, wenn dieser Lohn stets den wirklichen Werth seiner Arbeit deckte und überdieß ein Vertragsverhältniß ihn gegen willkürliche Entfernung aus seiner Stelle schützte. Nicht der Lohn an sich, sondern der zu geringe Lohn bildet den gerechten Beschwerdepunkt. Möglichste Selbstständigkeit jedes Einzelnen ist das Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung und der Arbeiter als Kapitalist repräsentirt die Erreichung dieses Ziels. Aber diese Selbstständigkeit und

Unabhängigkeit ist nicht in allen Verhältnissen durchzuführen. Es wird immer Thätigkeiten gegen Vergütungen auszutauschen geben, die nur in der Form von Lohn geleistet werden können. Ein Fabrikbesitzer kann sich mit den Fabrikarbeitern associiren, wodurch Das, was sie früher als „Lohn“ erhielten, jetzt in Antheil am Geschäftsertrag verwandelt wird. Aber es gibt tausend Verhältnisse und Geschäfte, vom Dienstboten und Tagelöhner bis zum Kaufmannsgehülfsen und Staatsdiener, in welchen die Vergütung für eine geleistete Arbeit nur in der Form eines fixirten Lohnes abgemessen werden kann. Ob man dieses Fixum Lohn, oder Honorar, oder Diäten, oder Besoldung, oder Gehalt nenne — das Wesen der Sache wird durch die Verschiedenheit der Namen nicht geändert. Der Präsident der Ver. Staaten ist so gut ein Lohnarbeiter wie der Ladendiener, der Zeitungsredakteur so gut wie der Handlanger in der Fabrik. Das Lohnverhältniß ganz abschaffen würde so viel bedeuten wie den ganzen Zusammenhang der Gesellschaft zerreißen, der nur durch einen Austausch von Leistungen und Gegenleistungen unterhalten wird, und eine solche vollständige Abschaffung ist nur denkbar in einer Gütergemeinschaft.

So sehen wir also auch diejenige Scheidelinie schwinden, durch welche das Lohnverhältniß die Gesellschaft in zwei feindliche Hälften theilen soll. Die Arbeit hielt nicht Stich, die Klasse hielt nicht Stich, das Kapital hielt nicht Stich und der Lohn hält auch nicht Stich. Es ist aber sofort klar, wie diese falschen Scheidelinien entstanden sind und wohin Diejenigen zielen, welche sie aufrecht zu halten und konsequent durchzuführen suchen. Das Ziel ist — der Kommunismus. Der Kommunismus will die ganze Gesellschaft

in eine gemeinsame Arbeitsanstalt umwandeln, in welcher es keine Kapitalisten mehr gibt — ihm gilt also vorzugsweise oder ausschließlich der „Arbeiter“; zur Erreichung seines Zwecks muß er Diejenigen, welche diese Umwandlung vollbringen sollen, als eine besonders organisirte, mit einem besondern esprit du corps erfüllte Armee von der als feindlich dargestellten Gesellschaft zu trennen suchen, er macht sie also zu einer „Klasse“ und inspirirt sie mit dem s. g. „Klassengeiste“ zur Vorbereitung auf den s. g. „Klassenkampf“; da er durch den Klassenkampf alles Privateigenthum abschaffen will, verurtheilt er dasselbe im Voraus durch den unterscheidungslosen Krieg gegen das Kapital, unter welchem Namen es dem Eigenthumlosen, nur auf seine Arbeitskraft Verwiesenen am Wirksamsten verhaßt zu machen ist, und da in einer Gesellschaft, welche gemeinsam produziert und konsumirt, von keinem Austausch von Leistungen und Gegenleistungen zwischen Individuen mehr Rede sein kann, so versteht es sich von selbst, daß der Kommunismus auch den Lohn in Pausch und Bogen verdammt.

Es ergibt sich demnach, daß die falsche Art, in welcher die s. g. soziale Frage, diese große Frage der Abschaffung des Elends, gestellt wird, zurückzuführen ist auf ein falsches Prinzip, von welchem ihre Lösung ausgehen soll, und auch Solche, welche dieß falsche Prinzip, nämlich den Kommunismus, verurtheilen, namentlich die s. g. Sozialisten, haben sich theilweise gewöhnt, von ihm die falsche Fragestellung und Phraseologie zu adoptiren.

Wir haben jetzt zu zeigen, warum der Kommunismus ein falsches Prinzip ist. Zuvörderst aber suchen wir uns eine Verstellung von seiner Einführung, namentlich in Europa, zu machen, wo er die meisten Anhänger hat.

Eine politische Revolution läßt sich in ihren Hauptschlägen über Nacht vollbringen. Eine glückliche Erhebung in Paris verwandelt in wenig Stunden Frankreich aus einer Monarchie in eine Republik. Eine soziale Revolution, die nicht bloß die Aenderung der Staatsform, die Abwerfung äußerer Gewalt, die Entfesselung der Willensäußerung der Bürger im Allgemeinen zum Ziel hat, sondern in alle Verhältnisse des Lebens eingreift, die leibliche Existenzfrage der ganzen Gesellschaft betrifft, den ganzen, eingewurzelten Zusammenhang ihres Bestehens aufhebt, die nächsten Interessen jedes Einzelnen berührt und ihm eine vollständig neue Art des Lebens und Strebens zumuthet, kann nur das Werk langer Jahre, allmählicher Uebergänge und freier Betheiligung sein. Die politische Revolution kann zugleich für die soziale Verbesserung vorbereitende Maßregeln treffen, indem sie z. B. das Volk in den Besitz der Mittel setzt, welche die gestürzte Gewaltherrschaft ihm geraubt oder vorenthalten hatte; doch ohne die Rolle dieser Gewaltherrschaft zu übernehmen und fortzusetzen, kann sie nicht dem befreiten Volk eine völlige Umwandlung seiner sozialen Zustände aufnöthigen wollen. Nun hören wir aber alle Tage, namentlich aus dem „internationalen“ Lager, eine „soziale Revolution“ ankündigen und da diese Ankündigung aus kommunistischen Zentralkunkten stammt, kann unter jener Revolution nur eine Einführung des Kommunismus verstanden werden. Und der erste Schritt hierzu ist und muß sein die Aufhebung alles bestehenden Privateigenthums. Soziale Reformen lassen sich einzeln und allmählig durchführen; der Kommunismus aber muß wo möglich mit einem einzigen Schlage in's Leben treten, weil er die ganze Basis des bisherigen

Lebens aufzuheben hat und keine Konzession machen, keine Lücke dulden, keine Inkonsistenz begehen darf, ohne sich selbst wieder in Frage zu stellen. Denn ein bloß theilweise eingeführter Kommunismus würde nicht nur den gefährlichsten Widerstreit alles von ihm unberührt gebliebenen Besitzstandes hervorrufen, sondern auch außer Stande sein, die nöthige Geschäfts- und Verwaltungs-Organisation durchzuführen. Nun fodre ich die kühnste Phantasie heraus, sich die Wirkung der kommunistischen Proklamation auszudenken, durch welche ein „Arbeiter“-Diktator der europäischen Welt ankündigt: „von heute an hat Keiner mehr ein Recht auf Das, was er erworben und besitzt. Das Privateigentum hat aufgehört.“ Selbst wer sich die Möglichkeit denkt, daß eine Partei, welche eine solche Proklamation erlassen könnte, jemals siegreich an der Spitze einer Revolution erscheinen werde, wird im Geist ein Meer von Blut vor sich sehen, in welchem sich in wüthendem und verzweifelttem Kampf die ganze Gesellschaft wälzt, um dann ihre Rettung in einer Reaktion zu suchen wie die Welt noch keine gesehen hat. Wer nicht zu einer solchen Partei gehört, für den wird es keinen Zustand geben, den er nicht dem angedrohten vorzöge. Danach möge der Kommunismus seine Chancen berechnen; danach mögen auch seine Vertreter zur Besinnung kommen über die Folgen ihrer Heterereien und über die wahre Bedeutung des Spieles, das sie beständig mit der „sozialen Revolution“ und dem „Klassenkampf“ treiben. Und dennoch würde ich sagen, der Kommunismus müsse und werde durchgeführt werden, wenn ich ihn im Prinzip als richtig anerkennen könnte; denn was wahr ist, muß um jeden Preis auch wirklich

werden, so wie, was Lüge ist, trotz aller Wirklichkeit fal-
len muß.

Es gibt eine oberflächliche Ansicht, wonach das Wesen
des Kommunismus in der räuberischen Forderung besteht,
die vorhandenen Besitzthümer unter die Besitzlosen gleich-
mäßig zu vertheilen. Eine solche Theilung würde aber
grade das Gegentheil von Dem herbeiführen, was der
wirkliche Kommunismus will, nämlich die Versorgung
aller Einzelnen mit individuellem oder Privat-Eigenthum.
Der Kommunismus will und muß grade dieses Eigenthum
und die Eigenthümer abschaffen. Er gesteht dem Einzel-
nen nicht das Recht zu, Eigenthum für sich zu erwerben
und zu besitzen; Alles, was bisher Eigenthum hieß, soll
in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesellschaft übergehen,
in welcher und für welche jeder Einzelne arbeitet, um dann
aus dem Vorrath der allgemeinen Produktion mit Allem
versehen zu werden was er braucht. Dieß und dieß allein
ist wahrer Kommunismus. Wie derselbe entstanden, ist
leicht zu erklären. Das Mein und Dein bildete stets einen
Hauptstreitpunkt unter den Menschen und der Unterschied
des Besitzthums, mochte er entstanden sein wie er wollte,
einen Hauptgrund der Ungleichheit an Berechtigung, Frei-
heit und Glück. Das einfachste Mittel nun, diese Un-
gleichheit aufzuheben, diesem Streit für immer ein Ende
zu machen, war dem Anschein nach die Aufhebung des
Einzelbesitzes und die Verschmelzung desselben in eine Gü-
tergemeinschaft, an welcher Jeder, als Konsument wie als
Produzent, gleichmäßig sollte theilhaftig sein. Die Ab-
schaffung des Eigenthums zur Verhütung der Armuth, des
Interessenkampfes und der Ungleichheit kommt auf die näm-
liche Logik hinaus wie die Abschaffung der Freiheit zu

Sicherung der Ordnung. Als politische Phantasie wurde der Kommunismus bekanntlich schon von griechischen Philosophen ausgesponnen, welche alle Einzelinteressen in dem damals allmächtigen Staatsbegriff aufgehen ließen, so namentlich von Platon in seiner „Republik“. Er begriff in die Gütergemeinschaft auch die Weiber ein, welche damals, wie großen Theils auch heute noch, zu den Inventarienstücken des männlichen Besitzstandes gerechnet wurden. Praktisch wurde der Kommunismus bei den Griechen bis zu einem gewissen Grade nur in Sparta durch das eiserne Lykurgische Experiment versucht, das aber dazu noch des Helonthums bedurfte. Bei den Juden zeichneten sich als praktische Kommunisten die Essäer aus. Besonders zahlreich waren die kommunistischen Sekten, welche mit seiner allgemeinen Liebe und schwärmerischen Entfagung das Christenthum erzeugte und unter denen sich namentlich die Anachoreten und die Wiedertäufer hervorthaten. Die meiste Nahrung erhielt die kommunistische Richtung natürlich durch das mittelalterliche Feudalwesen und die spätere Industrieentwicklung, welche durch Gewalt- und Kapitalbesitz den Gegensatz zwischen den herrschenden Reichen und den beherrschten Armen schärften und zu allgemeinerem Bewußtsein brachten. Mit voller Entschiedenheit als staatliches System trat der Kommunismus zuerst in der französischen Revolution auf, wo Babeuf und seine Genossen ihn mit Gewalt einführen wollten und für diesen Versuch mit ihrem Leben büßten. Nach Babeuf war der entschiedenste Vertreter des Kommunismus der Fkarier Cabet. St. Simon, Fourier, Leroux, Proudhon, Louis Blanc u. A. mischten kommunistische und sozialistische Doktrinen durcheinander. Dasselbe läßt sich von Rob. Owen

in England sagen. Was aber neuere Kommunisten irgend aufgestellt haben, ist in den früheren Lehren, namentlich der Franzosen, schon vorgeesehen und verhandelt worden. Die kommunistische Idee hatte viel Bestechendes für die Phantasie und die Gedankenlosigkeit, weshalb es in neuerer so wenig wie in älterer Zeit an Versuchen gefehlt hat, sie in's praktische Leben einzuführen. Aber grade diese praktischen Versuche sollten ihre Haltlosigkeit endlich auch dem verblendetesten Schwärmer dargethan haben. Nicht bloß die griechischen, jüdischen und christlichen Experimente von älterem Datum, auch die neueren, namentlich die in Amerika mit vollster Freiheit und ausreichenden Mitteln angestellten eines Owen, eines Cabot, eines Rapp, eines Weitling haben nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden müssen. Sie alle haben namentlich zwei Thatsachen festgestellt, die den Kommunismus, abgesehen von seiner theoretischen Unhaltbarkeit und Unrichtigkeit, entschieden verurtheilen: erstens konnte er nur ein- und durchgeführt werden durch die Diktatur eines Leiters oder Patriarchen, nach dessen Rücktritt das mühsam errichtete Gebäude regelmäßig wieder zusammenstürzte, und zweitens hatten zur Erhaltung der Gleichheit und Harmonie die Theilnehmer sich asketische Entbehrungen, man könnte sagen Entmenschungen aufzulegen, wodurch sie die Sicherung vor den früheren Uebeln um einen unerträglich hohen Preis erkauften. Mit demokratischer Freiheit und ohne Tyrannisirung der Natur ist kein Kommunismus möglich — das war das Verdikt der gemachten Erfahrungen.*)

*) Die Absurdität und Unausführbarkeit der kommunistischen Gleichmacherei würde sich namentlich unter Teut-

Doch auch ohne solche Erfahrungen erweist sich der Kommunismus prinzipiell als falsch, weil er gegen die menschliche Natur ist. Der Mensch ist zwar ein gesellschaftliches Wesen, aber dieß ist nicht so zu verstehen, daß er das Bedürfniß hätte, seine Individualität in der Gesellschaft aufgehen zu lassen, sondern nur so, daß jeder Einzelne der Gesellschaft Anderer für seine Individualität bedarf. Seine Individualität ist für Jeden der Ausgangspunkt und der Zweck. Zur Erreichung dieses Zwecks bedarf er der freien Entfaltung seiner Kraft und muß er sein natürliches Recht auf Dasjenige geltend machen können, was er mittelst seiner Kraft, auch im Zusammenwirken mit Andern, hervorbringt. Das Hervorgebrachte ist dann sein Werk, sein Eigenthum und keines Andern. Der Begriff des persönlichen Eigenthums ist von der persönlichen Existenz, das Recht auf das Produzirte ist von der Thätigkeit des produzierenden Individuums gar nicht zu trennen, so wenig wie die Frucht vom Baum. Auf der andern Seite ist wieder das von ihm geschaffene und seiner alleinigen Verfügung unterworfenene Eigenthum die nothwendige Bedingung seiner individuellen Existenz und der-

schen, bei denen der Individualismus eine so große Rolle spielt, bald herausstellen und hat sich in komischer Weise z. B. bei den Experimenten Weitlings herausgestellt. Die von demselben im westlichen Amerika gegründete Kolonie erlitt schon im Beginn einen Hauptstoß durch die Eifersucht, welche die einzelnen Mitglieder gegen einander hegten wegen der Verschiedenheit oder besseren und schlechteren Qualität ihrer mitgebrachten -- Röcke und Kopfbedeckungen. Eine Uniform, wie bei den Sträflingen und den Soldaten, scheint zu den ersten Erfordernissen der kommunistischen Harmonie zu gehören.

jenigen Unabhängigkeit, welcher er zur Behauptung seiner Individualität Andreu gegenüber bedarf. Indem nun der Kommunismus das persönliche Eigenthum aufhebt, spricht er nicht bloß dem Individuum das natürliche Recht auf Dasjenige ab, was als Resultat seiner Bethätigung gar nicht von ihm zu trennen ist, sondern er raubt ihm auch die Freiheit und Möglichkeit einer Fortsetzung dieser Bethätigung, und ihm als Ersatz die physische Existenz in einer Gemeinschaft zu sichern, in welcher alle freie Individualität untergehen muß. Da aber solcher Nivelirung und Zustutzung nur die gedankenloseste Unselbstständigkeit und roheste Genügsamkeit sich fügen kann, in allen selbstbewußten und gebildeten Individuen aber die menschliche Natur dagegen rebelliren muß, ist die Durchführung des Kommunismus nur denkbar unter einer Diktatur, welche jede Lebensregung als eine gesellschaftliche Funktion erzwingt und alle Einrichtungen einem ineinandergreifenden Mechanismus einfügt, kurz, das ganze gesellschaftliche Leben in eine amtliche Fabrik- und Kasernenwirthschaft verwandelt, in welcher auch die geringste Abweichung der individuellen Kraft von der allgemeinen Regel als störende Auflehnung zu unterdrücken ist. Jeder Kraft muß ihre bestimmte Thätigkeit zugetheilt, jede nicht vorgeschriebene Thätigkeit muß ebenso unmöglich werden wie jede nicht numerirte Existenz und, wie die Arbeit, so muß natürlich auch die Erholung nach der amtlichen Schmir abgemessen sein, um keine Unterbrechung und Störung der Kasernenordnung eintreten zu lassen. Besondere Bedürfnisse des Geschmacks aber müssen eben sowohl unterdrückt werden wie besondere Bestrebungen des Talents, weil ihre Befriedigung Ungleichheiten schaffen und eine

Eifersucht berechtigen würde, die das Signal zur Individualitätsanarchie oder Revolution geben könnten. Deshalb war Babeuf ganz konsequent als er mit der ökonomischen Gleichheit auch die geistige erzwingen, alle Wissenschaft und Kunst verbannen und den Unterricht auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränken wollte. Von einem besondern Beruf für hervorragende Naturen, von einer neuen Bahn für geniale Köpfe, von einer selbstständigen Forschung begabter Denker darf in der kommunistischen Gesellschaft keine Rede sein, denn sie alle bedürfen eines freien individuellen Spielraums, der freien Verfügung über ihre Kräfte und Mittel, sie müssen sich aber einreihen lassen in die allgemeine Arbeiterarmee, deren Pflicht- und Gleichheitsregel keinem Einzelnen eine Ausnahme für individuelle Bethätigung gestatten kann. So ist denn eine Beglückungstheorie, welche die Befriedigung aller Bedürfnisse verspricht, genöthigt, die edelsten Bedürfnisse tyrannisch zu unterdrücken, um den Schein der Bevorzugung zu vermeiden, und, außer Stande, der Individualität die Verantwortlichkeit für Ungleichheiten wie für Strebenzwecke abzunehmen, welche eben nur die Individualität übernehmen kann, muß sie diese Ungleichheiten und Strebenzwecke zu unterdrücken suchen durch einen die Natur tyrannisirenden Gleichheitszwang. In einer kommunistischen Gesellschaft wäre ich nicht einmal im Stande, heute in New York eine Vorlesung zum Lobe des Kommunismus zu halten ohne Urlaub des Oberaufsehers, dessen Arbeiterabtheilung in Boston ich vielleicht als Schreiber des Personenregisters zugetheilt wäre, und gefiele es mir in New-York besser, als in Boston, so müßte ich der „Empire City“ wieder den Rücken kehren, wenn in dem hiesigen

Arbeiter-Regiment nicht zufällig eine Lücke für mich offen wäre.

Das Bild, das ich hier von einer kommunistischen Gesellschaft entwerfe, ist genau zusammengesetzt aus den unbestreitbaren Konsequenzen, die sich aus dem Prinzip des Kommunismus, der Aufhebung des Einzel-Eigenthums, und damit der Einzel-Existenz, ergeben. Ich habe trotz allen Herausforderungen noch nie einen Kommunisten gefunden, der jene Konsequenzen bestreiten konnte, aber auch noch nie einen, der es unternommen hätte sie direkt zu vertreten. Dagegen fehlte es nicht an Redensarten und Phantasien, welche, meistens dem Fourier'schen System entnommen, jene Konsequenzen beschönigen und verdecken sollten. Die Forderungen der Individualität wollte der Eine durch vorgespiegelte allgemeine Leidenschaft für die Arbeit, der Andere durch das allgewaltige Bedürfniß der Gesellschaftlichkeit, der Dritte durch die altberühmte „Liebe“ zum Schweigen bringen, welche jetzt den Namen „Brüderlichkeit“ trägt. Die Sentimentalität als Grundlage für die Feststellung des Rechtsverhältnisses unter den Menschen benutzen zu wollen, ist immer verdächtig und bezeugt entweder, daß man den Verstand nicht gebraucht oder seine Benutzung abzuwenden sucht. Nichts aber ist verdächtiger, als die besagte Liebe und Brüderlichkeit. Sie mag unter einzelnen Individuen als Resultat persönlicher Uebereinstimmung ihren Werth behalten; als Vereinigungsband der Gesellschaft ist sie leere, sinnlose Redensart. Für eine kommunistische Gesellschaft ist sie zugleich ein Widerspruch in der Voraussetzung. Die Bethätigung von Liebe und Brüderlichkeit kann nur da am Platze sein, wo der eine Theil ihrer bedürftig ist, der andre aber Mittel und Ge-

legenheit dazu hat. Es wird also eine Ungleichheit der Lebenslagen und Mittel vorausgesetzt. Der Kommunismus aber macht Alle gleich, verspricht allseitige Befriedigung aller Bedürfnisse, läßt also weder für Wünsche, noch für die Erfüllung von Wünschen im Verhältniß der Einzelnen Raum. Was will er nun mit der überflüssigen, unanwendbar gewordenen Liebe und Brüderlichkeit?

Um nicht zu weitläufig zu werden, muß ich mich auf diese Bemerkungen beschränken. Bei allem Haß, den ich gegen das Königthum empfinde, muß ich doch gestehen, daß ich nicht weiß, welche Wahl ich treffen würde, wenn ich nur zwischen dem Aufenthalt in einer Monarchie und dem in einer kommunistischen Gesellschaft zu wählen hätte. In einer Monarchie hätte ich wenigstens noch Aussicht, mir eine persönliche Sphäre im Verborgenen schaffen zu können; eine kommunistische Gesellschaft aber ließe mir, wenn ich nicht über oder unter der Erde ein Asyl fände, kein Fleckchen für eine individuelle Existenz mehr übrig und preßte mich mit unausweichbarem Zwang in ihre nivellirende und uniformirende Kaserne hinein. Es ist mir unbegreiflich, daß es noch gebildete und denkende Menschen gibt, welche über das Wesen und die Konsequenzen des Kommunismus im Unklaren sind. Wer jedoch darüber im Klaren ist, der sollte es als eine Gewissenssache, als eine Pflicht gegen die Menschheit betrachten, jene unsinnige, barbarische, alle Kultur bedrohende Doktrin zu bekämpfen, wo sie noch aufsteht, statt passiv oder aktiv eine Partei zu unterstützen, deren Führer mit jener Doktrin die Gesellschaft bedrohen und dadurch jede vernünftige und freiheitliche Entwicklung fälschen oder aufhalten. Wer aber jene Doktrin nach Ueberzeugung billigt, von Dem ist

zu erwarten und zu verlangen, daß er offen und entschieden für sie in die Schranken trete, damit Vernunft und Wahrheit Gelegenheit erhalte, durch eine geeignete Kontroverse unter den irreführten Massen Propaganda zu machen.

Nachdem wir nun gesehen, was K o m m u n i s m u s ist und wohin er führen muß, haben wir zu untersuchen, wodurch sich der S o z i a l i s m u s, der von der gedankenlosen Begriffsverwirrung wie von der denunziatorischen Berechnung so häufig mit ihm verwechselt wird, von ihm unterscheidet. Diese Unterscheidung läßt sich auf keine eigentlich wissenschaftliche Doktrin oder geschichtliche Durchführung gründen; sie ergibt sich aber einfach aus der verschiedenen Auffassung des Eigenthums und der hiernach zu wählenden Mittel zum Zweck, wenn auch dieser Zweck nicht verschieden ist. Beide haben den Zweck gemein, das Elend abzuschaffen und die Kluft zwischen Ueberfluß und Armuth auszufüllen; aber die Prinzipien, wovon sie ausgehen, wie die Mittel, welche sie anwenden, sind sich diametral entgegengesetzt. Der Kommunismus will Jedem das persönliche Eigenthum nehmen, weil er es für die Quelle aller Uebel ansieht; der Sozialismus will Jedem persönliches Eigenthum verschaffen, weil er es als die Bedingung aller Wohlfahrt erkennt. Der Kommunismus macht die Allgemeinheit zum Zweck und opfert ihr die freie Einzelexistenz; dem Sozialismus ist die freie Einzelexistenz Zweck und die Allgemeinheit Mittel. Der Kommunismus lähmt durch Unterdrückung des individuellen Strebens den Haupthebel und Sporn der Entwicklung; der Sozialismus läßt die Entwicklung aus dem geregelten Wettkampf der individuellen Kräfte hervorgehen. Der Kommunismus bekämpft die „freie Konkurrenz“, weil er mit dem Zweck

derselben, dem Eigenthumserwerb, aller Konkurrenz ein Ende machen will; der Sozialismus sucht die Hindernisse der freien Konkurrenz, dieses Haupttriebrades alles Fortschritts, zu entfernen, indem er sie Allen möglich machen will durch Hülfe für die Schwachen und Beschränkung der Stärkeren. Der Kommunismus hat anti-demokratisch die ganze gesellschaftliche Maschinerie von oben herab zu dirigiren; der Sozialismus läßt das gesellschaftliche Leben demokratisch von unten herauf gestalten. Schon die Erkennniß dieser wesentlichen Unterschiede schließt jede Verwechselung aus, läßt eine feste Parteigrenze ziehen und thut den Widersinn der von Kommunisten aufgestellten Behauptung dar, daß „der Kommunismus die Konsequenz des Sozialismus“, dieser also die Einleitung zu jenem sei.

Wie gesagt, ist dem Sozialismus jeder Einzelne Zweck und die Vereinigung aller Einzelnen zu einer Sozietät, Staat genannt, dient diesem Zweck mit ihren kombinirten Kräften und Mitteln, sofern der Einzelne für sich allein ihn nicht erreichen kann. Die sozialistische Auffassung des Staats ist eine ganz andre, als die der gewöhnlichen juristischen Politiker. Diese theilen ihm wenig mehr als die negative Aufgabe zu, seine Mitglieder vom offenen Krieg gegen einander abzuhalten, was durch die bekannte „Aufrechterhaltung der Ordnung“ und den „Schutz für Leben und Eigenthum“ ausgedrückt wird; im Uebrigen ist ihr Wahlspruch das *laissez aller* und das *help yourself*. Das polizeiliche und kriminalistische Gebiet füllt also beinahe ihren ganzen Staatsbegriff aus. Der sozialistische oder humane Staatsbegriff dagegen ist zugleich ein positiver, der den Zweck der staatlichen Vereinigung durch

die Aufgabe erweitert, jedem Einzelnen die Ansprüche erfüllen zu helfen, die er als menschliches Wesen an das Leben zu machen hat. Wir kommen damit auf die s. g. Staatshülfe, welche in gewissen Regionen so viel Anstoß erregt hat. Es ist merkwürdig, wie leicht längst anerkannte Grundsätze zu diskreditiren sind, wenn sie auf einen neuen Fall angewandt werden sollen, der tonangebenden Kreisen unbequem ist. Trotz den Juristen ist, so lang es Staaten gibt, Staatshülfe ihr mehr oder weniger klar erkannter Zweck und ihre mehr oder weniger geübte Praxis gewesen. Auch dem schlichtesten Verstande leuchtet ein, daß der Staat, neben dem gesellschaftlichen Trieb, dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfe, erst nach Außen und dann nach Innen, sein Entstehen verdankt und daß nur Wahnsinnige auf den Einfall kommen könnten, sich als Staat zu dem Zwecke zu organisiren, sich gegenseitig im Stich zu lassen, oder einander entgegen zu arbeiten. Staat und Staatshülfe sind so unzertrennlich wie Konzert und musikalische Unterhaltung. Der Widerspruch richtet sich auch eigentlich nur gegen eine allgemeine und bestimmte Aufstellung des Prinzips, welches neue Rechte geltend macht, während dasselbe schon in tausend handgreiflichen Thatfachen verwirklicht ist, an denen die Gewohnheit gedankenlos vorübergeht. Hier paßt recht eigentlich der Wielandsche Ausspruch, daß die Menschen mitunter den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Von Staatshülfe umgeben, von Staatshülfe lebend, durch Staatshülfe zu Dem geworden, was sie sind, predigen sie gegen die Staatshülfe, aber Diejenigen thun es am Meisten, denen sie am Meisten zu gut gekommen. Die Fürsten, die Aristokraten, die Geldleute haben nichts einzuwenden gegen

die Staatshilfe, sofern sie ihnen die Herrschaft sichert und die Ausbeutung der Hilfslosen möglich macht. Ihr Widerspruch aber beginnt, sobald diese Hilfe auf Diejenigen ausgedehnt werden soll, die ihrer am Meisten bedürfen. Damit ist zugleich dargethan, daß diese Bedürftigen keine Hoffnung auf Staatshilfe haben, so lang sie nicht an der Herrschaft Theil nehmen. Wer den Staat beherrscht, hilft sich durch ihn. Beherrschen ihn Alle, so helfen sich Alle durch ihn. Der geltend gemachte Gegensatz von „Selbsthilfe“ und „Staatshilfe“ ist durchaus unsinnig, denn beide gehören zusammen, ohne Staatshilfe ist keine ausreichende Selbsthilfe denkbar und die Selbsthilfe besteht eben in der Benutzung des Staats oder der durch ihn geschaffenen Hilfsquellen. Das wilde Thier ist auf reine Selbsthilfe verwiesen; will man den Menschen darauf verweisen, so berechtige man ihn zugleich, nach persönlichem Belieben durch die staatliche Ordnung durchzugreifen und ohne Rücksicht auf Andre für seine augenblicklichen Bedürfnisse zu sorgen. Das Gebot „Hilf dir selbst!“ kann vernünftiger Weise nur von der Voraussetzung ausgehen, daß im Staat und durch den Staat Jedem die entsprechende Möglichkeit gesichert sei, durch eigene Thätigkeit Das zu erringen, was er bedarf. Jenes Gebot aber an Diejenigen richten, die ohne ihre Schuld, vielleicht gar durch die Schuld des Staates selbst, in die Unmöglichkeit versetzt sind, durch eigene Thätigkeit ihren Lebenszweck zu erfüllen, heißt gradezu im Namen des Staats, der doch das Mittel zur allgemeinen Humanisirung sein soll, die Barbarei zum Prinzip machen. Wenn beispielsweise der Staat den hilflesuchenden Armen, der ihm seine nirgendwo zu verwerthende Arbeit anbietet, mit dem Bescheide „Hilf

dir selbst!“ abweisen wollte, so würde er ihm zumuthen, entweder zu verhungern oder zu rauben. Dem Arbeitbereiten die Arbeit verweigern, heißt den Räuber berechtigen. „Hilf dir selbst!“ hat als Gebot an den Einzelnen nur Berechtigung, wenn das Gebot an den Staat lautet: hilf Allen! Er soll Keinem die Selbsthülfe ersparen, aber er soll sie Allen möglich machen — das ist, mit einem Wort, die wahre Staats-hülfe. Daß er aber dieser Anforderung nur entsprechen kann und wird, wenn Alle das gleiche Recht haben und wirklich ausüben, die Einrichtungen des Staats schaffen zu helfen und seine Mittel zu benutzen, daß also von wahrer Staats-hülfe nur Rede sein kann im wahren Staat d. i. in der demokratischen Republik, versteht sich von selbst.

Das Recht an die Staats-hülfe und die demokratische Ausübung desselben ist der Angelpunkt aller sozialen Fragen. Die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung proklamirt die gleiche Berechtigung aller Menschen auf Leben, Freiheit und Glück. Die Verfassung der Union beginnt mit der Erklärung, daß das Volk dieser Republik sich vereinigt um „die allgemeine Wohlfahrt“ zu fördern. Die Zwecke des freien Staates werden also durch diese Verfassung wie durch jene Erklärung im weitesten Umfang anerkannt — Zwecke, welche ohne Das, was man unter „sozialen Fragen“ versteht, gar nicht denkbar sind. Es kommt also nur darauf an, zu den anerkannten Zwecken auch die rechten Mittel zu schaffen und dieselben anzuwenden.

Aber nicht in Amerika allein ist die sozialistische Aufgabe des Staates anerkannt worden. Während der großen

französischen Revolution, welche die allgemeinen Menschenrechte am Schärfften definirt hat, wurde ausdrücklich, freilich nur für kurze Zeit, die Pflicht des Staats festgestellt, nicht bloß die Arbeitsfähigen zu versorgen, sondern auch allen Arbeitsfähigen, die im freien Verkehr kein genügendes Unterkommen finden konnten, lohnende Beschäftigung zu geben. Was aber soll man dazu sagen, daß — wahrscheinlich als Nachwirkung der Lehren der französischen Revolution — sogar das Gottesgnadenthum in Preußen die Staatshülfe als Staatspflicht anerkannt, wie vor nicht langer Zeit Dr. Jacobi nachgewiesen hat? Im 2. Theil unter Tit. 19 des preußischen Landesrecht heißt es:

§ 1. „Dem Staat kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von anderen Privatpersonen, welche nach besonderen Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können. § 2. „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden.“ § 6. „Der Staat ist berechtigt und verpflichtet, Anstalten zu treffen, wodurch der Nahrungslosigkeit seiner Bürger vorgebeugt und der übertriebenen Verschwendung gesteuert werde.“

Mit dieser preußischen Theorie steht freilich die preußische Praxis in einigem Widerspruch und wer im Lande der Hohenzollern das zitierte Landesrecht geltend zu machen sucht, dem wird es interpretirt durch das Polizei- und Musketenrecht, wie sich das unter dem Fürstenregiment von selbst

versteht; aber die angeführten Paragraphen zeigen doch, wie wenig sich der Hauptgrundsatz des Sozialismus selbst im schlechtesten Staat verleugnen läßt. Und doch ereifert man sich noch gegen den Sozialismus und sucht ihn zusammenzuwerfen mit dem Kommunismus, dem wahrlich das preußische Landrecht keinen aner kennenden Paragraphen widmen wird.

Was nun die Praxis betrifft, so hat es noch keinen Staat gegeben, der nicht mehr oder weniger Sozialist war. Er war es aus Nothwendigkeit, wo er es nicht aus erklärter Absicht war, indem er entweder Einrichtungen schuf, die gelegentlich Allen Bedürfniß, aber nur durch die Mittel der Allgemeinheit möglich waren, oder indem er sich der einzelnen Hülflosigkeit annahm, welcher in den Privatkreisen der Gesellschaft sicherer Untergang drohte. Was ist eine öffentliche Straße, ein öffentlicher Brunnen, ein öffentliches Hospital, ein öffentliches Armenhaus, ein öffentliches Irrenhaus, ein öffentliches Museum, eine öffentliche Promenade, eine öffentliche Bibliothek und Schule anders, als ein sozialistisches Institut? Und richtet sich die Art, die Menge, die Gemeinnützigkeit dieser Institute nicht genau nach dem Maße von Recht und Betheiligung der Bürger am staatlichen Leben? Es gibt kein wichtigeres öffentliches Institut als die Volksschule. Welche Länder thun mehr für die Volksschule, als die freie Schweiz und das freie Nordamerika? Und kommt es nicht bloß auf die Bürger dieser Republiken an, dem Freischulwesen eine so weite Ausdehnung zu geben, daß Allen ohne Unterschied nicht bloß freie Elementarschulen, sondern alle Arten von Unterrichtsanstalten bis zu den höchsten hinauf unentgeltlich zur Verfügung stehen?

Ich bin grundsätzlich mit Landstiftungen nicht einver-

standen; aber ist nicht die f. g. Homestead-Bill eine sozialistische Maßregel, die nur in einer Republik möglich wurde? Man denke sich die öffentlichen Ländereien der Ver. Staaten im Besitz des teutschen „Heldengreises“, wozu würden sie verwendet werden? Zu fürstlichen Domainen und Jagdgründen, zur Dotirung von Mantaufeln und sonstigen Junkern, welche halbverhungerten Bauern gnädigst gestatten würden, sie für ihre Herrn zu Laster-Parks und Schlaraffenparadiesen umzuwandeln.

Wenn es nun durch Erfahrung wie durch Theorie festgestellt ist, daß soziale Einrichtungen und Reformen die Aufgabe des Staates, sowohl des Staats im Ganzen, wie seiner Abtheilungen, der Kreise und Gemeinden, sind und daß diese Aufgabe genau im Verhältniß zu der Bethheiligung der reformbedürftigen Bürger am Staatsleben gelöst wird, ist dann nicht auch mit mathematischer Unumstößlichkeit festgestellt, daß solche Bürger entweder sich selbst anzuklagen haben, weil sie von den ihnen gesicherten Freiheiten keinen Gebrauch machen, oder daß, wo die bestehenden Institutionen ihrer Bethheiligung am Staatsleben noch Hindernisse in den Weg legen, ihr Streben zunächst auf Verbesserung jener Institutionen zu richten ist? Ich bin der Meinung, daß Derjenige, der den Massen Interesse an der Politik einflößt, ihnen zeigt, daß nur die Demokratie der Weg zu sozialen Reformen ist und welche Staatseinrichtungen nöthig sind, um eine wirkliche Demokratie herzustellen, sich mehr um sie verdient mache, als wer ihnen Bibliotheken über politische Oekonomie vollschreibt, ihren Verstand mit unmöglichen Theorien verwirrt, sie mit demagogischen Schlagworten unterhält und ihre politische Unwissenheit mißbraucht, um ihnen Ver-

achtung der Politik beizubringen. Vor allen Dingen gilt dieß in Europa, wo trotz aller Tyrannei der Fürsten der Ruf nach Freiheit noch immer durch das kommunistische Geschrei gegen das „Kapital“ der „Bourgeoisie“ übertönt wird. Allerdings herrscht dort das Kapital und ist das Kapital zu stürzen, aber zunächst ein ganz andres, als das der „Bourgeois“ und der Börsenmänner. Das Kapital, das ich meine, ist das furchtbarste und mächtigste von allen, denn es eignet sich an und verschlingt jedes andre. Es beherrscht die Arbeit wie das Geld, es opfert den Arbeiter mit dem Arbeitgeber, und was es für Diejenigen, die nicht Antheil an ihm haben, produziert, ist Verwüstung und Barbarei, Elend und Blut. Es ist nicht von Gold und nicht von Silber, aber es gebietet über Beides wie über Freiheit und Leben. Kein andre Kapital ist so einfach und geistlos wie dieses, und doch bringt keines so hohe Zinsen. Die es „anlegen“, sind keine „Bourgeois“ und Fabrikanten, keine Finanzmänner und Banquiers, aber sie verstehen sich auf Soll und Haben wie kein Führer des Klassen- und des Hauptbuchs. Wie das Kapital heiße? Früher hieß es „d a s S c h w e r t“, jetzt heißt es K a n o n e. Dieß Kapital hat kürzlich einem Kapitalisten in einem einzigen Geschäftchen, wobei er einen ausgezeichneten Gegenkapitalisten bankerott machte, fünf Milliarden an Geld, ein Paar Länder mit einigen Millionen „Seele“ und die Herrschaft über 40 Millionen Bewunderer eingebracht, die sich noch immer nicht zu lassen wissen vor Staunen über solches Geschäftsgenie. Und an Kapitalisten solcher Art gehen die Kapitalfeinde par excellence ruhig vorüber und toben fort gegen das Kapital der armen „Bourgeois“, die sich, was ihnen nicht zu verdenken ist,

lieber hinter das Hauptkapital, die Kanone, flüchten, als sich zu Kommunisten machen lassen.

Doch lassen wir Denen da drüben Zeit, zur Besinnung zu kommen, und kehren wir nach Amerika zurück. Als Sozialist gehe ich weder vom Arbeiter, noch von einer Klasse, sondern vom gleichberechtigten Menschen und Bürger aus und frage mich bloß, welche Menschen und Bürger der Staatshülfe bedürfen und welche nicht, sodann aber, welche Maßregeln nöthig seien, diese Hülfe zu gewähren. Dabei finde ich, daß der Staatshülfe Diejenigen am Meisten bedürftig sind, welche am Wenigsten über ihre Lage Beschwerde führen, Diejenigen aber, welche am Meisten Beschwerde führen, am Wenigsten die rechten Mittel zu ihrer Abstellung anwenden, dagegen im Kreise einer klassenmäßigen Absonderung von der übrigen Gesellschaft sich erfolglos herumdrehen, oder einen plötzlichen und allgemeinen Umschwung von einem Messiaslag zu erwarten scheinen. Namentlich gilt dieß von den deutschen „Arbeitern“. Es wird aber kein Messias kommen, wenn nicht Jeder selbst ein Messias zu werden sucht, und die Erlösung kommt eben so wenig an einem Tage wie sie Allen ein gleiches Loos bringen wird. Es ist eine haltlose Phantasie und naturwidrige Forderung, daß die allgemeine Gleichberechtigung auch eine allgemeine Gleichheit der Lebenslagen zur Folge haben müsse. So wie die einzelnen Menschen nach Kräften und Fähigkeiten, nach Neigungen und Bedürfnissen verschieden sind, so werden auch ewig die Lebenslagen verschieden sein, welche sie sich je nach ihrer Individualität schaffen. Es handelt sich nur darum, Keinen unter ein Minimum menschenwürdiger Wohlfahrt herabzinken zu lassen und Jeterem durch Staatshülfe die

allgemeinen Erfordernisse zu sichern, welche ihn im Stand setzen, durch eigene Thätigkeit Das zu erreichen, wozu seine natürliche Anlage ihn befähigt.

Welches sind nun die Haupteinrichtungen und Reformen, wodurch der Staat diese Aufgabe zu erfüllen hat?

Die erste ist die Sicherung einer genügenden Zahl freier Unterrichtsanstalten jeder Art, in welcher jedes Mitglied der Gesellschaft ohne Unterschied der Herkunft, der Stellung und des Geschlechts die gleiche Gelegenheit erhält, seine angeborenen Fähigkeiten auszubilden, um mit Hülfe dieser Ausbildung nicht bloß seine materielle Existenz begründen und seine Rechte im Staate wahren, sondern auch ein sittlich zurechnungsfähiger Mensch werden und seine Pflichten gegen die Allgemeinheit erfüllen zu können.

Dieser geistigen Staatshilfe zur Seite steht die materielle. Sie soll die Bedürftigen vor der Gefahr sichern, durch Arbeitslosigkeit der Noth zu verfallen, oder von den Bemittelten ausgebeutet zu werden, indem sie durch Staatsarbeit einen Rückhalt bietet und durch Staatskredit geeignete Assoziationen unterstützt. Ist auf diese Weise die mittellose Arbeit in Stand gesetzt, unabhängig von fremdem Kapitalbesitz zu operiren, so bleibt diesem nur übrig, sie entweder durch genügenden Lohn, oder durch Betheiligung am Geschäftsunternehmen in den Besitz ihres wirklichen Ertrags zu setzen.*)

*) Ich sage „des Ertrags“, nicht des „Werths“, weil nur der wirkliche Ertrag des Arbeitsprodukts die richtige Schätzung des Werthes (Verkaufwerthes) der auf dasselbe verwendeten Arbeit ermöglicht. Vorzugsweise gilt dieß von den Erzeugnissen der großen Industrie-Etablissements.

Die Berechtigung und Nothwendigkeit dieser beiden Hauptforderungen an den Staat wird schwer zu bestreiten sein; aber es werden sich Zweifel gegen die Möglichkeit ihrer Erfüllung erheben. Woher, wird man fragen, soll der Staat die Mittel nehmen?

Er nimt sie zunächst aus den Steuern, die Steuern aber erhebt er nach gerechtem Maßstab vom Ueberschuß und nicht vom nothwendigen Bedarf. Es gibt keine gerechtere Steuer, als die vom wirklichen Einkommen, aber sie hat

Was nach Abzug billiger Zinsen für das in den Einrichtungen angelegte und riskirte Kapital, der Kosten des verwendeten Materials und der Vergütung für die Thätigkeit des leitenden Unternehmers vom Ertrage des erzielten Produkts übrig bleibt, kommt der nicht am Kapital und an der Leitung theilhabenden Arbeit zu und der Betrag dieses Ueberschusses muß sich nach einem Durchschnitt der laufenden Preise, oder durch einen periodischen Geschäftsabschluß bestimmen lassen. Die Kommunisten wollen die auf die Arbeit verwendete Zeit als Maßstab zur Schätzung ihres Werthes geltend machen. Wäre dieß richtig, so würde der Faule oder Ungeschickte, der die meiste Zeit zu einer bestimmten Arbeit gebraucht, der werthvollste Arbeiter sein und dasjenige Arbeitsprodukt, auf welches die meiste Zeit verwandt worden, das meiste Geld einbringen müssen. Aber der Zweck dieser falschen Rechnung ist leicht zu ersehen. In einer kommunistischen Gesellschaft, in welcher es keinen Lohn wie keinen freien Tauschverkehr mehr gibt und Jeder dem Andern gleichgestellt werden muß, kann zur Aufrechterhaltung eines solchen Verhältnisses kein andres Mittel dienen, als Bestimmung einer gleichen Arbeitszeit für Alle. Jeder arbeitet eine gleiche Anzahl Stunden und dafür hat er gleichen Antheil an den Produkten der gemeinsamen Arbeit. Die Fabrik-Uhr ist für den Kommunismus der Werthmesser wie der Regent.

dasjenige Einkommen zu verschonen, welches ein zur Existenzhaltung nothwendiges Minimum nicht übersteigt, und nur dasjenige und zwar in progressivem Maße zu treffen, welches in die Höhe des Ueberflusses hinaufragt. Die Erwerbung von Privateigenthum unter den von der demokratischen Gesellschaft vorgeschriebenen Bedingungen ist ein unveräußerliches Recht jedes Menschen; aber kein Mensch kann ein vernünftiges Recht geltend machen, unter einer bedürftigen Masse ein unangetasteter Millionair zu sein und unbegränzte Reichthümer aufzustapeln, ohne der Gesellschaft, die ihn dazu in Stand setzt, angemessenen Tribut zu zahlen. Wenn Derjenige, der \$5000 Einkommen hat, 10 Prozent Steuern zahlt, so opfert er immer noch mehr, als der Millionair mit einem Einkommen von \$100,000, der 50 Prozent zahlt. Der New Yorker Krösus Stewart hat sich einen Marmorpalast bauen lassen, der ohne Meublement drei Millionen Dollar kostet. Wäre es eine Ungerechtigkeit gewesen und würde es Herrn Stewart eine geringere Genugthuung gewährt haben, wenn der Staat ihn indirekt genöthigt hätte, die für den überflüssigen Palast, welchen er nicht einmal bewohnt, verschwendeten drei Millionen zur Dotirung nothwendiger Schulen, oder zur Unterbringung verwahrloster Proletarier-Kinder verwenden zu lassen? Die Furcht, daß durch solche Progressivsteuer, welche zugleich das geeignetste Mittel ist, der Kapitalanhäufung eine Grenze zu ziehen, die Kapitalisten würden aus dem Lande getrieben werden, verdient keine Berücksichtigung. Mögen sie ziehen, namentlich wenn sie im Auslande unter den nämlichen Bedingungen empfangen werden, die sie hier vertrieben. Die Einzelnen, die wirklich auswandern sollten, würden nur Platz

machen für bessere Nachfolger. Durch Auswanderung würde Herr Stewart vielleicht Hunderten die Existenz sichern, die er bis jetzt verdrängt hat. Jeder Mensch hat ein Recht auf das Genug, Keiner hat ein Recht auf das Zuviel und wenn Keiner mehr zu viel hat, werden Alle genug haben. Der Haß der „Arbeiter“ gegen das Kapital im Allgemeinen ist unsinnig; aber der Haß der Armen gegen die Reichen ist da berechtigt, wo der Ueberfluß herausfordernd dem Mangel gegenübersteht.

Nicht minder gerecht, als durch Einführung einer angemessenen Progressivsteuer, würde der Staat durch Modifikation des Erbrechts verfahren. Meinem Begriffsvermögen will es nicht einleuchten, daß ein Wille, der nicht mehr existirt, noch rechtliche Geltung haben, daß ein Stück Papier, auf welchem ich vor meinem Tode über meine Habe verfüge, nach meinem Tode meine lebende Person repräsentiren und in deren Namen Gehorsam gebieten könne. Als Lebender habe ich natürlich das Recht, meine Habe zu verschenken, und man könnte nun allerdings sagen, die Vererbung sei bloß eine Schenkung mit Hinausschiebung des Besitzergreifungstermins; aber eine Schenkung ist ein vollendeter Akt, der nicht zurückgenommen werden kann, während ein Testament vor dem Tode des Testators jeden Augenblick zu ändern, mithin nur als eine notirte Schenkungs-Absicht oder als ein Schenkungs-Entwurf zu betrachten ist. Ein Erbrecht kann ich als unantastbar nur für Intestaterben anerkennen, die auch ohne Testament in Besitz treten, weil sie, wenn nicht als Miterwerber, doch als unmittelbar mitbetheiligte und zusammengehörige Familienglieder auf das hinterlassene gemeinsame Vermögen verwiesen sind. Wer ihnen

die Existenz gegeben oder mit ihnen eine gemeinschaftliche Existenz gegründet und geführt hat, der kann sie nicht ohne die gemeinschaftlichen Existenzmittel hinterlassen. Doch würde auch ihnen gegenüber bei einer gewissen Höhe des Vermögens eine progressive Erbschaftsteuer zu rechtfertigen sein. Völlig haltlos aber scheint mir das Erbrecht für Seiten- oder entfernte Verwandte zu sein, die zur Erwerbung des hinterlassenen Vermögens nicht das Mindeste beigetragen haben, an demselben nie bethelligt waren und ihre Ansprüche auf nichts Andres gründen, als auf ihren Namen. Deshalb sollte jedes Vermögen, das nicht auf Intestaterben überzugehen hat, dem Staat verfallen. Ich glaube zwar nicht, daß unter den jetzigen Verhältnissen irgend Einer von uns protestiren oder die Annahme verweigern würde, wenn eine unbekante oder vergessene Tante ihm \$100,000 hinterlasse; aber ich denke mir auch, daß wir in einer Gesellschaft, welche solche Vermächtnisse abgeschafft hätte, die \$100,000 weniger vermiffen würden.

Die Hauptressource, auf welche der sozialistische Staat der Zukunft zu rechnen hat, ist die Rücknahme von Grund und Boden aus dem Privatbesitz. Daß Grund und Boden nicht Privateigenthum sein kann, wird sich einst praktisch aus der Nothwendigkeit ergeben und ergibt sich theoretisch aus dem Eigenthumsbegriff. Was ist Eigenthum? Was Einer schafft durch eigene Thätigkeit. Das individuelle Eigenthum ist das Produkt der individuellen Arbeit. Statt „Eigenthum ist Diebstahl“ sollte es heißen: Eigenthum ist Arbeit, während es auf der andren Seite heißen sollte: Kommunismus ist Raub, weil er jeden Einzelnen der Frucht seiner besondern Thätigkeit und seiner unab-

hängigen Existenz beraubt. Das Wort: Eigenthum ist Arbeit, wird auch dadurch nicht umgestoßen, daß es nicht umgekehrt werden kann in „Arbeit ist Eigenthum“ und daß Diejenigen das wenigste Eigenthum zu besitzen pflegen, die am Meisten arbeiten. Es ist eben die Aufgabe der Reform, das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Eigenthum herzustellen.

Also der Satz steht fest: was ich durch meine Arbeit schaffe, ohne einen Andern zu beeinträchtigen, das ist so unbestreitbar mein wie mein eigenes Leben.

Dieser Begriff des Eigenthums schließt aber von selbst für mich jedes besondere Recht auf Alles aus, was ich nicht schaffe, vollens aber auf Dasjenige, was Niemand schaffen kann und was die Quelle alles Schaffens und Lebens für Alle ist, war und sein wird, nämlich auf die Natur. Es wird dieß auch von Allen stillschweigend anerkannt in Bezug auf diejenigen Gebiete oder Theile der Natur, die sich der ausschließlichen Besitzergreifung entziehen und durch deren allgemeine Benutzung Keiner verdrängt oder verkürzt werden kann. Keine Macht versucht es, die Luft, das Licht und das Weltmeer in Beschlag zu nehmen und Andre davon ausschließen, schon aus dem einfachen Grunde, weil dieß eine physische Unmöglichkeit und die ausgedehnteste Benutzung jener Lebens- und Verkehrsbedingungen durch Alle nicht im Stande ist sie zu erschöpfen oder zu verderben. Eine Ausnahme aber wird mit den festen Theilen der Natur, mit dem Grund und Boden, gemacht. Rechtlich kann es im Grunde nur „M o b i l a r“ = Eigenthum geben; seitdem die Menschen aber das Nomadenleben aufgegeben und sich feste Wohnsitze gegründet haben, entstand das „I m m o b i l a r“ =

Eigenthum, das rechtlich nicht als solches angesehen werden kann. Der Grund und Boden ist für die Existenz seiner Bewohner wo möglich noch unentbehrlicher, als die übrigen Regionen der Natur. Wer in einem Staat Eigenthümer alles Bodens würde, könnte alle Bewohner desselben zu Sklaven machen, oder über die Grenze treiben, oder Hungers sterben lassen. Schon diese Möglichkeit — und sie ist nicht bloß vorhanden, sondern in Feudalgebieten, z. B. in Mecklenburg, großen Theils zur Wirklichkeit geworden — beweist die Nothwendigkeit, den Grund und Boden nur als Eigenthum der ganzen Gesellschaft anzuerkennen, die ihn bewohnt. Aber auch ohne diese Rücksicht geht, wie gesagt, aus dem Begriff des Eigenthums als Produkts der menschlichen Thätigkeit die Unhaltbarkeit eines ausschließlichen Privat-Rechts auf den Grund und Boden hervor. Die *B e b a u u n g* und *B e r b e s s e r u n g* des Bodens ist allerdings eine Thätigkeit, welche ein Recht verleiht, aber nur auf die Weiterbenutzung und den Ertrag, nicht auf den Boden selbst. Wenn einst der Staat alleiniger Grundeigenthümer wird geworden sein — was theilweise durch Konfiskation widerrechtlich oder gewaltsam angeeigneten Landes (z. B. der fürstlichen und Feudal-Besitzungen) bei revolutionairen Aenderungen, im Allgemeinen aber durch Modifikation des Erbrechts und durch gemeinnützige Expropriationen geschehen kann —, so wird er den Boden nur bis zu einem festgestellten Maximum wirklichen Bebauern zu übergeben und diese nebst ihren direkten Deszendenten im Besitz derselben zu lassen haben, so lang sie ihn weiter bebauen. Dieselben haben dadurch die nämliche Sicherheit, die sie als wirkliche Eigenthümer haben würden, sind aber immer nur Pächter

des Staats und können beim Verlassen ihres Grundstücks nur Anspruch auf billige Vergütung für die von ihnen ausgegangenen Verbesserungen oder Zuthaten (Gebäude u. s. w.) zu machen haben.

Die ungeheuren Vortheile, welche eine Durchführung des staatlichen Eigenthumsrechts auf den Grund und Boden im Gefolge haben wird, leuchten Jedem ein. Es wird dann eben so wenig mehr von einer Bodenaristokratie wie von einem Nothstande, eben so wenig von einem Proletariat wie von einer Wohnungsnoth die Rede sein können. Eine geringe Pacht, welche der Staat von den Benutzern eines gewissen Quantums Land erhebt, wird seine einzige Steuer sein, eine Steuer, welche ihm mehr Mittel zur Verfügung stellt, als alle bisherigen zusammengenommen. Verbesserungen und neuen Einrichtungen und Anlagen im allgemeinen Interesse aber wird dann gar keine Grenze mehr zu ziehen sein.

Seit Einführung der Homestead-Bill werden in den Ver. Staaten die Ländereien theilweise an wirkliche Bebauern verschenkt. Aber durch dieß Verschenken, das ja doch nur den Weg bahnt zum spätern Verkaufen, wird nicht minder ein unbestreitbares und folgenwichtiges Prinzip verletzt, als durch ein direktes Verkaufen. Jede Reformpartei, welche nicht Alles anbietet, dieses Prinzip durch Verhütung aller ferneren Verschenkungen wie Verkäufe von öffentlichen Ländereien, an Bebauern sowohl wie an Spekulanten, zu wahren, beweist dadurch, daß sie ihre Aufgabe nicht versteht. Ist einmal das Prinzip durch Anwendung auf die öffentlichen Ländereien festgestellt, so ist auch die Bahn gebrochen, es im Lauf der Zeit auf das ganze Gebiet der Republik anzuwenden. Dieses Endre-

sultat werden wir allerdings nicht mehr erleben; aber es ist ja auch überhaupt keinem gegeben, die äußersten sozialen Reformen im Sturmschritt durchzusetzen. Die Hauptsache ist immer, zuerst die Prinzipien zur Anerkennung zu bringen, deren Verwirklichung die Reformen sein sollen, dann ist die Verwirklichung selbst nicht mehr zu hintertreiben.

Es ist hier nicht der Ort, auf weitere Reformvorschläge, oder auf speziellere Ausführung der gemachten einzugehen, da es nur darauf ankam, durch Aufstellung der Hauptpunkte anzudeuten, auf welchem Wege der demokratische Staat das sozialistische Problem wird lösen können, ohne in die Ungehenerlichkeiten des Kommunismus zu verfallen. Doch ist dabei noch ein Punkt in's Auge zu fassen, der in der Regel bei Erörterung dieser Fragen übersehen wird.

Die s. g. soziale Frage kann nicht als bloße Wagenfrage behandelt und gelöst werden. Sie hängt mit allen Fragen der Kultur-Entwicklung zusammen und es ist immer der ganze Mensch, den die radikale, die wirkliche Reform im Auge zu halten hat. Die ökonomische Einseitigkeit bringt die Menschheit so wenig voran wie die politische, aber auch die Kombination der politischen mit den sozialen Fragen reicht nicht aus ohne Aufräumung im religiösen Gebiet. Ja, auch die religiöse Aufklärung ist eine soziale Frage, so gut wie die Ausbildung der Demokratie. Was würden selbst in der radikalsten Demokratie die Bürger beschließen, wenn sie geistig unter der Herrschaft von Pfaffen ständen? Wie lang würden die radikalsten sozialen Maßregeln vorhalten in einer Gemeinschaft von Katholiken? Steht nicht überall das materielle Elend im Verhältniß zur religiösen Verdummung? Es

wird geklagt über die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten. Wer aber beutet sie schuöder aus, die Kapitalisten oder die Pfaffen? Jene geben ihnen wenigstens Brod; diese aber speisen sie mit einer Oblate und einem Wechsel auf die Ewigkeit ab und nehmen ihnen dabei noch den sauer erarbeiteten Lohn aus der Tasche, der für ihre nächsten Bedürfnisse bestimmt war. Was hätten die Arbeiter, was hätte die Menschheit gewonnen, wenn wir den Klagen aller Nothleidenden über ihre leeren Taschen und Magen abhelfen könnten, aber ihre Köpfe mit religiösem Unsinn gefüllt ließen? Würden wir nicht durch ihre Bereicherung bloß die Pfaffen bereichern? Wo jetzt der Irländer als armer Arbeiter dem Pfaffen einen Dollar bringt, würde er ihm als reicher Arbeiter hundert bringen. Die Folge wäre eine hundertfache Vermehrung der Pfaffenmacht durch Vereinigung der Mittel des Reichthums mit denen des geistigen Einflusses und im weiteren Verlauf würden die Pfaffen auch Diejenigen, durch die sie reich geworden, wieder auf den Standpunkt der abhängigsten Armuth zurückzubringen wissen wie im Mittelalter. Sicher würde auch eine kommunistische Arbeitergemeinschaft ohne religiöse Aufklärung Niemanden willkommener sein, als den Jesuiten. Sie würden sie bald zu einem neuen Paraguay zu machen wissen und an einem Dr. Franc'a würde es in keinem Lande fehlen. Was aber würde aus uns Aufgeklärten, wenn wir die Arbeiter von den „Kapitalisten“, aber nicht von den Pfaffen befreit hätten? Auf dem bloßen „Arbeiter“-Standpunkt habe ich kein Recht, den Irländer nach seinem religiösen Bekenntniß zu fragen, oder ihn danach zu würdigen und zu berechtigen; auf dem menschlichen Standpunkt aber stelle ich eine Frage, die

weder auf einem „internationalen“ Kongreß*), noch bei einer andren „Arbeiter“-Berathung verhandelt worden, die Frage nämlich, ob eine durchgreifende „soziale“ Reform möglich sei ohne eine durchgreifende religiöse? Kapital-Herrschaft ist sowohl zu bekämpfen wie Religions-Herrschaft; wo es sich aber um die Wahl handelte, ob die Kapitalisten herrschen sollten, oder die Pfaffen, da würde ich mich vor der Hand für die Kapitalisten entscheiden.

Nun lassen Sie mich zum Schluß noch von einem Gegenstand reden, der mit dem höchsten Ziel der sozialen Reformen zugleich den ganzen Umfang der Aufgabe vor Augen führt, welche sie zu lösen haben. Man will die sozialen Uebel heilen. Wohlán, so hole man recht weit aus, um mit dem heilenden Messer auf den Grund des faulen Fleisches zu reichen, das sich immer tiefer in den Körper der Gesellschaft einfriszt. Dort wird man auf ein Uebel treffen, welches wie ein repräsentirendes Geschwür, in dem alle gesellschaftlichen Krankheitsstoffe sich sammeln, vorzugsweise „das soziale Uebel“ genannt wird und das dennoch von Reformern wie von Reaktionairen in leichtfertiger Weise als Nebenache behandelt zu werden pflegt.

*) Die General-Statuten der „internationalen Arbeiter-Assoziation“, angenommen auf dem Kongreß zu Genf am 3. Sept. 1866, machen zur Grundlage ihres Verhaltens gegen die Menschheit „die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Moral ohne Unterschied der Hautfarbe, des Glaubensbekenntnisses und der Nationalität“. Jener Assoziation ist also die religiöse Aufklärung vollständig gleichgültig und ihre Logik verkuppelt ohne Bedenken „Wahrheit“ und ihr Gegentheil, nämlich die Religion.

Die laudläufige Weisheit der männlichen Brutalität, die es geschaffen, glaubt sogar durch ein Paar Polizeibüttel mit ihm fertig werden zu können, weil es weder Gewalt anwendet, noch Revolten veranstaltet. Sehen wir uns in Berlin oder in Wien, in New York oder in Boston um — überall dasselbe Schauspiel: ein armes Weib, „Weibsbild“ titulirt, das den Rest seiner Reize für ein Abendessen feilbietet, wird von einem Wächter der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit zum Skandal des Straßenpöbels in Gewahrsam gebracht. Damit ist sie und das Uebel beseitigt, das sie darstellt. Wer den Leuten sagte, daß, um dieses verachtete „Weibsbild“ zu erklären, eine ganze Weltgeschichte zu Hülfe genommen werden müsse, und daß, um es aus der Gesellschaft zu entfernen, statt einer Polizeiwache eine ganze Weltrevolution nöthig sei, daß aber die Menschheit nicht ohne seine Erklärung und Entfernung zu wahrhaft menschlichen Zuständen gelangen könne, der würde als ein Tollhäusler verachtet werden.

Ja, so ist es: wer es als seine Aufgabe proklamirte, dieses arme, verkommene Wesen mit dem „sozialen Uebel“ aus der Welt zu schaffen, der würde damit proklamiren, daß er die ganze Gesellschaft das Unterste zu oberst kehren wolle. Um dieses arme, verkommene Wesen aus der Gesellschaft verschwinden zu machen, müssen Kaiser und Könige gestürzt, müssen alle Armeen und alle „Helden“ abgeschafft, müssen Kasernen wie Kirchen niedgerissen, müssen Völker wie Individuen befreit, müssen „Arbeiter“ wie Kapitalisten humanisirt, müssen Republiken wie Monarchien „rekonstruirt“ werden.

Der Stärkere frißt, schafft aus dem Wege, oder benutzt

den Schwächern. Das ist das Gesetz der Natur und Naturgeschichte und, so lang der Mensch in die Naturgeschichte hineinragt, auch das Gesetz der Menschengeschichte. Hätte die Natur dem Mann einen Magen-Appetit nach Weiberfleisch eingepflanzt, er hätte das schwächere Geschlecht schon längst in seinem Magen verschwinden lassen. Da sie aber glücklicher Weise diesen Appetit nicht in seinen Magen oder Gaumen placirt, hat er sich begnügt, seine schwächere Hälfte bloß als recht- und willenloses Werkzeug seiner Herrscherlaune und Begierden zu benutzen. Die Männer wurden nur zu Sklaven gemacht, weil sie die Probe der Stärke erst zu bestehen hatten; die Weiber wurden als Sklavinnen geboren, weil gegen sie jene Probe schon von Haus aus entschieden war. Die Männer wurden unterjocht als Individuen, oder als Völker; die Weiber waren es von vorn herein als Gesamtheit. Ueber sie waren die Männer als solche schon Sieger ohne Kampf, durch den bloßen angeborenen Vorzug stärkerer Knochen, und je leichter ihnen der Sieg wurde, desto unbedenklicher mißbrauchten sie ihn.

Der Fortschritt bei der Entwicklung des Rechtsverhältnisses unter den Menschen besteht in der allmäligen Abschaffung des Mißbrauchs der rohen Stärke oder Uebergewalt über die wehrlose Schwäche. Diese Abschaffung mußten natürlich zunächst die Männer bloß unter sich erkämpfen, da das Weib als völlig wehrlos und als allgemein zur Unterordnung verurtheilt einstweilen gar nicht in Betracht kommen konnte. Wie weit aber sind die Männer mit ihrem Kampf gekommen? Mögen die Fürsten und die Unterthanen darauf antworten. Die unumgängliche Vorbedingung zur Hebung des weiblichen Geschlechts

ist naturgemäß die Befreiung und Gleichstellung der Männer unter sich. Wo es noch Fürsten und Unterthanen gibt, da haben die Weiber nichts zu hoffen, da ist Prostitution selbstverständlich ihr unvermeidliches und allgemeines Loos. Da können sie sich höchstens damit trösten, daß ihre männlichen Herrn ebenfalls Prostituirte sind und zwar schlimmere, als sie, Prostituirte, die Geist und Gesinnung zum Knechtsdienst und ihren Körper zum Todtschießen hergeben.

Daß aber auch die Republik, wie sie bis jetzt existirt, noch auf dem Recht der stärkeren Knochen beruht, ist für Niemanden eine Neuigkeit. Es ist ganz naturgemäß, daß in der Modell-Republik die Berechtigung des rohesten Regers eher anerkannt wurde, als die der gebildetsten Frau. Die Oberherrschaft der männlichen Knochen über die weibliche Schwäche kann erst abgeschafft werden, nachdem alle männlichen Knochen unter sich gleichgestellt sind. Nachdem dieß geschehen, stehen sich beide Parteien direkt gegenüber und das schwächere Geschlecht hat jetzt das stärkere in corpore wegen der Entrechtung zur Rechtschafft zu ziehen, die es ihm diktiert.

Dieß ist der Verlauf der Gewaltabschaffung, der Abschaffung des „Rechts des Stärkeren“. An ihn knüpft sich die Abschaffung der weiteren Ueberlegenheiten, welche aus dem größeren Stärkebesitz hervorgingen. Der Stärkere frißt, unterdrückt und mißbraucht nicht bloß den Schwächeren, sondern er eignet sich auch vor ihm Dasjenige an, was zu den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Wenn der Wilde nur für einen Magen genug zu essen hat, so ist es sicher sein Weib, das Hunger leidet. Das nothwendige Mittel des Besitzes ist der Erwerb. Der Mann war

vermöge seiner physischen Beschaffenheit zuerst fähig zum Erwerb und wenn ihm auch das Weib mitunter Hülfe leisten mußte, wurde doch er als alleiniger Herr auch alleiniger Besitzer. Die fortschreitende Zivilisation steigerte die Bedingungen der Erwerbs-Fähigkeit und für diese sicherte sich dann der stärkere Mann eben so wohl das Monopol wie für das Erworbene, indem er das zurückgesetzte Weib von den Gelegenheiten zur Ausbildung ausschloß. So blieb dasselbe ökonomisch und geistig eben so hilflos und vom Mann abhängig wie physisch und politisch. Mit anderen Worten: er machte es zur Proletarierin, wie er es zum Werkzeug gemacht hatte, und die Noth und der Mangel an Ausbildung verurtheilten es (in wie außerhalb der „Ehe“) ebensowohl zur Prostitution, wie die überlegene Gewalt, von welcher seine Unterdrückung zuerst ausging.

In dieser Weise wird die Prostitution ein genauer Gradmesser der zurückgebliebenen oder vorgeschrittenen Kultur, Humanität und Sittlichkeit eines Volks. Nicht die Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs, so weit derselbe aus Neigung hervorgeht, bezeichnet den Stand der öffentlichen Sittlichkeit, sondern die Unfreiheit jenes Verkehrs, welche aus der Noth hervorgeht und bei welcher das Motiv kein geschlechtliches Bedürfniß ist. Kein Weib, dem nicht die Erniedrigung anezogen ist, gibt sich ohne Noth einem Manne preis, der ihm keine Neigung einflößt. Es ist also als feststehend anzunehmen, daß der ganze unjaubere Verkehr, den jetzt die Prostitution darstellt, verschwinden wird, wenn jedes Weib mit einer angemessenen Erziehung die Fähigkeit erlangt, selbst für seine Existenzmittel durch Arbeit zu sorgen, und ihm die Gelegenheit dazu

nicht fehlt. Eben so sicher ist, daß nur in der freien Wahl gegenseitig u n a b h ä n g i g e r Menschen die Garantien für wirkliche Ehen, wirklich sittliche Verhältnisse liegen können. Mögen sich die Menschen wirklich lieben, so viel sie wollen, das wird keine Gesellschaft zu Grunde richten; aber zu Grunde richtet sie sich durch sogenannte Liebe, die bezahlt wird. Und das Bezahlen wird aufhören, wenn die früher Bedürftigen es nicht mehr brauchen; brauchen werden sie es nicht mehr, wenn sie selbst genug haben; selbst genug haben werden sie, wenn sie Gelegenheit erhalten, sich das Nöthige durch eigene Thätigkeit zu erwerben; diese Gelegenheit werden sie haben, wenn sie gleichberechtigt ihre Fähigkeiten ausbilden und ihre Interessen vertreten können in einer radikal-demokratischen Republik.

Diese Aufstufung zeigt, wie viel noch zu geschehen hat, um das unglückliche „Weibsbild“ zu entfernen, das der Polizeibüttel auf die Wache schleppt. Dieß Weibsbild steht noch überall als Wahrzeichen tief am Fuße des Berges der Entwicklung; auf der Höhe desselben aber, die bis jetzt noch kein Staat erreicht hat, steht das freie, unabhängige Weib. Wenn ein Volk sich ausschließlich vornähme, dieß freie, unabhängige Weib möglich zu machen, so würde es damit zugleich Alles zu erreichen streben, was die Menschheit überhaupt zu erreichen hat. Alle Bedingungen des allgemeinen Wohls und der allgemeinen Beredlung laufen nach diesem einen Ziel zusammen. Keine Prostitution mehr — würde heißen: überhaupt keine Knechtschaft, keine Noth, keine Gemeinheit, kein Elend mehr. Deshalb kann jeder Reformator der Gesellschaft in einem höheren, als dem Faust'schen Sinn, zur Bezeichnung seines Strebensideals das Göthe'sche Wort benutzen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Ueber Weiblichkeit und Männlichkeit.

(Ein Vortrag. 1873.)

Bei Behandlung meines Thema ist mir die Frage aufgestoßen, mit welchem Geschlecht ich den Anfang zu machen, welchem ich den Vorrang einzuräumen habe. Die Beantwortung dieser Frage würde mich nicht in Verlegenheit setzen, wenn ich bloß meinem Geschmack oder dem Gebot der „Galanterie“ zu folgen hätte. Mein Bedenken knüpft sich an die Entstehungsgeschichte der Geschlechter, namentlich an die christliche. Die Bibel, die Quelle der herrschenden Weisheit und Wissenschaft, ertheilt dem Manne die Priorität, läßt sogar das Weib von ihm direkt abstammen und zwar aus einer seiner Rippen entstehen. Trotz der hohen Autorität indessen, welcher solche Genesis entstammt, will mir dieselbe schon aus dem Grunde nicht einleuchten, weil, allseitigen Versicherungen zufolge, Mann und Weib sich lieben sollen. Montaigne sagte: „Ich mögte nicht ein Weib sein, weil ich

es dann nicht mehr lieben könnte“, und Lady Montague erklärte, „der einzige Grund, nicht ein Mann sein zu wollen, sei für sie der, daß sie dann ein Weib ehelichen müßte.“ Wie nun gar könnte ein Weib für einen Mann lebenswürdig sein, wenn es aus seinem leiblichen Stoff gebildet wäre! Man denke sich Adam, der die Eva küssen soll, nachdem er sie gestern noch als Rippe mit sich herumgetragen. Dann aber diese verwünschte Rippe als solche! Ich habe mich vergebens bemüht, den Sinn dieser Entstehungsart zu ergründen, und würde ihn nur dann zu deuten wissen, wenn der Mann zu denjenigen Geschöpfen zählte, an denen die Cotelette das Beste ist. Vielleicht ist auch die Deutung zulässig, daß die Bibel habe zu verstehen geben wollen, der Mann könne das Weib so wenig entbehren, daß er, um es sich zu verschaffen, es zur Noth, wie man zu sagen pflegt, „sich aus den Rippen heraus-schneiden“ würde. Freilich wäre es dann poetischer und ästhetischer gewesen, es aus seinem Herzen heraus-schneiden zu lassen; doch zu der Zeit, wo die Bibel geschrieben wurde, lag die Aesthetik noch sehr im Argen.

Mit dem männlichen Ursprung des Weibes ist es also nichts und wer ihn durchaus festhalten will, dem würde ich nur dann beipslichten, wenn er damit wollte zu verstehen geben, der Mann habe, indem das Weib sich von ihm ablöste, sein menschlichstes Theil verloren und deshalb sei er so roh und barbarisch geblieben, wie er sich im Durch-schnitt noch heute zeigt. Lessing meint: „Die Natur wollte das Weib zu ihrem Meisterstück machen. Aber sie vergriff sich im Thon: sie nahm ihn zu fein.“ Dem Manne läßt sich diese Feinheit des Thons sicher nicht zum Vorwurf machen; demnach haben wir uns noch gewaltig

anzustrengen, um Meisterstücke zu werden. Ich schreibe die Fabel von der paradiesischen Genesis auf Rechnung jener herrischen Anmaßung, womit der Mann das zartere Geschlecht stets zur Abhängigkeit verurtheilt und ihm sogar einzubilden gesucht hat, es habe ihm selbst seine Existenz zu verdanken. Demnach halte ich für die richtigste Deutung der biblischen Entstehungsgeschichte des Weibes diejenige, welche darin den sprechendsten Ausdruck des männlichen Egoismus und Despotismus findet: um das Weib zur vollständigen Abhängigkeit von sich zu verurtheilen, leitet der Mann dessen Ursprung auf sein eigenes Geschlecht zurück, gleichzeitig aber schämt der feige Barbar sich nicht, durch die Geschichte des „Sündenfalls“ seine Schuld auf die Rechnung seines eigenen Geschöpfes zu schreiben. Der christlichen Mythe von der Entstehung der Eva entspricht auch die griechische von der Geburt der Pallas, der Göttinn der Weisheit, aus dem Haupte des Zeus, der seinerseits seine Hauptweisheit durch Schütteln der Locken, durch Lärm mit Donner und Blitzen und gelegentliche Buhlerei mit den Töchtern der Erde an den Tag legte. Aber die edlen Griechen, wie sehr sie sich auch sonst an dem Weibe versündigten, thaten ihm wenigstens die Ehre an, seine Intelligenz dem Gehirn des obersten Gottes entspringen zu lassen, während die gemeine Bibel aus einem männlichen Knochen ein Wesen schafft, welches so wenig Intelligenz besitzt, daß es eine Schlange und einen Apfelbaum zu Hülfe nehmen muß, um seinem Manne begreiflich zu machen, daß es ein Weib ist. Sind nicht beide Geschlechter gleichzeitig in die Existenz getreten, oder früher vereinigt gewesen, soll eines derselben die Priorität in Anspruch nehmen, so wird man sie nach der

Logik der Entwicklung dem Weibe zuerkennen müssen, und wenn, wie die neueste Entwicklungstheorie aufstellt, der Mensch sich aus dem Affen herausgestaltet hat, so ist es sicher die Aeffin gewesen, die zuerst menschlich gelächelt und ihrem Waldmann das Grinsen und Zähnefletschen abgewöhnt hat. Das Christenthum selbst kann sich nicht enthalten, die biblische Genesis durch die Geschichte einer Jungfrau zu corrigiren, welche ohne menschliche Hülfe den nach seinen Begriffen edelsten Mann in die Welt gesetzt habe. Welcher Mann würde sich zutrauen, ohne Hülfe eines Weibes eine Jungfrau Maria auf die Welt zu setzen?

Stellen wir also das Weib voran und bereiten wir uns durch eine Betrachtung über die Weiblichkeit vor, angemessene Betrachtungen über die Männlichkeit anzustellen. Bei dieser Betrachtung kann es sich aber nicht darum handeln, bloß die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern hervorzuheben; es kommt vielmehr darauf an, die Merkmale aufzufinden, wodurch sich jedes Geschlecht in seinem idealen Charakter, seiner höchsten Vollkommenheit darstellt, mit anderen Worten, das ideale Weib, wie den idealen Mann kennen zu lernen. Diese Aufgabe hat die eigenthümliche Schwierigkeit, daß sie nicht in objektivem Sinne und ohne Parteilichkeit zu lösen ist, weil beide Geschlechter zwar auf einander verwiesen sind, aber trotz ihrer Zusammengehörigkeit ihre verschiedenen Interessen und Gesichtspunkte haben. Im Grunde könnte Mann und Weib objektiv nur von einem Neutrum beurtheilt werden. Da wir es aber zu einem solchen Neutrum noch nicht gebracht haben, da nun einmal nur der eigenthümliche Standpunkt des einen Geschlechtes dem andren

gegenüber möglich ist, keines für sich und jedes des andren wegen existirt oder in der Beziehung zum andren Geltung hat, so sollte eigentlich nur diese Beziehung beim Urtheil maßgebend sein, so daß das Weib die kompetente Richterinn über die wahre Männlichkeit, der Mann der kompetente Richter über die wahre Weiblichkeit wäre. Es ist ein vergebliches Bemühen, zu untersuchen, warum der Dualismus der Geschlechter existiren muß und ob nicht eine organische Welt ohne solche Theilung möglich wäre; sie besteht nun einmal aus männlichen und weiblichen Wesen, die nicht ohne einander existiren könnten und mögten, und ein Geschlecht ohne Beziehung zum andren, ein Geschlecht „für sich“ oder „an sich“ gibt es so wenig wie überhaupt ein Ding an und für sich. Es steht daher auch jedem von beiden Theilen zu, zu entscheiden, welche Eigenschaften der andere haben müsse, um seinen Anforderungen zu entsprechen. Hiernach müßte ich mich eigentlich bescheiden, bloß meine Ansichten über die wahre Weiblichkeit auszusprechen, und das Urtheil über mein eigenes Geschlecht einer Vertreterinn des andren überlassen. Da aber nach verschiedenen Anzeichen eine Gefahr vorhanden ist, daß ein großer Theil des männlichen Geschlechts, wenigstens so weit die berühmte „teutsche Zunge reicht“ — um mich des Ausdrucks eines weitausgestreckten Patrioten zu bedienen —, abhanden kommt und die ganze Welt es seinem Schicksal überlassen zu wollen scheint, muß ich es schon im Interesse des weiblichen in meine Betrachtungen mit einschließen, um die Pflicht eines Rettungsversuchs zu erfüllen.

Eine andre Schwierigkeit, als die aus der geschlechtlichen Einseitigkeit hervorgehende, bietet der Auffindung

eines allgemein gültigen Ideals die abweichende Auffassung der verschiedenen Nationen und schließlich der einzelnen Individuen dar. Jede Nation hat ein andres Ideal von Weiblichkeit und unter den einzelnen Männern wird jeder dasjenige Weib zum Ideal zu machen geneigt sein, in welches er sich eben verliebt hat. Das Durchschnittsideal von Männlichkeit wäre schon weit leichter festzustellen, als dasjenige von Weiblichkeit. Könnte man darüber abstimmen lassen, so würde sicher ein härtiger Zweifüßler in Uniform, d. i. ein dressirter Todtschläger, Schädelspalter, oder Blut- und Eisenmann erster Klasse die Majorität unter den Männern erhalten. Welchem Weibe aber die Majorität zufallen würde, der Jungfrau Maria oder der Nichtjungfrau Venus, weiß ich in dieser christlichen Zeit nicht zu sagen. Bei dieser Rathlosigkeit bin ich am Ende nur auf den eigenen Geschmack verwiesen, und wenn ich ihm folge, so ermuthigt mich das Bewußtsein, daß wenigstens in einer Hauptbeziehung, nämlich der nationalen, mein Urtheil kein Vorurtheil ist. Mag Olympia — um so das ideale Weib zu nennen — Deutsch, oder Französisch, oder Englisch, oder Italienisch, oder Spanisch sprechen, ich werde es gleich hoch stellen, wenn es nur diejenigen Eigenschaften vereinigt, die es zum weiblichen Mustermenschen machen.

Auch ohne Materialist zu sein, würde ich bei der Zeichnung des weiblichen Mustermenschen mit der Körperlichkeit zu beginnen haben, und das erste körperliche Erfoderniß ist natürlich die Schönheit. Aber was ist Schönheit? Selbst wenn mir alle Künstler und Denker, alle Maler, Bildhauer und Dichter zu Hülfe kämen, würde ich nicht im Stande sein, absolut und genau zu bestimmen, was

weibliche Schönheit ist. Soll ich sie studiren an der Raphael'schen Madonna, oder an der medizinischen Venus? Keine von beiden könnte mich begeistern, wenn ich sie leidhaftig vor mir sähe. Die Verhimmlung mag gehören, der sinnliche Reiz mag verausachen, aber nur der Geist kann begeistern. So oft ich eine Bildergalerie besuche, muß ich mich wundern über den Mangel an Geist und Phantasie, den die meisten Maler bei der Wahl ihrer Sujets an den Tag legen. Warum ist noch keiner auf den Einfall gekommen, eine moderne Venus zu malen, d. i. ein Musterweib, das nicht bloß in seinen körperlichen Formen, sondern auch im Ausdruck seines Gesichts diejenigen Eigenschaften repräsentirt, welche der vervollkommnete Geschmack, der höhere Begriff von Weiblichkeit und der freiere Standpunkt einer neuen Zeit einem weiblichen Ideal beimesen könnte? An tadellosen Körperformen haben die Künstler es so wenig fehlen lassen, wie ihnen die Modelle, sowohl die lebenden wie die nachgebildeten, gefehlt haben; aber wo hat ein Maler oder ein Bildhauer ein Gesicht geschaffen, das einer modernen Venus angehören könnte, einem Weibe nämlich, das mit dem größten Liebreiz der körperlichen Erscheinung zugleich den höchsten Ausdruck geistiger Bedeutung vereinigte? Daß ein solches Kunstwerk noch nicht geschaffen worden, ist nach meiner Ansicht nicht bloß auf den Mangel an künstlerischer Phantasie, sondern auch auf die bisherige Stellung des Weibes zurückzuführen. Wer die Statuen der antiken Venus aufmerksam betrachtet, dem wird die Bedeutungslosigkeit ihres Gesichts, die sich namentlich in der geistlosen Stirne ausdrückt, sofort auffallen und Veranlassung zum Nachdenken geben. Die Griechen be-

trachteten und behandelten das Weib im Allgemeinen als ein untergeordnetes Wesen, das nur zur Befriedigung der männlichen Wünsche vorhanden war. Für weibliches Ideal mußte daher der Reiz der Körperformen den Hauptvorzug bilden. Verlegten sie doch den Sitz der Reize ihrer Liebesgöttinn in deren Gürtel und gaben ihr sogar den Beinamen Kallipygos, wodurch sie die Schönheit ihrer Rückseite verherrlichten. Ein Gesicht mit dem Ausdruck geistiger Bedeutung paßte nicht zu dem Begriff der Dienerinn. Venus mochte Herrscherinn sein, sofern sie durch körperliche Reize die Männer bezwang; sie mußte aber Dienerinn sein, wie alle Weiber, sofern sie geistig dem Manne nicht gleichstehen und dadurch auch nicht befähigt werden durfte, als Gleichberechtigte an ihn die nämlichen Ansprüche zu machen, die er an sie machte. Meiner Ansicht nach spricht sich die geringschätzigte Anschauung des Weibes in der griechischen Mythologie durch nichts so bezeichnend aus wie durch die Wahl des Gatten, dem sie die schöne Venus überlieferte. Nach menschlicher und ästhetischer Logik hätte sie dieselbe dem Apoll, dem Gotte der Schönheit und des Lichts, vermählen müssen; sie gab sie aber dessen direktem Gegensatz, dem Gotte der Häßlichkeit und Finsterniß, dem Schmidt Hephästos oder Vulkan preis, dessen einzige Qualifikation zum Ehemann darin bestand, daß er Fesseln zu schmieden wußte. Freilich suchte das Gerechtigkeitsgefühl und der gesunde Menschenverstand dieß Mißverhältniß dadurch wieder auszugleichen, daß sie die Venus sich beim Mars, beim Bacchus und andren Hausfreunden entschädigen ließen; aber über die Stellung einer Dienerinn oder Prostituirten kam die antike Göttinn der Schönheit und

Liebe, mag sie sich Urania oder vulgivaga nennen, doch eigentlich nicht hinaus. Wo die Mythologie der Alten dem Weibe eine höhere, eine geistige Stellung und Funktion zuerkannte, da ließ sie die Liebe aus dem Spiel. Ihre Göttinn der Weisheit war sogar eine kalte, unnahbare Jungfrau. Wer wird heutzutage ein Weib, das nicht liebt oder lieben kann, als Weisheitsmuster aufstellen? Ein Weib ohne Liebe oder Liebesfähigkeit flößt so wenig Interesse ein wie ein Mann ohne Kampf und ohne Streben. Aber, wie gesagt, nach würdigeren Begriffen vom Weibe, wozu unsere Zeit gelangt ist, soll dasselbe in der Liebe nicht geistlos, willenlos und passiv der Leidenschaft des Mannes gegenüberstehen, sondern im Bewußtsein seiner ebenbürtigen Souverainetät und Würde Wahl gegen Wahl, Leidenschaft gegen Leidenschaft, Hingebung gegen Hingebung, Vergötterung gegen Vergötterung fodern und austauschen. Eine solche Stellung aber ist nur denkbar bei hoher geistiger Begabung. Dennoch halten die Künstler unserer Zeit sich immer noch an die Modelle des Alterthums, von dem noch zu bemerken ist, daß es die weibliche Schönheit mehr durch Skulptur, als durch die Malerei verherrlichte, wahrscheinlich weil jene dem sinnlichen Geschmack durch die plastischen Körperformen mehr genügen konnte, während diese mit dem nämlichen Gesichtsausdruck der geistigen Unbedeutendheit nur eine sehr mangelhafte Wirkung hervorzubringen vermogte. Sollte ich einem Künstler Winke geben über die Schaffung einer modernen Venus, so würden dazu folgende gehören:

Für die Körperformen bis zum Kopf magst du unter den bisherigen Modellen wählen, wenn du zu lange

Finger, herabhängende Schultern und den berühmten Schwanenhals vermeidest — Schönheiten, die nur ein Freund der Schwindtsucht preisen kann. Studire nicht bloß die Bedingungen der Schönheit, sondern auch der Gesundheit, ja der Kraft, sofern sie sich mit der Grazie verträgt. Wähle keinen bestimmten nationalen Typus, vor Allem keinen zu nordischen Charakter und keine blonde Thusnelde. Das nordische Element entspricht mehr dem männlichen, das südliche dem weiblichen Charakter. Aber für beide ist Mischung die Grundlage und Bedingung der Veredlung und Vervollkommnung. Gib deinem Bilde braune Augen und schwarzes Haar; gibst du ihm blaue Augen, so laß die Farbe des Haars wie der Augenbrauen und Wimper jenes Dunkelblond sein, das sich dem Schwarz nähert. Die Gesichtsfarbe spiele nicht in's Gelbliche oder Bräunliche und verrathe trotz dem dunklen Haar und den dunklen Augen das Vorherrschende des rosenrothen kaukasischen Bluts. Sei sparsam mit der Röthe auf Wangen und Lippen, doch spare keinen geistigen Ausdruck bei der Bildung der Augen, des Mundes und der Stirne.

Würde ein Bild dieser Art, unserem vorgeschrittenen Kulturleben entnommen und von einem Praxiteles oder Apelles der Neuzeit als moderne Venus dargestellt, nicht einen andren Eindruck machen, als die meerentstiegene der Alten? Würde sie nicht ein edlerer und zeitgemäßerer Gegenstand der Verehrung sein, als eine geistlose, trostlose, freudlose Madonna? Würde sie nicht dem Kultus des Schönen eine höhere Richtung geben? Würde sie nicht als weibliches Ideal das Weib überhaupt höher stellen helfen? Würde nicht die Idee, in der Göttin der

Liebe zugleich die geistige Begabung des Weibes zu personifiziren, der Liebe selbst eine höhere Weihe ertheilen und die herrschende, wenn auch nicht gradezu ausgesprochene, Anschauung vernichten helfen, wonach Liebe und Geist sich beim Weibe nicht zusammen verträgt? Setzt nicht die Vorstellung, die sich die Männer im Allgemeinen von der Bestimmung des Weibes machen, dessen geistige Inferiorität voraus? Blicken sie nicht selbst da, wo sie seine Schönheit und Liebenswürdigkeit vergöttern, heimlich auf seinen Geist entweder mit Veringschätzung oder mit Eifersucht hinab? Es gibt keine wahre Schönheit ohne geistige Durchdringung und es gibt nichts Herrlicheres in der Welt, als ein schönes Weib von Geist. Wie viel Männer aber haben Geist, männlichen und menschlichen Geist genug, den weiblichen nicht zu fürchten, wo sie weibliche Schönheit preisen und verlangen? Sind nicht die meisten geneigt, an die Begabung eines Weibes den Verdacht der Unweiblichkeit zu hängen, bloß weil der Instinkt ihnen sagt, daß ein begabtes Weib auf eine höhere Stellung und Achtung Anspruch machen kann und muß, als die einer Dienerin des Mannes? „Das Ewigweibliche zieht uns hinan“ — so deklamirt jeder Held mit einem Haarbüschel unter der Nase. Ein Weib könnte ihm antworten: „Das Ewigmännliche zieht uns herab.“

Wenn ich bisher die wahre Weiblichkeit mit der körperlichen Schönheit gepaart habe, so mögte ich das nicht so verstanden wissen, als sei sie davon durchaus abhängig. Zwei Haupterfordernisse wahrer Weiblichkeit sind die *Unmuth* und die *Güte* und beide können ausreichen ohne körperliche Schönheit; sie versöhnen sogar mit der

Häßlichkeit, wenn man nicht aufstellen will, daß sie dieselbe von vornherein gradezu ausschließen. So wie es keine wahre körperliche Schönheit gibt ohne den Ausdruck der Seele, so kann auch der Ausdruck der Seele die körperliche Schönheit ersetzen. Die beiden unentbehrlichen Eigenschaften, die Anmuth und die Güte, geben dem Weibe auch unter Umständen und in einem Alter noch Vorzüge und Reize, wo der Mann die seinigen schwinden oder in ihr Gegentheil verkehren sieht. Es gibt wenig Väter, die im Alter ihren Kindern noch ein besonderes Interesse einflößen, während die kindliche Liebe für die Mutter, namentlich die der Söhne, mit ihrem Alter wachsen kann.

Bei dieser Gelegenheit mögte ich auch dem, durch so manche Thatfache bestätigten Vorurtheil entgegentreten, daß die körperlichen Reize des Weibes die nothwendige Bedingung zur Erhaltung der männlichen Liebe seien. Allerdings wird es keinem Manne gleichgültig sein, ob Diejenige, der er seine Neigung zugewandt, dieselbe wohlthuende Erscheinung bleibt, die sie in der Schiller'schen „schönen Zeit der jungen Liebe“ gewesen: aber wenn er sie nicht als abgekehrte Bewohnerin des Siedbettes eben so zärtlich auf den Armen tragen kann, wie er sie bei der Besteigung des Brautbettes damit umschlungen hat, so lügt er, wenn er versichert, er habe sie jemals wirklich geliebt. Leider aber geht den meisten Männern die Befähigung zur wahren Liebe mit der wahren Achtung vor dem Weibe durch die jetzige Erziehung schon verloren, ehe sie Gelegenheit hatten, sie zu erproben.

Bis jetzt habe ich, um ein Bild wahrer Weiblichkeit vor Augen zu haben, mich auf einen Standpunkt gestellt, auf

welchem die geistige Begabung zu ihren unentbehrlichen Attributen gehört. Es versteht sich von selbst, daß damit auch alle Konsequenzen vorausgesetzt werden, welche der geistigen Begabung entsprechen, also Theilnahme an allen Errungenschaften der Bildung und Wissenschaft, Sinn für alles Gute und Schöne, Betheiligung an der Humanisirung der menschlichen Gesellschaft und edle Geltendmachung von Natur und Wahrheit in Sitte und Leben. Sehen wir nun auch zu, was aus unserem idealen Bilde wird, wenn wir von dem eingenommenen Standpunkt in die Straße herabsteigen und es der Wirklichkeit der Gegenwart gegenüberstellen. Ich habe einst, zum großen Vergerniß unserer musikalischen oder musilmachenden Landsleute, die Frage aufgeworfen: „Muß ein Musiker Verstand haben?“ Auf die Gefahr hin, es mit dem ganzen schönen Geschlecht der Gegenwart — natürlich außerhalb dieses Saales — zu verderben, mögte ich bei einer Revue der großen Mehrheit unserer heutigen Damenwelt die Frage stellen: „Muß ein Weib Verstand haben?“ Als ich vor 22 Jahren in New-York für die f. g. Emanzipation der Weiber zu agitiren begann, erklärte mir eine teutische Frau: „Was wollen Sie mit Emanzipation? Wir Frauen brauchen nicht emanzipirt zu werden. Wenn mein Mann mich prügelt, kratz' ich ihm die Augen aus.“ Nun, diese Frau war bescheiden genug, die Sicherung gegen eheliche Prügel für hinreichende Emanzipation zu halten, und hatte auch Verstand und Muth genug, sich diese Sicherung mittelst ihrer nächsten natürlichen Waffen selbst zu verschaffen. Wie viele gibt es aber nicht, welche die Prügel ruhig hinnehmen, ohne an die Augen ihres zärtlichen Exekutors zu denken, und

sich doch für emanzipirt halten? Wie viele gibt es nicht, die nie an Rechte gedacht haben, weil sie nicht wissen, was damit beginnen? Wie viele gibt es, selbst unter den gebildeten, die Verstand genug haben, sich zu sagen, daß ein Mann, der seiner Frau nicht in allen Dingen gleiche Berechtigung mit sich selbst zuerkennt, nicht fähig sein könne, sie wirklich zu lieben? Doch das sind häusliche Angelegenheiten aus dem Departement des Innern. Gehen wir vor die Thüre und sehen wir uns diese Emanzipations-Kandidatinnen auf der Straße an. Dort werden wir den weiblichen Verstand vor Allem in zwei Thaten bewundern können, wodurch er der Natur zu Hülfe zu kommen sucht. Die eine bildet eine monströse Erhöhung des Kopfes und die andere eine noch monströsere Erhöhung eines entgegengesetzten Theils, den die Natur mit einer Zierde verschont hat, welche sie nur den Thieren zu gewähren für gut befunden. Die Erhöhung des Kopfes könnte in so fern einen Sinn haben, als sie ein Streben andeutet, wenigstens äußerlich denjenigen Theil zu vergrößern, der als der Sitz des Verstandes gilt, womit auch stimmt, daß diejenigen Schädel den geringsten Inhalt zu haben pflegen, welche sich die größte Aufblähung aufladen. Die Leidenschaft der Weiber aber, den entgegengesetzten Theil durch Thaten zu erhöhen, ist um so unerklärlicher, da es unter den Thieren das männliche Geschlecht ist, welches sich durch die Größe der rückwärts getragenen Zierde auszeichnet, wie wir das täglich am Puter, am Pfau und an andren beschweiften Genies beobachten können. Wo bleiben unsere Vorstellungen vom weiblichen Ideal, wenn wir sogar die Muster-Exemplare des schönen Geschlechtes auf der Straße

umherwandeln sehen das zarte Haupt mit einem babylonischen Thurmbau von internationalen Haar- und Infusorien-Sammlungen geschmückt und den geschwungenen Modell-Rücken auslaufend in ein hochaufgethürmtes, mysteriös gefülltes Ungeheuer von Waarenladungen und Baustylen, mit jenen unheimlichen Bewegungen und drohenden Formveränderungen, vor denen, wenn sie zu der wirklichen Person gehörten, das ganze männliche Geschlecht in die Wälder flüchten würde? Bei solchem Anblicke verwandelt man die Frage: „M u ß ein Weib Verstand haben?“ unwillkürlich in die Frage: „K a n n ein Weib Verstand haben?“ Und doch wird dabei kein Mensch behaupten: „es ist nichts dahinter“. Man hat von Meerweibchen gefabelt, die oben Weib und unten Fisch waren; ohne zu fabeln, könnte man von den meisten unserer Landweibchen sagen: oben sind sie Grenadier und unten Dromedar. Und um das Musterweib vollständig zu machen bis zum äußersten Extrem der Monstrosität, schleppen sie noch einen seidenen oder sammtnen Schweif zwei Ellen lang über ihre irdische Laufbahn nach, um in ihr patschuliduftendes Boudoir alle die Düfte und Delikatessen heimzubringen, durch die sie unterwegs mit verstofflener Anhänglichkeit bereichert worden sind. George Sand, Ninon de Lenclos, Heloise, Aspasia und alle ihr andren Weiber von Geist und Geschmack, von Schönheitsförmigkeit und Gefühl, rettet mich vor der Verzweiflung an euren lebenden Schwestern, die sich freiwillig und beflissen, ohne Gewissensbisse und ohne Scham durch solche unmenschliche Verunstaltung und Bloßstellung als gedanken- und geschmacklose Sklavinnen der wahnwitzigsten Modetyrannie prostituiren! Und die wollen emanzipirt sein?

Jeder Haarthum und jeder "bustle" ist ein umhergetragener, zur Schau gestellter Protest gegen die Emanzipation!

Welcher Triumph für die Gegner der Weiberrechte, wenn sie von dem vorzugsweise schönen Geschlechte nicht bloß allen Verstand, sondern auch allen Schönheitsfönn verleugnen und allem Geschmack abschwören sehen! Und welche Beschämung, welche peinliche Lage für die Vertreter jener Rechte, die mit der Gleichberechtigung zugleich die Gleichbefähigung behaupten und zu beweisen haben! Doch selbst in dieser Lage fehlt der Trost und die Ermuthigung nicht. Auch ohne zu Parallelen unsere Zuflucht zu nehmen, ohne z. B. die Modeflaverei der Weiber und ihre Leidenschaft für Tand und Flitter mit der nachgeäfften Passion der Männer für Tabackqualm und Feldatspielen zusammenzustellen und dadurch die beiden Waagschaalen in's Gleichgewicht, oder gar zu Gunsten der Weiber in's Schwanken zu bringen, müssen wir uns sagen, daß für beide Geschlechter die Zeit der gütigen Probe noch nicht gekommen ist. Und wenn Dieß vom Manne gilt, der ungehindert über seine Rechte und seine Aufgabe entscheiden konnte, wie viel mehr wird es vom Weibe gelten, das bisher ohne Rechte und ohne Selbstbestimmung, die tausendjährige Erbschaft der Abhängigkeit und Erniedrigung nachschleppend, gar nicht zum souverainen Bewußtsein seiner Befähigung gelangen und nur werden konnte, was direkt und indirekt durch Erziehung und Beherrschung der Mann aus ihm machte! Im Zustande der Slaverei Eigenschaften verlangen und Eigenschaften verurtheilen, die nur die Freiheit entwickeln oder zerstören kann, hieße die Ungerechtigkeit krönen durch den

Unsinn. Die wahre Natur des Weibes kann nur das freie Weib offenbaren. Das Weib der Zukunft wird ein ganz anderes Wesen sein, als das der Gegenwart. Was es einst sein und werden, streben und leisten wird, das mögen wir erkennen an dem Beispiel einzelner bevorzugter Naturen und an dem Abstand freier und unfreier Verhältnisse, in denen es sich bewegt. Welcher Abstand z. B. zwischen den Bestrebungen und Leistungen amerikanischer und deutscher Frauen! Was Frauen in Amerika unternehmen und vollbringen, davon haben die in der philiströsen, polizeilichen und militärischen Luft Deutschlands erzogenen gar keine Ahnung. Und eben so wenig haben wir jetzt eine Vorstellung von Dem, was die Amerikanerinnen und hoffentlich auch die Deutschamerikanerinnen einst unternehmen und leisten werden, wenn sie vollberechtigt und unabhängig in jeder Arena auftreten können, die dem menschlichen Streben ein freies Staatsleben eröffnet. Seien wir unbesorgt, daß in der Luft der Freiheit und freien Bethätigung die Weiblichkeit werde verloren gehen. Sie wird nicht Selbstmord begehen, weil ihr gestattet ist, sich frei zu entfalten. Die Unterdrückung, nicht die Freiheit, zerstört die wahre Weiblichkeit wie die wahre Männlichkeit. Jene, so oft geäußerte Besorgniß ist, in aufrichtiger Sprache ausgedrückt, nichts Andres, als die Furcht der männlichen Rohheit, dem zivilisirenden Einfluß des Weibes weichen zu müssen. Diese Rohheit sucht sich selbst zum Schreckbild zu machen, um ihre Fortexistenz und Alleinberrschaft dadurch zu sichern, daß sie das Weib vom öffentlichen Leben fernhält durch die vorgepiegelte Gefahr, seine edlere Seite einzubüßen oder zu beschmutzen durch Berührung mit seinem bishe-

gen Herrn auf dem Boden der Gleichberechtigung. Ein ganz absonderliches Mittel, den Veruf zum entscheidenden Richter über die Ausübung von Menschenrechten darzutun! Ist es nicht merkwürdig, daß die Männer den Weibern selbst nicht zutrauen, zu beurtheilen, was weiblich ist? Wenn sie erst lernen, das wahre Weib zu erkennen und zu würdigen, werden sie mit Stolz, statt mit Besorgniß, die Frauen an ihrer Seite den Wahlplatz wie die Hallen der Gesetzgebung betreten sehen. Vor dem Weibe, wenn es die Stette bricht, vor dem freien Weib erzittert nicht — ein freier Mann.

In der Zeit, die dieß zum Wahlspruch macht, wird auch das sinnlose Geschrei verstummen, das sich jetzt noch erhebt, wo das Weib sich mit seinem eigensten Eigenthum, seinen Gefühlen und Herzensneigungen, seiner Person und seinem Glück von dem tyrannischen Egoismus des Mannes unabhängig zu machen sucht durch Rettung jenes unveräußerlichen Rechtes, das man durch „freie Liebe“ zu bezeichnen pflegt. Es gibt gewisse herrschende Vorurtheile und Gewohnheitsdogmen, die, durch Beschränktheit und Heuchelei begünstigt, den Charakter eines moralischen Bannes annehmen, weil ihnen die geistigen Argumente fehlen, welche ihnen Ueberzeugungskraft verleihen könnten. Ich mögte solche Vorurtheile und Dogmen mit dem allgemeinen Namen Böbelphilosophie belegen und zu dieser Böbelphilosophie gehört auch das Eifern und die Scheinentrüstung gegen die „freie Liebe“. Die „freie Liebe“ wird sicher nirgendwo eine feindlichere Opposition finden, als bei den Haremsbesitzern. Der Sultan in Konstantinopel wird sie verdammen als wahre Verworfenheit, als eine Gefahr für die ganze Gesellschaft

und Untergraberinn aller Sitte. Unter hundert Männern der jetzigen Erziehung gibt es nicht zehn, die nicht einen Sultan im Leibe haben. Unter der Herrschaft der freien Liebe würde Mancher, der jetzt triumphirend die Liste des Don Juan absingt, ganz sentimental ein Liedchen von „Einsam bin ich ganz alleine“ anzustimmen haben. Wenn ich einen Mann die freie Liebe schon in der Theorie zum Verbrechen machen höre, so habe ich ihn im Verdacht, daß er in der Praxis ein Freund der freien Liederlichkeit ist. Die freie Liebe, richtig verstanden, ist nichts Andres, als die freie Ehe, d. i. die wahre Ehe; der Begriff solcher Ehe aber schließt jene Unwürdigkeiten vollständig aus, welche der männliche Egoismus und die männliche Verdorbenheit mit der freien Wahl des Weibes zu verknüpfen sucht, um es durch falsche Pflicht in der Dienstbarkeit zu erhalten. Wer ein Weib durch etwas Andres binden will, als durch dessen freie Liebe, und diese Liebe durch etwas Andres verdienen will, als durch seine Würdigkeit und Gegenliebe, der ist ein eben so großer Thor wie Despot und hat keine Ahnung von dem schönsten Verhältniß, wozu die Natur den Menschen befähigt hat. Die Liebe des Weibes herrisch als eine Sache der Pflicht behandelnd, können die Männer nur von dessen Freiheit lernen, was wahre Liebe und was der Preis derselben ist. Das freie Weib wird ihnen lehren, als zu verdienenden Preis zu betrachten, was sie in dem unfreien als bloße Beute betrachtet haben. Mit der Befreiung und Veredlung des Weibes befreien und veredeln wir uns selbst. Ja, ich mügte sagen: nur in so fern wir Männer die Weiber begreifen und schätzen lernen, sind wir wahre Menschen. Den ganzen Reichthum und die

ganze Bedeutung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib haben bis jetzt nur bevorzugte Menschen erfassen und darstellen können. Erst die Freiheit der Zukunft wird sie allgemeiner zum Bewußtsein bringen. Die Liebe ist mehr, als das Verlangen nach geschlechtlicher Vereinigung oder nach dem Wiederaufleben in den Nachkommen; die Ehe ist mehr, als das Mittel zur Gründung eines Hausstandes und einer Familie; der Zug „hinan“ nach dem „Ewig-Weiblichen“ ist mehr, als ein dunkler Drang nach einem Gegenstande wohlthuerender Gemüths- oder Phantasie-Beschäftigung. Er ist die mit einem edlen Leben identische Sehnsucht nach der Ergänzung unseres Wesens durch Vereinigung mit einem gleichgestimmten Wesen; nach der Ausfüllung unsres Seins durch ein zweites Sein; nach der vollen Befriedigung unsrer Persönlichkeit durch das Einswerden mit einer andren in einer Seelenschmelzung, die beide Theile vervollkommnet, so wie die Verschmelzung zweier Metalle ein edleres oder dauerhafteres drittes ergibt. Er ist endlich das Bedürfniß des edleren Menschen nach der Verwirklichung des Ideals, eine Verwirklichung, die wir in allen andren Richtungen vergebens suchen und die das Leben einzig und allein in einer wahren Liebe darbietet. Was der Mensch auch ersinnen, erforschen und erstreben mag, nichts im ganzen Bereich der Natur kann ihm das Verhältniß ersetzen, das wahre Liebe zwischen zwei denkenden und übereinstimmenden Wesen schließt. Erst ein solches Doppelleben ist ein wahres Leben. Stellen Sie den Mann allein als Herrscher in die Natur, setzen Sie ihn in Besitz aller ihrer Geheimnisse wie aller ihrer Schätze, machen Sie ihm die Erde zum Paradies oder zum Himmel, in

dem Alles zur Wirklichkeit wird, was die Fabel je erträumt hat, — er wird sich fremd vorkommen in seinem ganzen Herrscherreich, er wird sich verlassen und verarmt fühlen in allem seinem Reichthum, er wird verzweifeln in aller seiner Weisheit, er wird mit seinen Gedanken alle Räume der Welt durchsuchen nach einem Fehlenden und mit seiner Phantasie die tödtende Leere auszufüllen suchen durch die Bilder eines Ersehnten, und die Natur, die ihn so reich beschenkt hat, wird er anklagen durch den flehenden Vorwurf: nimm mir Alles, womit du mich vergebens zu beglücken suchst, und gib mir dafür das Beste, das Unentbehrlichste, das du mir vorenthalten hast, gib mir ein — Weib! Und wenn ihm dann die Natur die Ersehnte in die Arme führte, würde er sie etwa empfangen mit dem christlich-barbarischen Gruß: ich will „dein Herr sein?“

Wenden wir uns jetzt von dem vorzugsweise „schönen“ zu dem vorzugsweise „starken“ Geschlecht. Schon diese Bezeichnung deutet an, daß, wie die Anmuth ein Haupt-Attribut der Weiblichkeit, so die Kraft als ein Haupt-Attribut der Männlichkeit gilt. Aber was ist Kraft, und welche Kraft ist die rechte? Hier stehen wir vor einer heikelen Frage. Sie muß schonungslos beantwortet werden, sollte auch die Antwort lauten: was den meisten Männern als männliche Kraft gilt, ist nichts Andres, als thierisches Wesen, Rohheit und Barbarei.

Beginnen wir, wie beim Weibe, so auch beim Manne, mit der Körperlichkeit. Dabei muß ich aber das Kapitel der Schönheit vollständig übergehen, da wir in dieser Beziehung auf die Rücksicht der Weiber rechnen können, die bei ihrer Begünstigung weit eher durch innere Eigen-

schaften den Ausschlag geben lassen, als wir. Es ist keine unbegründete Schmeichelei, wenn ich von ihnen sage:

Die Schönheit wird nicht oft vermißt,
Die Weiber sind nicht streng im Schätzen
Und wenn du kein Thersites bist,
Den Nireus kannst du leicht ersetzen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir ein Ideal von Männlichkeit nicht in einem verkrüppelten Liliputaner, oder einem skrophulösen Schwächling zu suchen haben; aber eben so wenig wird es durch herkulische Gliedmaßen, einen breiten Stiernacken und gewichtige Todtschlägerfäuste dargestellt. Ein kräftiger, regelmäßig gebauter, gesund organisirter Körper, wozu — im Gegensatz zum Weibe — breite Schultern über einer entsprechenden Brust, nebst schmalen Hüften über nicht zu langen und nicht auswärts gerichteten Beinen gehören, ist das nothwendige materielle Substrat für männlichen Geist und Charakter, für Ausdauer und Energie; aber körperliche Größe wie körperliche Kraft wird bedenklich, sobald sie auffallend über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Das Ergebnis pflegt dann zu sein, daß das thierische und gewaltthätige Element vorherrscht und das geistige und humane nicht ausreicht, den körperlichen Organismus verhältnißmäßig zu beseelen. Wie viel körperliche Riesen hat es gegeben, die zugleich geistige Riesen waren? Das menschliche Gehirn scheint nicht über ein gewisses Maß hinauszuwachsen. Die größten männlichen Schädel, die man gemessen, hatten 24 Zoll im Umfang. Wenn ein Schädel von 24 Zoll einen Mann von sechs Fuß und weniger zum Genie machen kann, so müßte ein Schädel von

22 Zoll einen siebenfüßigen zum halben Idioten stempeln. Ich mögte förmlich warnen vor den zu langen Männern wie vor den zu dicken. Lange Männer sind selten zugleich große Männer. Kurzum, über sechs Fuß sollte Keiner hinauswachsen, der bei der Musterung der Männlichkeit konkurriren will, und wenn Einer eine Last von 1000 Pfd. aufheben kann, so sollte er es weislich verschweigen, und kann er sechs Gegner in den Sand werfen, so möge er sich mit zweien begnügen, damit er nicht aus der Reihe anständiger Männer unter die ungeschlachteten Zyklopen und Hünen versetzt werde. Die Alten machten ihren mythologischen Repräsentanten der plumphen Körperstärke, den Herkules, zum Stallfeger, während sie ihr Männlichkeitsideal im Apoll darstellten, dessen Körper in mäßigen Dimensionen alle athletische Kraft und Gewandtheit ausspricht, deren er bedurfte.

Trotz diesem allbekannten Vorbild aber kommt der Mann mit den stärksten Knochen dem vulgairen, ich mögte sagen, demokratischen Männlichkeitsideal am Nächsten und wenn Einer erstünde, der sich mit einem Kirchturm die Zähne stochern könnte, er würde von den Pfaffen selbst zum Papst ausgerufen werden. In Amerika würde er auf Lebenszeit zum König im Frack gewählt mit Extra-Luch für seinen großen Frack und mit Extra-Tafelgeldern für seinen ungewöhnlichen Magen. In Deutschland aber, im Vaterlande Göthe's und Schillers, — ha! welch ein Ideal für einen Nachfolger Barbarossa's! Natürlich müßte er dann auch einen entsprechenden Bart haben, der ihm durch den Tisch bis in die Unterwelt hinabwüchse, so daß die Geister von Vater Arndt und Vater Jahn ihm allerunterthänigst daran zupfen könnten, um ihm telegra-

phisch ihre patriotische Seeligkeit herauf zu melden. Was wäre ein Mann ohne Bart und was wären namentlich unsere Germanen ohne Haare im Gesicht? Die Haare sind ihnen so wesentlich und unentbehrlich, daß sie dieselben sogar aus dem Gesicht in den Mund verpflanzen und nicht bloß Haare auf den Lippen, sondern auch "Haare auf den Zähnen" haben. Es ist sicher nicht schmeichelhaft für einen Mann, seinen Namen von seinem Bart, statt von seinem Kopf zu erhalten. Dennoch ist Friedrich der Rothbart das deutsche Herrscher-Ideal geworden. Barbarossa wäre sicher nicht eine so populäre Figur, wenn er nicht den großen rothen Bart gehabt hätte, und seinen jetzigen Stellvertreter ad interim in Berlin haben die deutschen Professoren, um seine Popularität zu erhöhen, schon als *Barba blanca* getauft. Wäre sein Bart ebenfalls roth, so säße jetzt das halbe Deutschland im Narrenhause vor lauter rothhaarigem Entzücken und spielte Kyffhäuser. Ein malitiöser Demokrat freilich könnte auf ganz andere Gedanken kommen. Er könnte bemerken, daß die geistvollsten der Hohenzollern, Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV., keinen Bart getragen, der Heldenkaiser und sein Sohn aber, gleich ihrem buschigen Bruder Viktor Emanuel, sich einen ächten Kutscherbart wachsen lassen, als wollten sie dadurch bekunden, daß sie tüchtige Lenker des Staatswagens seien.

Ein mysteriöses Ding dieses Haar im Gesicht! Bei unsern ersten Vorfahren, den Affen, die noch nicht über Weiblichkeit und Männlichkeit, noch weniger über Menschlichkeit Betrachtungen anstellten und die noch keine Weiber, sondern bloß Weibchen hatten, sollen diese, nach Darwin, ebenfalls ein haarbewachsenes Gesicht gehabt

haben. Als aber allmählig aus dem Weibchen ein Weib wurde, verschwanden die Haare und sollten wir uns jetzt unsere Frauen mit behaarten Wangen denken, so würden uns die Haare zu Berg steigen. Gibt das bartlose Weib uns nicht einen Wink, daß das haarige Gesicht des Mannes noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Thiermenschen ist? Könnte es uns nicht zu dem Schluß bringen: je mehr Haar, desto weniger Mensch? (Wovon übrigens nicht folgen soll, daß die Glasköpfe die Träger der Humanität sein müssen.) Wir sehen ja auch, daß, wo die Unmenschlichkeit am Meisten kultivirt wird, nämlich im Soldatenthum, zugleich der Bart die Hauptrolle spielt, so wie die reißenden Thiere, die Löwen, die Bären, die Wölfe u. s. w., sich durch den zottigsten und dicksten Pelz auszeichnen. Ein ächter Säbelschlepper, ein musterhafter Gensdarm, ein wohl qualifizirter Büttel ohne ein struppiges Gebüsch unter der Nase, in welchem sich seine kommandirende und fluchende Stimme recht schreckhaft bricht, will gar nicht in unsre Vorstellung hinein. Denken wir uns plötzlich alle Härte ausgerottet, so setzen wir unwillkürlich eine Abschaffung der Kriege voraus, denn haarlose Gesichter erinnern uns an Menschlichkeit, während das zottige, härbeißige Aussehen nur als eine konstante Ankündigung eines entsprechenden barbarischen Berufs zu deuten ist und seine Rechtfertigung findet. Mir deucht, wenn zwei Armeen mit glattgeschorenen Gesichtern einander gegenübergestellt wären, sie würden Bedenken tragen Feuer zu geben.

Ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren, daß, je mehr die Männer an Geist und Humanität gewinnen, sie um so mehr Haar im Gesicht verlieren werden. Auch

in dieser Beziehung geben uns wieder die geistreichen und feinfühlenden Griechen einen sprechenden Wink. Während sie alle diejenigen Götter, denen sie die roheren Eigenschaften und Verrichtungen zutheilten — voran den Donnerer Zeus —, mit einem reichlichen Haarwuchs im Gesicht versehen, bildeten sie ihr Ideal von Männlichkeit, den Gott des Lichts, der Schönheit und der Musen, ab ohne Bart. Sie verschonten ihn mit wohlfeilen martialischen Auszeichnungen, die an Rohheit erinnern, um seinen Geist und Charakter sich unverdeckt in allen seinen Zügen und Formen aussprechen zu lassen. Der ganze Apoll würde uns jetzt verleidet werden, wollten wir uns ihn gleich unsern modernen Mann-Männern vorstellen mit einem wangen-, mund- und kinnbedeckenden Haarwuchs, unter dem sich die Lippen öffnen wie eine verkorgene Erdspalte, die in eine unterirdische Höhle führt, und aus der die Nase hervorragt wie ein windgebrochener Baumstumpf aus dem Untergebüsch. Und welche ästhetische Betrachtungen würde solch ein behaarter Musengott anregen, wenn wir ihn mit Hülfe unserer modernen Zivilisations-Errungenschaften mit allen härtigen Konsequenzen ausstatteten, wozu u. A. gehören würden: angeklebte Speisereste von dem eben beendeten Göttermal, gewürzt mit der Sauche der nach dem Dessert gerauchten olympischen Zigarre und parfümirt mit infernalischem Tabacksqualm — und dann diesen mit dreifacher Zuthat bereicherten Göttermund geheftet auf die unbefleckten Lippen einer entsetzten Muse. Ach, unsere Weiber lassen sich solche Küsse gefallen, ohne sich zu entsetzen. Sie sind eben so große Dulderinnen wie ihre tabackduftenden Herrn ästhetische Barbaren sind. Gibt es einen feindlicheren Gegen-

satz in der Welt, als einen zärtlichen Kuß auf einen schönen Mund mit einer tabackgesättigten Bürste auf den Lippen? Und doch, und doch finden sie sich zusammen. Wahrlich, der Mensch ist immer da das größte Ungeheuer, wo er am Wenigsten daran denkt.

Trotz aller Aesthetik, gilt nicht der Bart, namentlich unter der Nase, eben so wohl als ein unentbehrliches Zubehör der Männlichkeit wie das qualmende Instrument, das man Pfeife oder Zigarre nennt und womit sich in der Männlichkeit schon zehnjährige Feuerspeier üben, bei denen, wie bei andren Vulkanen, erst der Rauch und dann die Eruption erfolgt? Wie wohlfeil ist diese Männlichkeit, die sich durch ein Büschel Haare und eine Wolke Rauch legitimiren kann! Schon die Alten fühlten, daß dieser renommirende Haarwuchs ein überflüssiges Zubehör oder eine zu wohlfeile Zierde sei, und sie bemühten sich, ihn mittelst brennender Rußschaalen und ähnlicher Hülfsmittel los zu werden. Seitdem aber das Nasirmesser, dieses viel zu wenig gewürdigte Zivilisationsinstrument, erfunden worden, haben sich fast alle Männer von Geist jener thierischen Auszeichnung zu entledigen gesucht, um ihre menschliche Physiognomie unverdeckt der Welt zu zeigen. Einen Rousseau und Voltaire, einen Schiller und Göthe, einen Lessing und Börne, einen Kant und Hegel, einen Mozart und Beethoven können wir uns eben so wenig mit einem Schnauzbart oder Henry IV. denken, wie den Heldenkaiser und seinen Blut- und Eisen-Mann ohne Borsten im Gesicht. Dieser Borstenmann aber kann seinen Kasernengeschmack sogar trotz dem Diplomaten nicht verleugnen, ungleich jenem französischen Gesandten am türkischen Hofe, der, als der Sultan ihm eine

Bemerkung über sein unbehaartes Gesicht machte, erwiderte: „hätte mein Herr gewußt, daß es hier auf den Bart ankommt, so würde er als Gesandten einen Ziegenbock geschickt haben.“

Wenn ich der Natur Zwecke zuschreiben könnte, so würde ich hinter ihrem Einfall, den Mann mit einem Bart behaftet zu lassen, keinen andren Zweck suchen, als Etablierung des Barbiergeschäfts, oder Hintertreibung der Physiognomik. Während unsere Weiber uns alle Züge ihres Gesichts offen zeigen, so daß wir in dieser natürlichen Schrift Alles lesen können, was sie ausdrückt, ist ihnen unser bewachsenes Antlitz ein Buch, wenn nicht mit sieben Siegeln, so doch mit verdecktem Text, aus dem sie vielleicht etwas ganz Andres herauslesen, als darin geschrieben steht. Wer weiß, ob nicht manche Braut, die mit einem bärtigen Mann zur Trauung geht, zu Hause angekommen auf Scheidungsgedanken kommen würde, wenn ihr Neuvermählter sich auf dem Heimweg hätte rasiren lassen. Wenn ich Mädchen wäre, ich würde meinen Mann nur aus den Händen des Barbiers annehmen und höchstens seinen Backenbart begnadigen, denn ich würde sein wahres Gesicht sehen wollen, und nur das Gesicht ohne Bart ist das wahre Gesicht. Namentlich aber würde ich die Bärtigkeit nicht über die Männlichkeit entscheiden lassen. Wir sehen so manchen unserer Mann-Männer aus seinem struppigen Gesicht die Umgebung mustern wie ein Löwe, der sich umsieht wen er verschlinge; hat ihn aber ein Barbier in Behandlung gehabt, so lächelt uns vielleicht eine rührend unschuldige und kindliche Physiognomie an, die eine Amme in Versuchung bringen könnte, dem Löwen die Brust zu reichen. Die Natur scheint Manchen bloß mit

einem Bart versehen zu haben, damit kein Mann versucht werde, ihm einen Heirathsantrag zu machen. Trotzdem sind alle diese Buschmänner stolz auf ihren Haarbüsch als ein Zeichen der „Männlichkeit“. Wer einmal mit einem dicken Bart behaftet ist, nun gut, der mag sehen wie er damit zurecht kommt; wer sich aber auf seinen Bart etwas einbildet, besitzt sicher nichts Andres, auf das er sich etwas einzubilden Ursache hat.

Ich habe mich bei der Körperlichkeit des männlichen Geschlechts und ihrem auffallendsten Merkmal so lang aufgehalten, weil sie die Grundlage für die rohen und einfältigen Begriffe von Männlichkeit bilden, die aus vergangenen barbarischen Zeiten stammen, aber auch jetzt noch bei der großen Mehrzahl die herrschenden sind. Denken Sie sich den männlichen Knochenbau auf ein bescheidenes Maß reduziert und die männlichen Gesichter von ihrer härtigen Zuthat befreit, so denken Sie sich damit zugleich die Hauptgrundlage für die männliche Brutalität und Dünkelhaftigkeit verschwunden. Der Soldat wie der Howdy, der Weibertyrann wie der Nennommiß tritt zurück und der Mensch allein steht vor uns. Der Mensch aber ist es, um den es sich vor Allem handelt. Wo wir daher nach den Erfordernissen wahrer Männlichkeit forschen, da haben wir uns vorerst die Frage zu beantworten: kann Der ein wahrer Mann sein, der nicht zunächst ein wahrer Mensch ist? Und was gehört zum wahren Menschen? Die letztere Frage habe ich in einem besondern Vortrag über „Humanität“ zu beantworten gesucht. Ich muß mich daher möglichst kurz fassen bei ihrer Anwendung auf die Männlichkeit.

Wenn auch die Kraft als ein nothwendiges Attribut

der Männlichkeit festzuhalten ist, so haben wir doch ihre Auszeichnungen nur in das geistige und sittliche Gebiet zu verlegen, zumal in einem Zeitalter, das durch Erfindungen und Entdeckungen die physische Kraft immer mehr in Abgang bringt. Wo diese noch die Hauptrolle spielt, das ist bei dem Werk ihrer eigenen Zerstörung, beim Mord im Großen. Welch ein trostloser, abscheulicher Gedanke, wir hätten unser männliches Ideal nach den Begriffen eines Königs von Preußen, oder einer ähnlichen Korporalnatur zu bilden! Und dennoch, wie viel Männer und Weiber gibt es, die sich nicht beugen vor der uniformirten, betretten, ordenbehängten und härtigen Gestalt eines Barbaren, dessen ganze Kunst und Wissenschaft, dessen ganzes Denken und Trachten besteht und aufgeht in dem geistlosen und blutigen Handwerk des Mordens seiner Nebenmenschen! Je mehr Tödtete er auf seiner Liste hat, desto höher steht er als Mann; je mehr Kugeln er hat pfeifen hören, desto bewundernswerther ist sein Muth. Ausgesuchte Patrioten spannen sich an seinen Triumphwagen und weißgekleidete Jungfrauen — Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! — streuen dem Ungeheuer Blumen auf den Weg. Wer aber seinem Abscheu vor solcher Männlichkeit Ausdruck gibt und ihn steigert mit der Größe ihrer blutigen Leistungen, und solchen Muth verachtet als rohe Unempfindlichkeit einer abgehärteten Barbarennatur, den wird das vulgäre Urtheil gedankenloser Knechte und Patrioten zum Volksfeind oder Phantasten stempeln. Wie wohlfeil wäre die Männlichkeit und der männliche Muth, wenn wir sie allen denen zuerkennen müßten, die im „Kugelregen“ gestanden und in Kanonenlöcher geblickt haben! Jeder russische

Musketier stände höher, als der edelste und muthigste Volkstribun. Mögen Diejenigen der höchsten Anerkennung auch als Männer theilhaftig werden, die, ob schon Feinde des Mordhandwerks, dennoch ihr Leben für humane Zwecke gegen das der Barbaren einsetzen; so lang wir aber dieses blutige Handwerk selbst und Alle, die ihm huldigen, nebst ihren Auszeichnungen und Heldenthaten, ihrem Glanz und ihrem Ruhm, nicht mit dem Bann der Verachtung und des Abscheus belegen, so lang wir ihnen noch einen männlichen statt einen thierischen Charakter zuerkennen, so lang haben wir keinen Begriff von wahrer Männlichkeit. Wo die Männlichkeit mit Blut deforirt werden soll und muß, da sei es nur mit Barbaren- oder Tyrannen-Blut.

Gradezu in's Bodenlose sinkt die Verächtlichkeit der vielbewunderten, in der Kaserne erzogenen Männlichkeitsmuster hinab, wenn wir in ihnen die Kombination des Sklaven mit dem Barbaren in's Auge fassen. Welches Spottbild eines Mannes stellen jene stolzen, gebieterischen Heldenfiguren dar, die an der Spitze von Tausenden dressirter Mordknechte im Kanonendonner daherjprengen und dann vor einem allerhöchsten Blick zitternd zusammenfahren und an der Ungnade eines Allergnädigsten zu Grunde gehen würden! Zu solchen Spottbildern werden selbst die Furchtbarsten durch ihre Unterthanengesinnung. Es gibt keinen grelleren Widerspruch und Gegensatz, als Unterthan und Mann; ein uniformirter Unterthan aber, trage er Spauletten oder Achselklappen, der sich für einen Gebieter dressiren und abschlachten läßt, gibt nicht nur jede männliche wie menschliche Würde auf, er sinkt gradezu unter das Thier herab, denn selbst der abgerichtete Hetz-

hund macht keinen Angriff mit dem Bewußtsein, daß er seine Zähne für seinen Herrn gebraucht. Nur ein freier, seiner Souverainetät und seines Selbstzweckes sich bewußter Mann verdient den Namen eines Mannes und unterhalb des Republikaners kann es so wenig einen wahren Mann wie einen wahren Menschen geben. So wahr es noch Sklaven in der Welt gibt, so wahr hat Der keinen Anspruch auf Männlichkeit, der leben und sich opfern kann für einen Herrn. Für unsere Geliebten und Freunde wie für ein bedrohtes Recht und eine sonstige edle Sache der Ueberzeugung mögen wir unser Leben auf das Spiel setzen, ohne unser männliches Bewußtsein und Selbstgefühl einzubüßen; aber es hinzugeben für einen Herrn oder Götzen, der uns als seine Knechte und Werkzeuge in's Feuer schickt, ist die tiefste Erniedrigung und Wegwerfung, deren ein männliches Wesen fähig ist. Welche Wohlthat für die Menschheit, wenn diese große und einfache Wahrheit allen Untertanen klar zu machen wäre! Würden unsre zwanzig Millionen männlicher Landsleute da drüben, die sich durch ihre unterthänigen Heldenthaten sämmtlich zu Männeridealen haben aufblähen lassen, sich wahrhaft bewußt, was ein Mann ist, Deutschland wäre in vierundzwanzig Stunden Republik!

Kampf, steter Kampf ist die Seele des menschlichen Lebens, aber die Ziele des Kampfes seien menschlich und geistig seine Waffen. Kämpfen wir mit der Natur, die uns in Stand gesetzt, ihr die Mittel abzurufen für ein schöneres und edleres Dasein. Kämpfen wir zugleich mit uns selbst, in denen die Natur das Spiel ihrer zerstörenden wie ihrer schaffenden Kräfte wiederholt durch das Ringen von Leidenschaft und Vernunft. Langweilig und charakter=

öde muß der Mann sein, den keine Leidenschaften in Bewegung setzen; aber verächtlich und ekelhaft wird Derjenige, der sie nicht beherrschen lernt. Kämpfen wir mit den Nöthen und Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns die Probe auflegen, fest in unseren Vorsätzen und uns selbst treu zu sein. Kämpfen wir mit der Gemeinheit, die alles Schöne und Edle sich gleich zu machen sucht. Kämpfen wir endlich mit jenen zahlreichen Feinden, die länger leben, als die uniformirten, und nie aussterben werden: den Feinden des geistigen Fortschritts, des allgemeinen Menschenrechts, der allseitigen Wahrheit. Dieser Kampf stellt unsere Kraft und unseren Muth auf edlere Proben, als das tobende Gewühl eines Schlachtfeldes, in welchem auch der Beste nur ein blinder, besinnungsloser Mörder unbekannter Opfer wird. Ohne Muth gibt es keine Männlichkeit und Feigheit ist ihr Tod; aber ihr höchster Muth ist der moralische, der Muth der Wahrheit, sowie die moralische Feigheit die schmäblichste Feigheit und die Lüge das unmännlichste Laster ist. Lüge und Männlichkeit — wer unternähme die in Einklang zu bringen? Und doch, wie Viele gibt es die nicht lügen, denen es ein Ehrenpunkt und Charakterbedürfniß ist, daß stets ihre Worte ihren Gedanken entsprechen und ihre Handlungen ihren Worten? Wie Viele, die nur jenen alltäglichen, zum volksthümlichen Motto gewordenen Spruch wahr machen: „Ein Wort, ein Mann“? Wie viele kümmern sich darum, ob, was sie thun, männlich oder unmännlich sei? Ist es männlich, sich beim Widerstreit unvereinbarer Gegensätze mit Halbheiten und Kompromissen abfinden zu lassen, während ein unbeugsames Prinzip Vollständigkeit und Entschiedenheit verlangt? Ist es männlich, sich bei einer

Paradegelegenheit für eine Sache zu enthuſiasmiren, um ſie ſpäter im Stich zu laſſen, wenn für ſie gehandelt werden ſoll? Iſt es männlich, intriguenhaft und heuchleriſch einem eitlen Ehrgeiz zu fröhnen, der in äußeren Stellungen eine höhere Befriedigung findet, als im Bewußtſein innern Werths? Iſt es männlich, alle Thätigkeit des Lebens bloß dem gemeinen Erwerb zu widmen, der keinen Sinn und keine Kraft für edlere Strebenzwecke mehr übrig läßt? Iſt es männlich, ſünliche Genüſſe aſzetiſch zu fliehen, und iſt es männlich, in ihnen ſchwelgeriſch aufzugehen? Iſt es männlich, ein Weiberknecht, und iſt es männlich, ein Weiberhaſſer zu ſein? Dieſe und ähnliche Fragen beantworten ſich ſelbſt, ſobald ſie geſtellt ſind. Doch auf eine andre, die uns Stoff zu einer Schlußbetrachtung liefern ſoll, haben wir etwas näher einzugehen. Es iſt die ernſte Frage: iſt e s m ä n n l i c h, das Weib zur Unterordnung zu verurtheilen und ihm die Gleichberechtigung zu verſagen? Wenn ſchon im Allgemeinen der Mangel an Großmuth gegen den Wehrloſen und der Mißbrauch der überlegenen Stärke als eines Rechts gegen Schwächere für unmännlich gilt, ſo kenne ich nichts Unmännlicheres in der Welt, als die egoiſtiſche Beſtreitung der Gleichberechtigung von Weſen, deren Gleichwürdigkeit wir nicht in Frage ſtellen können, die uns überdieß unentbehrlich ſind wie das eigene Leben, die wir im Zuſtande der Exaltation zu Engeln und Göttinnen erheben und denen wir, um ihre Gunſt zu erlangen, nach dem gewöhnlichen Kunſtausdruck der Don Juans „zu Füßen liegen“. Iſt es etwa männlicher, einem unberechtigten, als einem gleichberechtigten Weſen „zu Füßen zu

liegen“? Ich mögte solch ein fußfälliges Männlichkeitsmuster in dem Augenblick, wo er demüthigen Blicks vor der Angebeteten das Knie beugt, eine der üblichen Deklarationen über die „weibliche Sphäre“ abgeben hören. Der alleinberechtigte Herr knieend vor der unberechtigten Dienerin, von der er kriechend ein gnädiges Lächeln zu erschmeicheln sucht, um später gegen sie den brutalen Tyrannen oder den herzlosen Betrüger zu spielen! Welche Musterprobe der Männlichkeit! Jedes Gänschen mit einem hübschen Gesicht kann sich täglich den Spaß machen, einen grimmbärtigen Herrn der Schöpfung solche Probe ablegen zu lassen, um dann durch höhnische Abweisung an ihm ihre Rechtlosigkeit zu rächen. In der That, nirgendwo leidet die stolze Männlichkeit, die sich so souverain über das entrechtete Weib erhebt, häufiger und kläglicher Schiffbruch, als grade diesem schwachen Weibe gegenüber, ohne welches das „starke Geschlecht“ sich so verzweifelt verlassen fühlen würde, daß es sein eigenes Dasein verfluchen müßte. Leider trifft der größte Theil des Fluchs noch immer das schwache, dessen entsetzliches Loos voll Elend, Kummer und Schande in Hunderten von Millionen seiner erniedrigten Mitglieder die männliche Nothheit, Gewissenlosigkeit und Gemeinheit verklagt. Wenn die Menschheit 100,000 Jahre alt ist, so haben wir Männer an den Weibern ein 100,000-jähriges Unrecht gut zu machen und das können wir nur, indem wir ihnen in der vollsten Gleichberechtigung die Gelegenheit sichern, nicht bloß ihr eigenes Loos zu bessern, sondern auch uns Unwürdige ihrer würdig machen zu helfen. Welche Selbstverblendung des Egoismus gehört dazu, nicht durch den ungeheuerlichen Widerspruch überrascht zu werden, daß

der Mann sich der Rechtsverweigerung am Hartnäckigsten und Gehässigsten da schuldig macht, wo er durch die zar-
testen Rücksichten und die mächtigste Neigung beherrscht
zu werden behauptet! Dem verachteten Neger gesteht er
sein Recht zu, weil er durch die Noth der Verhältnisse ge-
zwungen ist; dem vergötterten Weibe verweigert er es,
weil demselben keine zwingende Noth zur Seite steht, die
dem Neger zu Hülfe kam. Also auch unter der Für-
sprache seiner mächtigsten, unwiderstehlichsten Gefühle
kann nur der Zwang, nicht ein freier Entschluß, ihn zur
Anerkennung und Bewilligung von Rechten bringen, die
er mit keinen Vernunftgründen zu bestreiten vermag.
Haben wir darin nicht die schmählische Thatsache zu kon-
statiren, daß das ganze männliche Geschlecht in blindem
Egoismus sich auf das nämliche tausendjährige historische
Unrecht stützt, dessen unsinnige und frevelhafte Geltend-
machung wir den Feudalen und Fürsten zum Vorwurf
machen? Die gründliche Zerstörung jenes Egoismus,
die vollständige Verzichtleistung auf jedes Vorrecht und die
daraus hervorgehende freie Vereinigung des souverainen
Weibes mit dem souverainen Manne wird die Einleitung
eines neuen, eines edleren, schöneren und glücklicheren
Lebens für die Menschheit sein. Es ist nicht schwer, nach-
zuweisen, daß die Erniedrigung des Weibes nicht bloß
Hauptsymptom, sondern auch Hauptursache der sozialen
und moralischen Verkommenheit der Gesellschaft ist. Seine
Erhebung aber wird ihre Erlösung und allgemeine Ver-
edlung sein. Und wie wir auch sinnen mögen, uns ein
ideales Bild der künftigen Menschheit zu entwerfen, ihr
schönster Schmuck und ihr höchstes Glück wird in dem,
aus der Gleichberechtigung hervorgehenden veredelten

Verhältniß der beiden Geschlechter bestehen. Schon Göthe hat das Weib zur Trägerinn des Idealen erklärt, das er in der Männerwelt vermißte, und Geister, die solcher Erkenntniß unfähig waren, zeigten sich auch stets unfähig, das menschliche Dasein mit dem Gange der Welt zu versöhnen. Lassen Sie mich auf ein Paar bemerkenswerthe Erscheinungen der neuesten Zeit aufmerksam machen. Der Philosoph Schopenhauer war ein Weiberhaßer. Ein Nachfolger desselben, von Hartmann, ein blafirter Berliner und Sohn eines Generals, ist ein Weiberverächter, der dem Manne, gleich dem bewußtlosen Thier, das Privilegium ertheilt, seine s. g. Liebe mit der Befriedigung der sinnlichen Begierde abzuschließen, worein sich das liebende Weib natürlich zu fügen hat. Und was ist der Sinn, die Moral, die Schlußfolgerung der „pessimistischen“ Philosophie dieser beiden Weiberfeinde? Mit kurzen Worten, die trostlose Lehre, daß die Welt besser thäte gar nicht zu existiren und daß es im Grunde gar nicht der Mühe werth ist zu leben. Allerdings ist das Leben der Erhaltung nicht werth, wenn wir seinen schönsten Theil nicht zu schätzen wissen oder mit Füßen treten, wie es bisher trotz allen Liebesgedichten und Romanen die Rohheit oder Blafirtheit der Männer gethan hat. Jede Welt- und Lebensphilosophie, die auf Verzweiflung hinausführt, muß ungesund, naturwidrig und falsch sein, da ein, solche Verzweiflung begründender Widerspruch und als dessen Konsequenz eine Selbstzerstörung des Weltlebens, dessen Theil das unsrige ist, undenkbar bleibt. Alles, was wir als denkende Ausgeburt der Welt bedürfen, muß sie uns auch bieten auf dem Platz, auf den wir durch ihre Entwicklung gestellt sind.

Alle Phantasieen von einem Himmel und einem andren Leben sind für uns abgethan. Außerhalb der Menschheit gibt es für uns keine Zwecke, keine Hoffnungen, keine Zukunft, keine Ideale. Hier, auf diesem Planeten, muß unser Dasein sich erfüllen und unsere Befriedigung zu suchen sein. Wo aber und bei wem sollen wir sie finden, wenn nicht im Leben mit unseres Gleichen? Und welche edlere und vollständigere Befriedigung könnte dieses Leben und die ganze Natur dem Menschen bieten, als die wahre Liebe von Mann und Weib? In diesem Verhältniß müssen die Bestrebungen wie die Reformergebnisse der Zukunft ihren gipfelnden Höhepunkt und ihre schönsten Erfolge finden. Die Menschen nicht bloß zum Wissen und Denken, zum Arbeiten und Schaffen, sondern auch sie zur Liebe zu erziehen, zu deren Zerstörung das jetzige schmutzversunkene Leben wie berechnet erscheint, das wird die schönste und lohnendste Aufgabe der künftigen Gesellschaft sein. Unter der Erziehung zur Liebe ist aber nicht der Unterricht in der „Kunst zu lieben“ zu verstehen, wie ihn der frivole Ovid erteilt, sondern eine Erziehung, welche alle Bedingungen einer wahren Ehe von Jugend ab zu sichern sucht, welche die Liebe von allen beschränkten Vorurtheilen und Heucheleien befreit, aber die freie Jungfrau in die Arme des unverdorbenen Mannes führt und beiden lehrt, in einer innigen und dauernden Vereinigung die schönste Bestimmung und ihr einziges wahres Glück zu finden. Was wir jetzt reformiren und erstreben, es wird einst auf ein solches Ziel hinausführen, in wie ferner Zukunft dasselbe auch liegen mag, und wie wenig Hoffnung wir selbst auch haben mögen, es erreicht zu sehen.

Das kann uns weder entmuthigen, noch unser Interesse abschwächen. Ist es im Reich der Ideen nicht immer die in Gedanken vorweggenommene bessere Zukunft, die das reformatorische Streben bejeelt und unterhält? Liegen nicht die höchsten Ziele, nach denen die Geister ringen, immer über das Grab hinaus? Und hat darum das Ringen nach ihnen weniger Reiz und Werth? Wo wir das Erstrebte als Erreichtes selbst erleben, sehen wir stets die Wirklichkeit von dem Erwarteten einen Abzug machen, der als Anstoß zu weiterem Streben zu dienen hat; nur, was wir in dem vorausblickenden wie in dem zurückblickenden Gedanken erleben, erleben wir unverkümmert, rein und ungetrübt.

Die rechtliche Stellung der Weiber

und

die geschlechtlichen Verhältnisse.

Adresse an eine unbekannte Leserin.

Es weht trotz allen reaktionären Vorkehrungen ein Geist der Freiheit durch die Welt, welcher von allen Lügen den Schleier und von allen Kertern die Dächer wegrißt, um der Menschheit zu zeigen, wie viel Wahrheit sie verkannt und wie viel Recht sie erdrückt hat. Es ist ein trauriges Geschäft, ihn auf seinem Flug zu begleiten und die zahllosen Verirrungen der Menschheit aufzuzählen; aber es ist eine unabweisliche Pflicht, das Gezelebene zu berichten und mitzuarbeiten an der Aenderung dieser versunkenen Welt.

Nicht bloß von den Kertern vielgenannter Märtyrer, auch von den Kammern ungenannter Märtyrerinnen hat die Zeit das verhüllende Dach weggerissen. Mehr als die Hälfte Ihres Geschlechts besteht aus Märtyrerinnen,

ja die Geschichte Ihres Geschlechts ist eine fortlaufende Märtyrergeschichte. Und während andere Unterdrückte ihre Leiden in der flüchtigen Geschichte von Staaten und Nationen lesen, können die Weiber die ihrigen nur einreihen in die lange Geschichte der Menschheit.

Man hat begonnen, Dieß zu erkennen und unter den Weibern selbst sind endlich die Kämpferinnen erstanden, welche verlangen, daß die Zeit der Knechtschaft und der Leiden durch eine Zeit der Freiheit und der Rechte abgelöst werde. Namentlich in Amerika bilden die neuen Amazonen, welche die Männer zu humanisiren suchen wie die früheren sie zu tödten suchten, eine sehr achtenswerthe Phalanx.

Und eben hier eröffnet sich für sie ein angemessenes Kampffeld; eben hier aber ist es auch möglich, dieß Kampffeld zu vereinigen mit der Arena der Männer. Gerade in Amerika, wo so viele Fragen schon erledigt sind, die in Europa noch die Anstrengung aller Kräfte erfordern, ist es für die Männer am Ort, sich mit der wichtigen Frage der Weiberemanzipation zu beschäftigen; grade hier sollten die wahren Demokraten es sich zur Aufgabe machen, die Erörterung über dieß interessante und vielverspottete Thema zum Abschluß zu bringen. Es ist eine schreiende Anomalie, für die Sklavenemanzipation zu schwärmen und die Weiberemanzipation bloß zu verlachen.

Ich erühne mich zu dem Versuch, mein Schärfflein zu dem angeregten Werk beizutragen. Ich werde dabei möglichst klar, möglichst radikal, möglichst kurz, möglichst gerecht, aber auch möglichst offen zu sein mich bestreben. Auf jeden Fall, geehrte Leserin, bin ich überzeugt, daß

ich neue Gesichtspunkte aufzustellen habe, die Ihre Berücksichtigung verdienen.

Wer Sie aber auch seien, lassen Sie sich, wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit diesen Blättern zuwenden, dadurch bewegen, öffentlich Ihre Meinung über eine gemeinsame, wichtige Angelegenheit zu sagen. Aber offen, wahr und rückhaltlos, wie es hier geschehen wird. Falsche Scham ist nicht bloß eine Schwäche, sondern auch ein Vergehen, indem sie Dasjenige verdächtigt, was sie zu verhüllen sucht. So lang wir uns noch scheuen, über menschliche Dinge menschlich zu reden, haben wir es nicht zu wirklichen Menschen gebracht; so lang wir noch vor lauter „Sittlichkeit“ zu Heuchlern werden, haben wir keinen Begriff von wahrer Sittlichkeit; so lang wir noch die Bildung in der Unnatur suchen, haben wir keine Ursache, uns unserer Bildung zu rühmen. Was aber die rechtliche Frage betrifft, um die es sich hier handelt, so ist zur Beantwortung derselben eine radikale, rückhaltlose Erörterung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander ein wesentliches Erfoderniß.

Drei Klippen sind es, an welchen die Wahrhaftigkeit unserer Welt, namentlich unserer Männer, zu Schanden zu werden und in die unausstehlichste, verächtlichste Heuchelei umzuschlagen pflegt: die R e v o l u t i o n , die R e l i g i o n und die L i e b e . Tausende wollen die Revolution und heucheln Geizlichkeit; Tausende sind ohne Religion und gehen in die Kirche; Tausende schleichen der heimlichen Befriedigung ihrer Geschlechtsbegierde nach und besleißigen sich äußerlich der größten Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Dem Verfasser dieser Zeilen werden Sie keine Heuchelei verzuwerfen haben.

Er hat sich vollständig ausgesprochen in Bezug auf die Revolution; er hat es gethan in Bezug auf die Religion und er thut es jetzt in Bezug auf die beiden Geschlechter. Unterstützen Sie ihn durch Erwiederung seiner Aufrichtigkeit, helfen Sie ihm die Natur und die Bedürfnisse beider Geschlechter prüfen und demnach die Forderungen feststellen, die das Ihrige zu machen hat. Sie werden mit mir die Genugthuung theilen, daß Der, welcher vor aller Welt und trotz aller Welt seine Ueberzeugung offen und vollständig ausspricht, nicht bloß größer handelt, sondern auch erfolgreicher wirkt, als alle Zurückhaltung der Klugheit und alle Heuchelei der Feigheit vermag.

Es handelt sich hier nicht bloß darum, Menschenthum und Rechtsbewußtsein von den Schlacken falscher Moral und roher Befangenheit zu reinigen; auch beschränkt sich unsere Aufgabe nicht darauf, Liebe und Ehe zu retten, die in dieser feilen und frommen Welt gänzlich unterzugehen drohen; es kommt zugleich darauf an, Ihrem Geschlechte eine Perspektive über die Gesellschaft zu eröffnen, welche ihm die Zeit wahrer Freiheit, der unsere Entwicklung entgegenstrebt, in der Gesellschaft anweisen muß. Es wird sich ergeben, daß das Recht, das Glück und die Bestimmung des Weibes noch mehr auf die Erringung der ganzen Freiheit verwiesen ist, als die des Mannes, der wenigstens in dem Kampf um die Freiheit theilweise einen Ersatz für dieselbe findet, und daß das Verhältniß beider Geschlechter zu einander nur auf dem Höhepunkt der staatlichen Entwicklung, von welcher auch Nordamerika noch weit genug entfernt ist, seine wahre Gestalt annehmen kann.

Geschichtlicher Ueberblick über die rechtliche Stellung der Weiber.

In der Regel zieht die Geschichte die Weiber nur so fern in Betracht, als sie gelegentlich in die Geschichte der Männer offenkundig eingreifen. Die weibliche Hälfte der Menschheit pflegt man zu übergehen wie eine überflüssige Zuthat. Die Weiber sind schwach, sie schweigen, sie dulden, sie revolutioniren nicht und Das genügt, um sie der Nichtachtung auszusetzen, sie geschichtlich unzurechnungsfähig zu machen. Es wäre von großem Interesse, eine von radikalen Gesichtspunkten ausgehende Geschichte der Stellung zu schreiben, welche die Weiber bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeitaltern in geselliger, politischer und literarischer Beziehung eingenommen haben. Ich würde mich diesem Unternehmen unterziehen, fehlten mir dazu nicht die nöthige Belesenheit, die nöthigen Materialien und zur Ausbeutung der letzteren die nöthige Muße. Ich begnüge mich daher mit einem kurzen Ueberblick nach spärlichen Notizen und Erinnerungen, um wenigstens den leitenden Gedanken zu unterstützen, daß die Stellung der Weiber, abhängig vom Standpunkte der Kultur und der Freiheit ihres Volkes überhaupt, erst in derjenigen Zukunft eine ganz richtige und würdige sein könne, welche die Unterordnung des Rechts der rohen Stärke unter das Recht der Humanität wird zur Wahrheit gemacht haben.

Bei der geschichtlichen Rückschau, wobei wir uns nicht stets an die Chronologie, sondern nur an die Kulturstufen der verschiedenen Völker halten können, treten wir zuerst unter die Wilden. Es wird dabei gleich sein, ob wir uns

Exemplare aus dem jetzigen Afrika betrachten, oder ob wir uns die ältesten Völker der Geschichte in den Zustand der Wildheit zurückdenken. Die Wilden sind sich überall ziemlich gleich und daß alle Völker einst im Zustand der Wildheit gelebt haben, bezweifeln sogar Diejenigen nicht, welche glauben, der Mensch sei von einem „Gott“, dem Inbegriff aller Weisheit und Kultur, einst fix und fertig auf die Welt gesetzt worden. Dem Wilden ist die physische Kraft gleichbedeutend mit dem Recht, und da der Mann von Natur mehr physische Kraft und aggressive Leidenschaft hat, als das Weib, so ergibt sich die Unterordnung des letzteren von selbst. (Bei den Thieren scheint die Natur dieß Verhältniß dadurch ausgeglichen zu haben, daß die Weibchen mancher Thierarten größer sind als die Männchen.) Der Wilde gesellt sich die Frau zu, weil sein Geschlechtsbedürfniß sie verlangt, und verfügt über sie, weil er der Stärkere ist. Dieses Verfügen geht mitunter so weit, daß der Leib des Weibes gradezu wie ein Möbel behandelt und sogar hier und da durch eine barbarische Schneiderkunst vor fremder Berührung gesichert wird. Bei den meisten Wilden ist das Weib, außer Beischläferin, zugleich Sklavinn und Lastthier des Mannes. Auch entspricht dem Zustand der Wildheit die Vielweiberei; die Vielmännerei*) dagegen findet sich selten, vielmehr wird, als natürliche Folge der Annäherung des Stärkern, fast überall auf Seiten der Weiber der

*) Sie soll eine Zeit lang bei den alten Medern bestanden haben und heutiges Tages nur noch auf der malabarischen Küste so wie am Himalaya zu finden sein, wo sie hauptsächlich durch die Schwierigkeit der Kinderernährung aufrecht erhalten wird.

Ehebruch als Verbrechen behandelt, während ein männlicher Ehebruch gar nicht existirt. Trotz der Vielweiberei übrigens macht sich auch bei den Wilden eine Auswahl, eine Unterscheidung und ein zeitliches Anschließcn an eine einzige Person bemerkbar. Rousseau bestreitet dieß zwar indem er behauptet, daß bei dem Wilden jedes Weib gleiche Geltung habe; es ist jedoch thatsächlich nachzuweisen und zugleich durch Abstraktion leicht zu begründen, daß auch der roheste Wilde Sinn und Unterscheidungs-gabe für Vorzüge und ihm entsprechende Eigenschaften dieses oder jenes Weibes, sowie das Bedürfniß habe, sich mit der Bevorzugten enger zu verbinden. Auch die Analogie der Thiere spricht hierfür, da bei vielen Thieren eine völlig ausschließliche, eheliche Verbindung wenigstens für die Zeugungsperiode besteht. Warum auf diese That-sachen besonderes Gewicht zu legen, wird bei Besprechung der Ehe klar werden.

Auf den Zustand der Wildheit folgt derjenige der ersten Kulturordnung, in welchem der Mensch sich ansiedelt, sich ein Familienleben bildet und danach das Weib mehr als ein Familienglied, aber natürlich ohne alle Selbstständigkeit, figurirt. Sie bleibt vielmehr trotz der Familienstellung völlig unfrei, wird in einem Harem eingeschlossen und eifersüchtig bewacht. Sie vertauscht die offene Sklaverei mit der heimlichen; sie bleibt nach wie vor Werkzeug des Mannes, nur nach bestimmteren Regeln und Gesetzen eines äußeren Anstandes. Im Harem tritt die Bevorzugung Einzelner, die schon bei den Wilden bemerkbar war, bestimmter hervor, obschon sie auch hier nicht eine eigentliche Ehe herbeiführt. Dieser Zustand ist übrigens ein spezifisch orientalischer. Doch bestanden im

Orient so vielartige Erniedrigungen der Weiber, daß sich ihre soziale Stellung nicht mit Einem Wort bezeichnen läßt. Bei den Babylonieru wurden die heirathsfähigen Mädchen auf den Markt gebracht, von den Männern wie andere Waaren untersucht und angesteigert. Auch war es Gebrauch, daß sich jede Frau im Tempel der Mylitta gegen Geld, das die Pfaffen erhielten, den Fremden hingeben mußte. Bei den Perseru schaffte Zoroaster die Vielweiberei ab, nachdem die Haremswirthschast ihre höchste Blüthe erreicht hatte. Bei den Juden bestand bekanntlich auch Vielweiberei und Weiberhandel. Der Mosaische Preis für ein hübsches Weib war etwa ein Louisd'or. Wollte sich der Mann des Weibes entledigen, so stieß er sie vor die Thüre.

Die folgende Stufe zeigt uns das Weib als selbstständige Hausfrau in freierer Bewegung und höher geachtet. Die homerischen Darstellungen werfen auf diese Stufe das beste Licht. Die Frau ist nicht mehr bewacht, wie im Harem, wo der Mann sie nach Lust und Laune besucht, sondern sie hat auch freien Zutritt zum Manne. Sie hat das Departement des Innern, ist die Wirthinn des Hauses und macht den Gästen gegenüber die Honneurs. Aber trotz dieser günstigeren Stellung fußen die Rechte, welche dem Weibe eingeräumt sind, nur im Interesse und Willen des Mannes, nicht in einer eigentlichen sittlichen Anerkennung. Die Rechtlosigkeit der Weiber ging vielmehr auf dieser Stufe noch so weit, daß die Söhne die Befugniß hatten, ihre Mütter beliebig zu verheirathen; die Männer nahmen sich beliebig Weischläferinnen u. s. w.

Eine weitere Entwicklung bezeichnete der Uebergang von der Privatverfügung über das Weib zur öffent-

Lichen, zur politischen Verfügung. Mit einem wahrhaft klassischen Despotismus gingen in dieser Beziehung die Spartaner voran. Bei ihnen verschwand jede Rücksicht auf die Natur, auf die Menschlichkeit, auf die Sittlichkeit, auf die Freiheit, vor der Rücksicht auf denjenigen Staat, den Lykurg in's Leben gerufen zu haben scheint um zu zeigen, daß die Menschen einem energischen Geist das Material zur Realisirung jeder Uebertreibung abgeben können. Den Spartanern dienten die Weiber nur zur Erzeugung von Kindern, von jungen Spartanern. Ließen sich die Kinder durch eine Mühle oder eine andere Maschine zur Welt bringen, die Spartaner hätten die Weiber abgeschafft, um an ihrer Stelle Staats-Kindermühlen einzuführen. Dem rein politischen oder patriotischen Zweck gemäß, welcher nur kriegerische Männlichkeit und roh republikanische Abhärtung verlangte, erhielten bei ihnen die Weiber eine durchaus männliche Erziehung, und damit sie ja vor der Gefahr bewahrt blieben, die Männer zu verweichlichen und durch ihre Reize zu viel zu beschäftigen, wurden sie nach der Verheirathung zur Wollfabrikation abgerichtet und wie Fabrikinstrumente behandelt. Das Weib als Weib existirte in Sparta nicht; das Weibliche war vielmehr sein Fehler und dieser Fehler wurde korrigirt durch Barbarismus. Eine eigentliche Ehe kannten die Spartaner nicht. Die Männer durften die Frauen nur auf wenige Minuten besuchen: es galt nur, Kinder zu zeugen. Schwache oder alte Männer führten vermöge ihres Verfügungsrechts ihren Frauen tüchtige Kindererzeuger zu und wem eine Frau besonders gefiel, der fragte, nicht sie, sondern ihren Mann um 'ie Erlaubniß, mit ihr ein „edles Kind“ zu erzeugen — Alles

den Staatszwecken gemäß, welche jede andre Rücksicht verdrängt hatten und die Frage nach der Existenz einer freien Neigung des Weibes gar nicht aufkommen ließen.

Die Spartaner liefern das klassischste Beispiel derjenigen Verirrung, welche der Begeisterung für einen politischen Zweck den Zweck alles politischen Strebens, nämlich das Menschliche, opfert, weil sie die menschliche Natur nicht um Rath fragt. Die Weiber sind, so lang die Welt steht, die Opfer dieser Verirrung auf der einen und der sultanischen Rohheit auf der andern Seite gewesen und es ist zweifelhaft, ob sie sich mehr über die Sultane, oder über die Spartaner zu beklagen haben.

Eine mildere und humanere Form nahm die Behandlung des Weibes bei den zivilisirteren, ästhetischeren Atheniensen an. Aber von einer eigentlichen Anerkennung des Weibes war selbst bei demjenigen Volke keine Rede, welches das Ideal des schönen Geschlechtes in der Liebesgöttinn verehrte, welches die Liebe am Menschlichsten unter allen Völkern auffaßte, welches die schönste, mit den anziehendsten Liebesromanen geschmückte Mythologie ausbildete und welches in seinen Poesien die weiblichen Vorzüge oft mit dem klarsten Bewußtsein darstellte. Auch bei den Atheniensen war der Staat gewissermaßen Despot; der Staat, durch seinen Gegensatz gegen das feindliche Ausland noch besonders hervorgehoben, war die weltliche Gottheit, welcher Alles zum Opfer gebracht wurde, was nicht zu ihren Priestern gehörte, und diese Priester waren natürlich die Männer, zu den Opfern gehörten die Weiber. Auch die Athenienser faßten den Staat als Zweck, nicht als Mittel zu Zwecken auf; sie machten ihn zum Gegenstand einer Religion statt zu einem

bloßen Rahmen der Gesellschaft. Ueberdieß war der Staat, die Republik, beständig in Frage gestellt, bald durch inländische, bald durch ausländische Tyrannen. Wer aber rettete den Staat, wer war zu seiner Rettung berufen? Diejenigen, welche von Natur die nöthige Kraft, die kriegerische Leidenschaft besaßen. Wer waren diese? Die Männer! Folglich — waren die Weiber weniger fähig, weniger berechtigt und weniger werth, als die Männer! Eine solche Logik bildet sich in der Praxis ganz natürlich aus, wenn sie auch nicht ausdrücklich festgestellt wird, und das „Recht des Stärkern“ ist ihr ganzes Geheimniß.

Weiber, die sich durch Geist oder Tugenden auszeichnen, waren zwar bei den Atheniensern hoch geachtet und die Anerkennung der ausgezeichnetsten Männer war ihnen jedenfalls gesichert. Aber Aspasiën waren auch in Athen nicht zahlreich und solche Ausnahmen, welche das gesellschaftliche Leben darbot, milderten nicht die ungünstige Stellung, welche den Weibern die Gesetzgebung und der allgemeine Begriff anwies. Schon die Eintheilung, welche man mit ihnen (wie zum Theil auch mit den Männern) vernahm, läßt einen Schluß auf ihre Abhängigkeit und Rechtlosigkeit thun. Sie bestanden bekanntlich aus drei Klassen: den Sklavinnen, den Freigelassenen (aus welcher Klasse gewöhnlich die Hetären hervorgingen) und dann aus den freigeborenen Athenienserinnen. Es versteht sich von selbst, daß die beiden ersten Klassen eine untergeordnete Stellung auch der letzten Klasse gegenüber einnahmen. Aber den Männern gegenüber waren selbst die Freigeborenen halbe Sklavinnen. Die solonischen Gesetze liefern für ihre Stellung den besten Maßstab. Sie er-

kennen weder ein Recht noch eine Neigung des Weibes an. Väter, Brüder und Vormünder konnten ihre Töchter, Schwestern und Mündel beliebig verloben. Die Verwandten reicher Erbinnen hatten das Recht, dieselben gerichtlich als Ehefrauen zu verlangen, um die Reichthümer in der Familie zu behalten. Starb ein Mann ohne Kinder, so hatten die nächsten Verwandten das Recht auf sein Vermögen. Frauen, Töchter und Schwestern, die man auf einer „unehrbaren“ Handlung ertappte, durften von ihren Vätern und Brüdern als Sklavinnen verkauft werden. Ausschweifungen des Mannes nebenbei galten dagegen nicht für Ehebruch. Solon sagt: „nimm ein einziges eheliches Bürgerkind zum Weibe, um Kinder zu zeugen“. Damit erschöpft er seinen ganzen Begriff von Ehe und ehelicher Sittlichkeit. Er hätte sagen können: „nach unseren Gesetzen und Begriffen ist die Beschränkung der legitimen Kindererzeugung auf das eheliche Verhältniß zwischen dem Mann und der freigebornen Frau nöthig; nebenbei kann aber der Mann Hetären halten, so viel ihm beliebt. Die Frau übrigens würde eine Nebenliebhaberei mit der Freiheit oder mit dem Leben büßen.“

Unter den Athenern war es auch eine Zeit lang Gebrauch, die Frauen zu verleihen. So soll sogar Sokrates seine Kantippe dem Alkibiades geliehen haben, wozu er freilich nach den Berichten, die über diese Dame kursiren, keiner besondern Selbstüberwindung bedurft haben kann.

Die in Bezug auf die Weiber wahrhaft barbarischen solonischen Gesetze gingen größtentheils aus patriarchalischen Begriffen hervor. Nach ihnen waren unter Anderm

auch Ehen innerhalb der Familie erlaubt, wenn der Patriarch sie genehmigte oder anordnete, und das Recht des Familienhauptes ging so weit, daß der Vater über Leben und Tod seiner neugeborenen Kinder entscheiden, oder sie der Familienrechte völlig berauben konnte.

Es ist von Interesse, hier von den Ansichten der griechischen Schriftsteller über die Weiber und ihre Stellung, sowie über die Ehe, Notiz zu nehmen. Es mögen daher einige sprechende Stellen, und zwar nicht aus Dichtern, sondern aus politischen und philosophischen Prosaikern, eingeschaltet werden.

Demosthenes sagt sehr kündig und ächt solonisch: „Die Ehefrau ist ein Werkzeug zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder und zur Besorgung des Hauswesens.“ Die cynisch-staatsmännische Geringschätzung, die der größte Redner in diesen Worten ausspricht, läßt einen sehr klaren Blick in die damaligen Begriffe von Recht und Würde des Weibes thun. Demosthenes steht auf gleichem Standpunkt mit dem Diogenes, der das Weib ein nothwendiges Uebel nannte.

Thukydides ist der Meinung, „diejenige Gattin verdiene das höchste Lob, von der man außerhalb des Hauses weder Gutes noch Böses höre“ — also gleichsam eine häusliche Pflanze, eine vegetirende Stubenwächterin, die ihrem Mann als „Werkzeug“ so gut wie möglich dient, sich sonst aber um nichts zu kümmern hat. Diese Meinung ist dem Thukydides häufig nachgebetet worden und man hat dabei übersehen, daß man einen Unsinn und eine Barbarei in Einem Worte nachbetete.

Xenophon denkt zwar ziemlich human über die Weiber, aber doch erscheinen sie ihm als Wesen, deren sich

die Männer aus Neigung oder Mitleid gleichsam annehmen. Seine Ansicht über ihre Inferiorität drückt er in seinem „Gastmal“ in dem Satz aus: „Zeus hat die Weiber, die er geliebt, in der Klasse der Sterblichen zurückgelassen, die Männer aber, denen er zugethan war, hat er unter die Götter erhoben.“ Vielleicht ließe sich sein Beweis durch die Galanterie umstoßen, daß liebenswürdige Weiber der Erhebung unter die Götter nicht erst bedurft haben.

Aristoteles denkt höher, als Xenophon. Er sagt u. A. : „die leitende Klugheit ist dem Mann, als Führer, zuzuschreiben. Alle übrigen Tugenden sind beiden Geschlechtern gemein. Die Frau ist dem Manne untergeben, aber dennoch frei, und das Recht, einen guten Rath zu ertheilen (!), kann ihr nicht abgesprochen werden.“ Sie gibt den Stoff her, den der Mann verarbeitet.“

„Die Frau ist durchaus nicht als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken des Mannes zu betrachten.“

„Die Gatten sollen gemeinschaftlich für ihren Unterhalt sorgen. Sie gehen einander zur Hand, sie bringen ihr Eigenthum zusammen, ihre Verbindung beruht auf gemeinschaftlichem Nutzen und Vergnügen.“

Aristoteles verlangt, daß der Mann zur Vertheidigung seiner Frau Gut und Blut einsetze und ihr treu und standhaft anhangen bis in den Tod. In Bezug auf die Keuschheit legt er dem Manne gleiche Pflichten wie der Frau auf.

Am Meisten hat sich mit den Weibern Platon beschäftigt. Er stellt viel Widersprechendes und Extravagantes auf. Das Hauptsächlichste von Dem, was hier in Betracht kommt, ist in Folgendem zusammengedrängt und

zeugt mitunter von einer so rohen Auffassung des geschlechtlichen Verhältnisses, daß man kaum begreift, wie der poetische Platon dazu gelangen konnte.

Das oberste Prinzip im Menschen, die Vernunft, ist nach ihm bei Mann und Weib gleich, aber die unter der Leitung der Vernunft stehenden Kräfte und Fähigkeiten sind physisch wie psychisch beim Weibe schwächer, mithin ist dasselbe weniger fähig, sich der Vollkommenheit zu nähern, die aus einer Harmonie aller Kräfte hervorgeht. (Die Logik dieses Beweises läßt sich vielleicht durch folgendes Beispiel klar machen. Der Habicht und die Taube sind beide gleich flug, aber der Schnabel und die Klauen der Taube sind weit schwächer, als die des Habichts. Folglich ist die Taube als Taube nicht so vollkommen wie der Habicht als Habicht.) Man sieht, auch Platon legt an die Eigenschaften des Weibes nicht den menschlichen oder weiblichen, sondern nur den männlichen Maßstab, eine widersinnige Annahme, die auch jetzt noch das Urtheil der meisten Männer diktiert. Platons Standpunkt zeigt sich noch deutlicher in der Phantasie (im „Phädrus“), daß Männer, die ein verworfenes Leben geführt, nach dem Tode Weiber werden — ein schlechtes Kompliment für das Geschlecht, von dem Göthe sagt: „das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

In der „Republik“ dagegen sagt Platon: „die Weiber sind körperlich etwas schwächer, als die Männer, übrigens aber zu allen Geschäften eben so geschickt wie sie. Damit sie zur Anwendung ihrer Fähigkeiten in Stand gesetzt werden, müssen sie die Erziehung der Jünglinge erhalten, nicht schamhaft ihren Körper bekleiden, gemeinschaftliche Uebungen mitmachen“ u. s. w. „Ich verlange eine gleiche

Bestimmung für die Weiber wie für die Männer. (Es fehlt bloß, daß Platon es für die Bestimmung des Weibes erklärt, ein Mann zu werden. Vielleicht ist er es, der die Verirrung in Gang gebracht hat, als Zweck der Emanzipation des Weibes die Verleugnung der Weiblichkeit und die Nachäffung der Männer anzusehen.) Uebrigens muß völlige Weiber g e m e i n s c h a f t herrschen, kein Weib darf einem Einzelnen allein a n g e h ö r e n. (Die Weiber sind also vollständig Eigenthum der Männer.) Auch darf kein Sohn einen besonderen Vater anerkennen. Alle müssen öffentlich mit einander schmausen und beisammen wohnen. Der Staat leitet — und das ist das non plus ultra von Nothheit — offizielle Paarungen von solchen Personen ein, die am geeignetsten zur Kindererzeugung zu sein scheinen. Ist die Zeugung geschehen, so geht man wieder auseinander (— eine förmliche Beschälerordnung.) Die Kinder werden von Staatswegen erzogen, ohne daß sie ihren Müttern bekannt sind, so daß diese in der allgemeinen Kinderstube bald ihre eignen, bald fremde Kinder säugen. In Platon's Republik gibt es kein Eigenthum und keinen Eigennutz. Er ist der Großvater der Kommunisten. Anderwärts stellt er wieder andere Grundsätze auf.

Man sieht aus vorstehenden Auszügen, daß selbst die ausgezeichnetsten Schriftsteller des humansten Volkes der Geschichte es zu keiner ganz würdigen Vorstellung, keiner ganz freien Anschauung und keiner vollständigen Gerechtigkeit in Bezug auf die Natur und Stellung des Weibes gebracht haben. Sogar Aristoteles, der unter allen die würdigsten Grundsätze aufstellt, bringt es nur gleichsam zu einem konstitutionellen Standpunkt, auf welchem er

dem Weibe eine „berathende“ Stimme bei dem regierenden Manne und einen Antheil am „Vermögen“ zugestehet, ohne an ein selbstständiges Recht desselben nur zu denken. Es kommt überall nur als Eigenthum oder Anhängsel des Mannes, nirgendwo als selbstberechtigtes Wesen zur Sprache. Sie alle beurtheilen das Weib nur als Männer, Staatsmänner, Griechen, nicht als Menschen. Das Weib aber ist gerade die unverfälschte Repräsentantin des Kleinmenschlichen, das weder von Staatsverhältnissen noch von Nationalitäten alterirt werden darf.

Als die griechische Freiheit untergegangen war, wuchs das Ansehen der Weiber und der Sinn für die „Verehrung“ derselben. Aber diese Verehrung war eine falsche und ein Produkt verschlechterter Verhältnisse. Die Männer hatten jetzt nicht mehr die frühere Bedeutung, folglich kamen die Weiber ihnen mehr gleich zu stehen; die Männer waren jetzt nicht mehr so viel durch den Staat in Anspruch genommen, folglich konnten sie sich mehr den Weibern zuwenden; die Männer waren jetzt ihrer öffentlichen Bestimmung beraubt, folglich suchten sie Ersatz in der häuslichen Welt. Auch bietet sich den Weibern in Monarchien, worin sie als Spielzeuge der Höfe und als Favoriten der Despoten Bedeutung gewinnen, reichliche Gelegenheit dar, durch Intriguen und Maitressendienste sich eine falsche Geltung zu verschaffen. Auf sie fällt die Gunst des Despoten und von ihnen strahlt die Gunst und Herrlichkeit weiter nach Unten aus. So bildet die Erhebung der Weiber den natürlichen Gegenpol gegen die Demüthigung der Männer und diese kommen in solcher Demüthigung eben so natürlich von früherer Mißachtung der Weiber zu jenem übertreibenden Liebeskultus und

jener sinnlosen Galanterie, wie sie namentlich von Alexandrien aus sich über die griechische Welt verbreitete.

Von den Griechen gehen wir zu den Römern über. Diese behandelten die Weiber ächt spartanisch, nur mit einem noch grelleren Anstrich von Härte und Rohheit, wie er dem strengen Wesen des Römerthums entsprach. Gerade in der besten Zeit der römischen Republik war die Frau nicht viel mehr als die Sklavinn des Mannes*). Sie war vollständig sein Eigenthum, er erlangte sie durch förmlichen Kaufkontrakt und durch Verjährung. Was sie hatte und erwarb, gehörte ihm. Er hielt Familiengericht über sie und konnte sie sogar mit dem Tode bestrafen.

Cato der Ältere drückte seine Achtung vor dem schönen Geschlecht durch die Worte aus: „wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben.“

Die Ehebrecherinn konnte bei den Römern vom Mann auf der Stelle umgebracht werden; auf Seiten des Mannes aber war der Ehebruch kein Vergehen. Später übrigens änderte sich Dieses. Unter Augustus wurde der Ehebruch des Mannes so gut bestraft wie der des Weibes.

*) Zwar war es zu Zeiten Gebrauch, daß die Braut beim Eintritt in das Haus des Mannes sagen mußte: *ubi tu es Cajus, ego Caja sum* (d. h. wo du Herr bist, bin ich Herrinn); aber dieser Gebrauch scheint nur die Bedeutung einer Galanterie gehabt zu haben. Sein bloßes Bestehen, d. i. das Bedürfniß desselben deutet vielleicht schon auf die Voraussetzung des Gegentheils Dessen hin, was jene Worte glauben machen wollen.

Es entsprach in gewissem Sinn dem Kaiserthum, sich der Weiber anzunehmen. Auch mochte man in der Strenge gegen die herabgekommenen Männer ein Mittel gegen die drohend hereinkrechende Sittenlosigkeit zu finden glauben.

Auf die Zeiten der Republik folgte die Zeit der Kaiser und der Sittenlosigkeit, vielleicht der größten, die je existirt hat. Man suchte jetzt in Ausschweifungen aller Art, womit die Despoten in ihrer Langeweile vorangingen, Entschädigung für die verlorne Freiheit und den unterbrochenen Thatenverkehr. Zu Ausschweifungen aber sind Weiber nöthig und was man nöthig hat, läßt man gelten. Die Geltung, welche die Weiber in Zeiten der Sittenlosigkeit erlangen, ist eben so wenig eine Genugthuung für sie, wie diejenige, welche sie als Spielzeuge der Höfe zu finden pflegen. Zur Zeit der römischen Kaiser, wo die Männer entnerbt waren, mußte das Ansehen der Weiber sich natürlich heben. Eine Menge ausgezeichnete Damen spielten bedeutende Rollen an den Höfen und beherrschten durch ausgemergelte Despoten die Völker. Darin aber lag keine Entschädigung für die Rechtlosigkeit des Geschlechts, und daß es einst eine Julia, Messalina, Agrippina, Poppäa, Faustina &c. gegeben, kann dem weiblichen Geschlecht eben so wenig zur Genugthuung reichen, wie daß die spätere Zeit eine Katharina, eine Pompadour, eine Du Barry, eine Lola &c. hervorgebracht hat.

Der Rückschlag gegen die Uebertreibung der Sittenlosigkeit und sinnlichen Verkommenheit unter den römischen Kaisern erfolgte durch das Christenthum, durch die Religion des Mannes, der von keinem Manne gezeugt, von einer Jungfrau geboren worden sein und keinem Weibe

beigewohnt haben soll. Eine Religion, welche die Menschheit aus der lebendigen Welt auf das todte Jenseits verwies, welche den Werth des Irdischen d. h. des Wirklichen vernichtete, welche das Menschenthum in spiritualistischen Phantasien und Schwärmereien auflöste, mußte an die Stelle der Simlichkeit Unsinnlichkeit, an die Stelle der Genußsucht Asketik, an die Stelle der Zügellosigkeit Unnatur einführen. Der einen Uebertreibung die andere entgegensetzend, machte das Christenthum Unsinn zu Vernunft und Unnatur zu Tugend. Wenn die Römer unsittlich waren durch Unmäßigkeit, so waren es die Christen durch Enthaltksamkeit. Was im Besondern die Weiber betrifft, so war die Zeit der Heuchelei, der Unterdrückung und falschen Auffassung ihrer Natur schon angekündigt in der Geschichte einer Frau, die einen Sohn geboren hatte ohne Zuthun eines Mannes und die Funktionen des männlichen Geschlechts den Tauben und Geistern übertrug. Das von den Pfaffen vollens zur Musterlehre der Unnatur und Heuchelei gemachte Christenthum ist eine wahre Kriegspredigt gegen die Geltung des weiblichen Geschlechts, denn was das Weib wahrhaft zum Weibe macht, ist dem Christenthum größtentheils ein Abscheu. Mag auch Christus Ehebrecherinnen und Magdalenen begnadigt haben, seine Ursprungsgeschichte, seine Enthaltksamkeitsmoral, seine Anweisungen auf den Himmel und die Nachwirkungen der mosaischen Barbarei, welche das Christenthum durchdringen (es ist ekelhaft, diese Dinge weitläufig zu behandeln*), bereiten den Weibern ein Loos,

*) Wer als gläubiger Christ das alte Testament liest und das Weib aus einer Rippe des Mannes entstehen

das sich nur auf Unnatur, Unsinn und Barbarei zurückführen läßt.

Die Lehren der Unnatur, welche zunächst dahin führten, das Weib zu meiden, führten folgerichtig in der aufstauenden Rohheit des Mittelalters dazu, das Weib zu verfolgen und zu mißhandeln. In einem Konzil zu Macon (im 6. Jahrhundert) wurde (trotz der Adamsrippe) weitläufig darüber gestritten, ob die Weiber Menschen seien. Dieß mag einen Begriff von der damaligen christlichen Anschauungsweise und Humanität geben. Obschon man selbstergestalt am Menschenthum der Weiber zweifelte, erkannte man es doch nach und nach im Geheimen so eifrig an, daß trotz dem Christenthum im 10. und 11. Jahrhundert die Sittenlosigkeit auf einen Grad stieg, welcher den Pegel im Pful der römischen Kaiserzeit darum vielleicht noch überragte, weil er zugleich durch die ekelhafteste Heuchelei und die frommste Rohheit bezeichnet und erhöht war. Man legte den Weibern, denen man doch so eifrig zusprach, in christlicher Delikatesse und Apprehension etwas Verunreinigendes und Unheiliges bei, verbot den Aermsten sogar das Vergnügen, das Altartuch zu berühren, und machte ihnen zur Pflicht, beim Abendmal Handschuhe anzuziehen. Dafür, daß man sie nicht entbehren konnte, rächte man sich dem Christenthum zu lieb dadurch, daß man sie erniedrigte. Es war den Ehemännern durch Gesetze erlaubt, ihre Weiber zu schlagen und sogar zu verwunden, wenn sie dabei nur nicht ge-

sieht, wird dasselbe leicht nicht bloß als ein Supplement, sondern auch als ein *E i g e n t h u m* des Mannes ansehen lernen. Welcher Mann würde nicht ein Anrecht auf das Produkt seiner Rippe zu haben glauben?

lähmt oder verstümmelt wurden. Der Vater durfte seine Tochter selbst nach der Verheirathung thätlich züchtigen. In der Stadt Bourbon durfte der Ehemann seine Frau ungestraft todt schlagen, wenn er schwur, daß es ihn von Herzen gereue — Alles in Folge der humanen Begriffe, welche jene naturwidrige Lehre erzeugt hatte, die eine naturwidrige allgemeine Menschenliebe predigte und dafür die natürliche Geschlechtsliebe zum Verbrechen machte. Die Scheußlichkeiten, denen die Weiber in Klöstern, Pfaffenbordellen und Inquisitionsanstalten ausgesetzt waren, wollen wir ganz übergehen*). Von der andern Seite legen wir auch kein Gewicht darauf, daß in gewissen Zeiten des Mittelalters einzelne Weiber als Künstlerinnen, Schriftstellerinnen u. j. w. Geltung erlangten. Sie erlangten sie nur gleichsam als Neflex des Mönchthums. Sie galten als *N o n n e n*, nicht als *W e i b e r*.

Nachdem die christliche Mißachtung und Mißhandlung der Weiber bis zum Extrem gelangt war, begann sie im

*) Die Ehe war den christlichen Pfaffen nur ein nothwendiges Uebel, der offene Geschlechtsverkehr ein Abjehen, daher Zölibat, Mönchsleben u. j. w. Einige suchten das Höchste in der Christlichkeit dadurch zu leisten, daß sie sich gradezu entmannten, andere Pfaffen aber gingen im Gegentheil solcher Liebhaberei so weit, daß sie sich das *jus primae noctis* offen zueigneten und mit dem christlichsten Eifer geltend machten. Ehen, die auf diese Weise eingeweicht wurden, sollen besonders gesegnet gewesen und beständig vom heiligen Geist umschwebt werden sein. Bei einigem Nachdenken wird das erklärlich und es wäre auch wunderbar, wenn der heilige Geist nur ein einziges Mal Neigung verspürt haben sollte, sich zu dem Geschlecht herabzulassen, das ihn so dankbar verehrte.

12. und 13. Jahrhundert den Rückzug bis zum entgegengesetzten Extrem, bis zur Verhimmelung und zum Götzendienste. Damit kommen wir in die Zeit jener edlen Ritter, die im einen Augenblick als räuberische Wegelagerer ihre Nebenmenschen todtschlügen und im andern als feufzende Paladine vor ihrer Huldinn auf den Knieen lagen. Daß diese Mondkälber auch in einer spätern Zeit den Damen als Musterbilder der Männlichkeit erscheinen konnten, haben wir jenen verstandlosen Romantikern zu verdanken, welche das Wesen der Poesie in Widersprüchen gegen die Vernunft suchten. Es müßte sonst jedem Kinde eingeleuchtet haben, daß ein Mensch, der von oben bis unten aus Rohheit bestand und dessen Studium nur auf Reiten und Todtschlagen ging, keiner wirklichen edlen Neigung zu einer Frau fähig sein konnte, mogte er auch durch die Modeübertreibung einer gekenhaftesten Galanterie zu der Ueberspanntheit gelangen, sich für seine Huldinn beliebig aus der Welt schaffen zu lassen. Wie zart die Empfindungen dieser Helden in der Praxis waren, beweist u. A. die Thatfache, daß sie nicht selten, wenn sie sich Todtschlagens halber von Hause entfernten, ihren „edlen Frauen“ ein massivgeschmiedetes Schloß zur Erleichterung eines feufchen Lebenswandels an den angebeteten Leib legten.

Was die Ritter als Liebhaber, das waren in mancher Beziehung die Minnesänger u. s. w. als Liebesdichter. Da handelte es sich selten um poetische Einkleidung wirklicher, vor der Vernunft Stand haltender Empfindungen, sondern in der Regel nur um verßißirte Uebertreibungen einer erkünstelten Erregung, um der herrschenden Mode zu genügen. Wie man Galanterie und Todtschlägerei als stereotype Unterhaltung trieb, so handwerkte man auch

in der Unterhaltung, diese Künste zu besingen. Eine wirkliche Anerkennung und Schätzung konnten die Weiber nicht finden in einer Zeit, worin die Männer den höchsten Ruhm in der Kunst suchten, einander von den Pferden zu rennen, oder sich sonst die Hälse zu brechen.

In späterer Zeit zieht namentlich in Frankreich die Stellung der Frauen die Aufmerksamkeit auf sich. Dort nahm dem Volkscharakter gemäß auch die Ritterlichkeit einen geistreicheren Ausdruck und eine graziosere Gestalt an, und von der ritterlichen Galanterie, welche dem Herzog de la Roche Faucault die Verse (über Madame de Longueville) eingab:

Pour mériter son coeur,
Pour plaire à ses beaux yeux
J'ai fait la guerre aux rois,
Je l'aurais faite aux dieux —

ging die Liebe zu den Frauen durch allerlei Phasen der Raffinerie und Frivolität hindurch bis zu jenem geistreichen Verhältniß über, worin zur Zeit der „schönen“ und „starken“ Geister die Ninons und ihre Liebhaber ihr höchstes Glück fanden. Allein auch dieses Verhältniß, auf welchem so oft der Abglanz des Hoflebens lag und das keinen Maßstab für die durchgängige Stellung der Weiber abgeben kann, war selten ein ganz wahres und befriedigendes, überdies nur ein auf gewisse Kreise beschränktes. Es wurde dadurch nur im geselligen Leben eine Sphäre geöffnet, in welcher man Entschädigung für die Entbehrungen des politischen Lebens finden mußte, während die vollständige politische und soziale Freiheit gleichsam die Luft sein muß, in welcher die Blume der Liebe sich entfaltet.

In der französischen Revolution konnte sich kein bestimmtes Verhältniß für die Frauen herausbilden. Sie spielten zwar eine große Rolle darin, so wie denn das französische Volk überhaupt die ausgezeichnetsten Weiber aufzuweisen hat, aber es fehlten auch in Frankreich die theoretischen und geschichtlichen Vorarbeiten, welche die Grundlage einer neuen Stellung des schwächeren Geschlechts bilden konnten, und überdies ging der Revolutionskampf sehr bald in die napoleonische „Heldengeschichte“ über, in welcher natürlich die Weiber durch Soldaten und Waffen in den Hintergrund gedrängt wurden. Das Soldatenthum hat für die Frauen keine andere Stellungen, als die der Huren und Marktenderinnen.

Nach der napoleonischen Zeit haben, wie wir wissen, die Weiber wie die Männer in Zuständen der Halbheit, der Bewußtlosigkeit, der Prostitution und der Philisterei ihr Dasein hingebacht. Der Rechtszustand der Weiber ist noch immer mit drei Worten zu bezeichnen: sie sind geduldet, benutzt und beschützt, so weit und so lang die Männer es für gut finden, und müssen stets hinter den Forderungen und Fortschritten derselben ungefähr eben so weit zurückbleiben, wie ihre physische Stärke hinter der männlichen zurücksteht. Sie sind, wenn auch die über Alterthum und Mittelalter hinweggeschrittene Zeit humanere Sitten oder Formen erzeugt hat, doch noch fast in allen Beziehungen den Männern gegenüber oder im Vergleich mit den Männern rechtlos, und in tausend Fällen, wo der Mann sich emanzipiren darf und kann, bleibt für das Weib die Emanzipation eine Sünde oder Unmöglichkeit. Die bisherige Geschichte der Weiber kann also eigentlich nur eine Geschichte ihrer Rechtlosigkeit sein und

deshalb darf man sich nicht wundern, daß die Männer unterlassen sie zu schreiben. Ein Fortschritt kündigt sich an durch das größere Bedürfniß der Freiheit, welches die Weiber selbst zu erkennen geben. Es hat in keiner Zeit so viel Weiber gegeben, welche eine Emanzipation ihres Geschlechts verlangen, wie in der unsrigen, und dieß ist das erste Erfoderniß, die Emanzipation zu erreichen. Es kommt zunächst darauf an, das Emanzipationsbedürfniß allgemein zum Bewußtsein zu bringen und klare Anschauungen zu verbreiten sowohl über das bestehende Unrecht wie über das zu erringende Recht.

Die Stellung der Weiber ist heute, wie immer, mit der ganzen Verkettung der politischen, der sozialen, der ökonomischen, der religiösen Verhältnisse verknüpft. Es ist daher nöthig, die verschiedenen Zwecke und Bedingungen einer Emanzipation der Weiber in's Auge zu fassen, was im Folgenden durch eine kurze Beleuchtung der herrschenden Begriffe und Verhältnisse geschehen soll. Zuvörderst muß der allgemeine Zweck und Bereich der Emanzipation mit Bezug auf die Natur und die Bestimmung des Weibes mit einigen Worten besprochen werden.

Emanzipation des Weibes.

Die Emanzipation des Weibes ist viel verspottet worden und zum Theil mit Recht. Man hat sie in der Regel so aufgefaßt, daß ihr eine Verkennung der weiblichen Bestimmung, eine Abstreifung der weiblichen Natur und ein Hinüberstreben in das Gebiet der Männlichkeit zum Grunde gelegt wurde. Und diese Auffassung (wir haben sie im vorigen Kapitel schon bei Platon gefunden)

ist sehr häufig durch Frauen selbst herbeigeführt oder unterstützt worden indem sie ihre Emanzipation durch Nachäffung männlicher Neußerlichkeiten und durch unweibliche Schaustellung darzuthun suchten. Die Emanzipation, um die es sich hier handelt, hat es aber weder mit Zigarrenraucherinnen und Sporoträgerinnen, noch mit Jägerinnen und Amazonen, noch mit Gelehrtimen und Blaustrümpfen, noch mit Diplomatinen und Königinnen zu thun. Ich denke, es ist keine Beleidigung für die Weiber, wenn man sie nur bei den Manifestationen reiner Menschlichkeit, ächter Bildung und wahrer Vernünftigkeit am Platze findet. Man könnte sonst dahin gelangen, die Mannweiber als Ideale aufzustellen. Es gibt aber nichts Widerwärtigeres auf der Welt, als ein Mannweib, und sollte es auch sein Maskulinum durch den Glanz einer Krone verherrlichen lassen. Die gepriesene Elisabeth von England war ein wahres Monstrum von einem Weibe und es ist zum Verwundern, daß diese „jungfräuliche“ Heuchlerin nur einen einzigen Geliebten gefunden hat.

Wie gesagt, die Hauptverirrung bei Betreibung der Weiberemanzipation hat bisher darin bestanden, daß man das Weib zum Manne und sogar zum Manne der bisherigen Entwicklung, also gelegentlich sogar zum Soldaten, hat erziehen wollen, statt sein Menschen- und Bürgerrecht nach Maßgabe seiner Natur dem Mann gegenüber zu vindiziren und dieser Natur einen freien Kreis der Entwicklung und des Wirkens einzuräumen. Weil bisher der Mann allein sich geltend machen konnte, glaubte man die Geltendmachung des Weibes auf männlichem Gebiet beginnen lassen zu müssen. Mit solcher Emanzi-

pation ist aber am Allerwenigsten dem weiblichen Geschlechte selbst gedient. Man stelle sich nur den umgekehrten Fall vor, daß nämlich der unterdrückte Mann durch weibliche Erziehung und durch Zuweisung eines weiblichen Wirkungskreises emanzipirt werden sollte. Ohne richtige Auffassung und strenges Festhalten der weiblichen Natur muß das Emanzipationsstreben nothwendig zu Verirrungen und Lächerlichkeiten führen. Man hört so manches Weib den Wunsch aussprechen, ein Mann zu sein. Keine würde auf so unnatürliche Verzweigungswünsche verfallen, wenn sie die Gelegenheit und Freiheit hätte, ganz Weib zu sein.

Wenn das Weib die Schranken seiner Natur und Bestimmung überschreitet, so findet es in der Vorstellung keinen erhöhten Standpunkt, auf den es sich stellen könnte. Ein Mann, der seine Sphäre zu überfliegen trachtet, geräth wenigstens in ein Gebiet, in welchem die Phantasie ihm zur Vergrößerung oder Verherrlichung einen übermenschlichen Charakter beilegt: man nennt ihn einen „Giganten“, einen „Dämon“, einen „Gott“. Das Weib aber findet, wenn es seinen Kreis durchbricht, keine höhere Stufe, als diejenige, die der überfliegende Mann verläßt, es bringt es immer nur zu einer Nachahmerin des — Mannes. Der Mann verliert, wenn er sich überhebt, höchstens seinen Namen, das Weib zugleich sein Geschlecht. Zum „Gott“ oder zur „Göttinn“ bringt das Weib es nur, wenn es strebt ganz Weib zu sein. Eine Potenzirung mit Hülfe männlicher Eigenschaften macht das Weib zu einem Monstrum. Wir Männer haben Euch Weibern nichts zu überlassen, wodurch ihr euch verbessern, verschönern und veredeln könntet; alles Gute,

Schöne und Edle trägt ihr in eurem reinmenschlichen Herzen, eurem feinen Gefühl und eurem empfänglichen Geiste. Austausch können und müssen wir unsere Eigenschaften, v e r t a u s c h e n n i e !

Wenn wir von Emanzipation des Weibes reden, kann es sich also nicht von Verwischung der geschlechtlichen Grenzen handeln. Vielmehr sollen und müssen diese Grenzen streng festgehalten, aber so abgesteckt sein, daß der Mann nicht in das Gebiet des Weibes unbefugter Weise eingreifen kann. Die Frau soll nicht seine Gefangene, seine Magd und sein Werkzeug, er nicht ihr Vormund, ihr Herr und ihr Benutzer sein.

Bisher hat das Weib nur gegolten als Ergänzung und Beigabe des Mannes. D e r M e n s c h f ü r s i c h , d e r s e l b s t s t ä n d i g e M e n s c h , d a s f r e i e I n d i v i d u u m i s t i m W e i b e n i e a n e r k a n n t w o r d e n . Es scheint, die Buschmänner am Kap der guten Hoffnung sind die einzigen, die das Weib dem Manne gleich geachtet haben, denn sie haben für beide nur einen Ausdruck. Das Weib soll zum Mann gehören; die Frage, warum nicht auch der Mann zum Weibe gehören sollte, fällt Keinem ein. Für den Mann wird es erzogen, für den Mann soll es leben, vom Mann erhält es den Namen, vom Mann wird es „genommen“, vom Mann ernährt, vom Mann verpflichtet, vom Mann bedormundet, vom Mann gestraft, vom Mann benutzt und vom Mann im Stich gelassen.

Der Mann gilt als Mensch, das Weib nur als Appendix dieses Menschen; das Weib aber ist mehr Mensch, als der bisherige Mann, und das Menschenrecht hat kein Geschlecht. Wenn jener französische Redner sagte, das Gesetz

sei Atheist, so läßt sich auch sagen, das Recht sei ein Neutrum. Bisher aber ist das Recht immer männlichen Geschlechts gewesen. Die Männer haben das Recht, die Männer die Moral, die Männer die Pflichten, die Männer das Gesetz gemacht und sie haben redlich dafür gesorgt, daß das Weib von Allem möglichst ausgeschlossen wurde.

Aber, wird man sagen, du hast erklärt, die Schranke der Weiblichkeit solle festgehalten werden, und doch willst du gleich von vorn herein das Weib in die Sphäre des Mannes einführen? Dieß geschieht nur scheinbar. Das Weib soll am Staats- und Geschichtsleben keinen andern Antheil haben, als den seiner Natur entsprechenden; aber wenn das Staats- und Geschichtsleben bisher so roh und gewaltthätig war, daß nur die männliche Natur und Kraft die Hauptarbeit desselben verrichten konnte, so folgt daraus weder für die Vergangenheit, daß der geringere Antheil, den die zartere Natur des Weibes am Geschichtsleben nothgedrungen nur haben konnte, einen Maßstab für dessen menschliche Berechtigung abgeben mußte, noch folgt daraus für die Zukunft, daß die Arbeiten des Geschichts- und Staatslebens immer so roh und gewaltthätig bleiben werden, wie sie bis jetzt waren, daß also die Betheiligung des Weibes an demselben immer die nämlichen Schwierigkeiten finden werde.

Die Hauptarbeit der bisherigen Geschichte, diejenige rohe Vor-Arbeit, welche bisher die meiste Kraft und lediglich männliche Eigenschaften in Anspruch nahm, zugleich

aber, der Vernunft zur Schande sei es gesagt, die glorreiche Bedeutung verlieh, war die Mörderci im Großen, war der Krieg. Diese Arbeit konnte allerdings von den Weibern nicht verrichtet werden; die Erfolge, der Ruhm und das Verdienst derselben wurde daher auch ihnen nicht zu Theil. Die Männer trieben das Mordhandwerk allein, mußten ihrer Natur gemäß es allein treiben, und Dasjenige, was unterdessen die Weiber ihrer Natur gemäß thaten, wurde ihnen nicht in gleicher Weise als Verdienst angerechnet, wie den Männern das Morden. Die Weiber blieben also zurückgesetzt und rechtlos, weil sie nicht — mordeten. Man denke sich den Krieg aus der Geschichte weg, oder das zarte Geschlecht so kriegstauglich wie die Männer, und die ganze Stellung der Weiber ist mit einem Male völlig geändert. Bei den kriegerischen Völkern galt das Weib am Wenigsten und die Abschaffung des Krieges ist die Befreiung des Weibes.

Es ist also im Grunde hauptsächlich das Uebergewicht der physischen Kraft und der kriegerischen Leidenschaft, was den Männern das Recht gegeben, die Geschichte und den Staat für sich allein in Beschlag zu nehmen. Dieselben Eigenschaften kommen, außer im Krieg, auch in andern Zweigen der Geschichts- und Staatsarbeit mehr oder weniger zur Anwendung, so daß, wohin wir blicken, die physische Kraft und die kriegerische Leidenschaft, welche den Weibern fehlen, eine hervortretende Rolle spielen. Aber liegt hierin ein Rechtsgrund, die Weiber als Menschen und als Bürger für minder berechtigt zu halten, als die Männer? Hängt das Recht von der Größe der Gallblase, von der Stärke der Gliedmaßen, von der Dicke

der Knochen, von der Härte der Muskeln, von der Grobheit der Fäuste ab? Und ließ sich dem Weib da kein Recht zum „Rathen“ einräumen, wo es nicht mit „thaten“ konnte, mußte man ihm deshalb auch da alles Recht vor-enthalten, wo es zunächst betheiligt und völlig kompetent war? Weil das Weib kein Kommando im Felde führen kann, darf es deshalb kein Stimmrecht in seiner Angelegenheit haben? Weil das Weib nicht Gensd'arm sein kann, darf deshalb ein Ehemann es mit Gensd'armen in sein Haus zurückholen lassen, wenn es dem Unleidlichgewordenen entflohen ist? Weil das Weib nicht Gerichtsvollzieher sein kann, darf ihm deshalb ein Gerichtsvollzieher mit Gewalt die Kinder entreißen, die es geboren, um sie dem verhassten Vater zuzuführen, der sie mißhandelt? Weil das Weib vielleicht nicht Finanzminister sein kann, muß deshalb der Mann sein finanzieller Vormund sein? Weil das Weib sich weniger zum Gelehrten und Philosophen eignet, soll ihm deshalb die Bildung ein verbotenes Feld sein? Weil das Weib, mit einem Wort, nicht M a n n s e i n k a n n, muß es deshalb weniger Mensch und Bürger sein, als der Mann? Ich gebe zu, daß außer der physischen Kraft und der kriegerischen Leidenschaft auch noch andere, Geistes- und Charaktereigenschaften den Mann in hundert Stellungen zur Geschichtsarbeit befähigen, wo das Weib nicht einzugreifen im Stande ist. Aber dieß kann um so weniger Einfluß auf das R e c h t der Weiber haben, da die Sphäre derselben in reinmenschlicher Beziehung unendlich reicher an Verdienst um die Gesellschaft ist, als die der Männer. Auf alle Fälle müssen sie das gleiche Recht haben, nach eigenem

Belieben ihre Kräfte in jeder Richtung auszubilden und zu versuchen.

Die Demokraten behaupten, die Würde und das Recht des Menschen bestehe in seiner Selbstbestimmung und er habe nur Gesetzen zu gehorchen, an deren Feststellung er selbst betheiligte gewesen. Aber gehen die Staatsgesetze bloß die Männer an? Warum sollen die Weiber Gesetzen gehorchen, die ohne ihr Zuthun gemacht sind? Gibt es bloß eine „Menschenwürde“ und eine „Selbstbestimmung“ für die Männer, nicht für die Weiber? Millionen Weiber leiden unter dem Zwang unserer nichtswürdigen Ehegesetze, und die Weiber sollen von der Berathung solcher Gesetze ausgeschlossen bleiben? Ist ein Gesetz, das die Männer den Weibern diktiren, weniger Gewaltthat, als ein Gesetz, das ein Despot den Männern diktirt? Ob die Männer das Weib in „demokratischen“ Versammlungen rechtlos machen, oder der Despot die Männer im Kabinettsrath, das kommt in rechtlicher Beziehung ganz auf Dasselbe hinaus; und wenn eine sogenannte Regierung ein Volk, das sie durch alle mögliche Mittel im Zustand der Verdummung erhält, für unreif zur Freiheit erklärt, so ist eine solche Erklärung eben so gerechtfertigt, wie wenn die Männer die Weiber im Zustand der Hülflosigkeit erhalten und ihnen deshalb die Fähigkeit zur Theilnahme am Staatsleben absprechen. So lang die Weiber also nicht mit den Männern gleiche politische und bürgerliche Rechte haben, um, so weit ihre Befähigung und ihr Interesse reicht, sich geltend zu machen, fehlt an der Konsequenz der Demokraten noch ein gutes Stück. Die Denkart eines Mannes über die Weiber kann ganz füglich als Maßstab seiner Befähigung zur Freiheit und

Humanität betrachtet werden. Wer den Weibern nicht gerecht ist, predigt die Nothheit und adoptirt den Despotismus. Die tägliche Erfahrung lehrt es ja auch, daß sich Diejenigen durch geistige oder sittliche Nothheit am Meisten auszeichnen, welche die Emanzipation des Weibes nur mit Hohn oder Verdammung zu behandeln wissen.

Zuerst kommt also die p o l i t i s c h e Emanzipation des Weibes, d. h. die Einsetzung desselben in seine politischen Rechte, so daß es die Freiheit und die Gelegenheit erhält, seine Interessen ohne Vormundschaft der Männer im Staate zu wahren.

Außer dieser Emanzipation aber gibt es noch die konventionelle, die moralische, die ökonomische, die religiöse u. s. w. zu erstreben, wobei es sich immer nur darum handeln kann, die Freiheit und das Recht des Weibes innerhalb der von der weiblichen Natur gesteckten Grenzen festzustellen und gegen die Uebergrieffe und Gebote der Männer zu schützen, oder die Abhängigkeit des Weibes von dem Willen der Männer aufzuheben, so wie endlich, das Weib zur freien Bethätigung seiner wahren Natur durch alle Hülfsmittel in Stand zu setzen.

Diese verschiedenen Punkte werden im Folgenden einzeln zur Sprache kommen. Es ist dabei zu bemerken, daß die politische Emanzipation der Hauptpunkt ist, um welchen es sich den Männern gegenüber auch im freiesten Staate handelt, während z. B. die religiöse, die ökonomische Emanzipation eine Frage ist, welche auch für den größten Theil des männlichen Geschlechts noch fast überall zu lösen bleibt, also eine mehr gemeinschaftliche Angelegenheit. In Bezug auf die Weiber nimt aber dennoch jede einzelne Frage eine besondere Gestalt an,

weshalb es sich auch der Mühe verlohnt, sie einzeln zu beleuchten.

Es liegt schon in früheren Andeutungen ausgesprochen, daß die Freiheit und Geltung der Weiber in demselben Maße wachsen müsse, worin die rohe Kraft der Männer ihren Werth verliert. Je näher also die Zeit rückt, wo die Entscheidungen durch die Gewalt sich in Entscheidungen nach dem Recht umwandeln, wo die Kriege als Barbareien beseitigt werden, wo die Kraft der Hände sich nur noch gegen die Natur richtet und auch in diesem Kampfe größtentheils durch die Kunst der Maschinen überflüssig gemacht wird u. s. w., desto mehr wird der Mann der humanen Stellung genähert werden, auf welcher das Weib gleichsam abzuwarten scheint, bis der Wilde sich ausgetobt und die Fähigkeit erlangt hat, ein Wesen als frei und berechtigt anzuerkennen, dem die Kraft fehlt, seine Freiheit und sein Recht zu erzwingen. Das Weib repräsentirt von vorn herein gleichsam das Menschliche und der Mann wird gewissermaßen nur in so fern Mensch, als er sich dem Weibe nähert. Ein großer Theil von Dem, was bisher für „männlich“ gegolten, ist weiter nichts als Barbarei. Die rohe Kraft, welche ein bloßes Mittel bei der Wegbahnung der Geschichte war, hat man als ein Prinzip und einen dauernden Zweck anzusehen sich gewöhnt. Man hat daher für das Höchste gehalten, was man später für das Niedrigste erklären wird, und die Weiber werden sich daran gewöhnen müssen, daß mancher „Held“, den sie als ein Ideal der Männlichkeit verehrten, später als ein simpler Todtschläger oder Raufbold erscheinen wird.

Aus diesen Andeutungen über den natürlichen Weg,

auf welchem schon die Geschichte das Weib seiner Emanzipation theilweise entgegenführt, folgt indessen keineswegs, daß das Weib in bloß zuwartender Stellung der Zukunft entgegen zu sehen habe. Es muß vielmehr überall darauf hingewirkt werden, daß die Weiber durch Betheiligung an den Zeitkämpfen der emanzipirenden Geschichte zu Hülfe kommen, und es darf daher auch nicht unterlassen werden, ihr Rechts- und Sittlichkeitsgefühl durch Berührung selbst der widerwärtigsten Seiten des Lebens aufzuregen. Sie werden dann zu einem vollständigen Ueberblick über ihre Lage und ihre Ansprüche gelangen. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheile man besonders die zunächst folgenden Kapitel.

Passive Prostitution der Weiber.

Das Weib hat die bittere Genugthuung vor dem Manne voraus, daß zwischen den verschiedenen Stellungen, die es in der Poesie und im Leben einnimmt, eine weit größere Kluft liegt, als zwischen allen Stellungen, die für ein männliches Wesen erdenklich sind. In der Poesie als Ideal vergöttert und im Leben unter das Thier erniedrigt, mag das Weib darüber nachdenken, wie viel ihm zu vergüten sei, um die Kluft zwischen seiner Erniedrigung und seiner Vergötterung auszufüllen. In der That, zwischen dem erhabensten Manne der Geschichte oder der Dramatik und dem niedrigsten Sklaven der Bagno's oder der Plantagen ist bei Weitem nicht ein so großer Abstand, wie zwischen einer Laura oder Heloise und einer Prostituirten der Straßen oder der Bordelle.

Das Weib hat eine doppelte Aufgabe der Befreiung. Zunächst trägt es mit den Männern das gemeinsame Joch

des herrschenden Drucks; ist dieß Joch aber abgeworfen, so bleibt ihm das besondere Joch noch übrig, welches ihm das männliche Geschlecht aufgelegt hat. Im Mann ist bloß der Mensch zu unterdrücken und zu befreien, im Weibe zugleich das Geschlecht.

Der Despot macht den Mann zum Sklaven durch Unterdrückung, aber selbst dieser Sklave macht das Weib zur U n t e r s k l a v i n n durch Kauf. Selbst für den Sklaven ist noch die Möglichkeit gedenkbar, den rein menschlichen Theil des Lebens zu retten. Ein Weib aber im Zustande der Prostitution ist Sklave und Unmensch zugleich. Das Weib ist zur Liebe geboren und es versenkt sein Herz in den Pfuhl des Lasters; das Weib ist zur Mutterchaft geboren und Mutter zu sein wird ihm ein Abscheu; das Weib ist zur Gattinn geboren und von dem Glück einer Gattinn hat es nie eine Ahnung. So ist das Weib im Zustande der Prostitution. Fürwahr, seine „Liebe“ zu verkaufen ohne Wahl und ohne Liebe, das ist die tiefste Stufe der menschlichen Wegwerfung. Wenn alle Weiber die Erniedrigung empfänden, die das Loos von Millionen ihres Geschlechts ist im Zustande der Prostitution, das ganze Geschlecht müßte sich empören und einen Geschlechtskrieg beginnen, wie es bis jetzt National- und Religionskriege gegeben hat.

Der Weg, auf welchem das Weib zu solcher Erniedrigung gelangt ist, bezeichnet auch den Weg, sich aus ihr zu befreien. Zuerst kam die Gewalt, welche das Weib zwang, sich auch dem verhaßtesten Manne zu ergeben. Als Sklavinn und als Zierde des Harems war sie Anfangs eine bloße Beute des Raubs. Das Uebergewicht der physischen Kraft, die Gewalt war es zunächst, was das

Weib zum Werkzeug und rechtlosen Gegenstand machte. Diese Gewalt verwandelte sich, auch den Männern gegenüber, in die politische, in die der Fürsten, und wurde als solche zugleich Gegenstand der Verehrung. Die Männer verehrten sie als Unterthanen, die Weiber als Werkzeuge der Wollust. Die Ehre, welche ein Weib sich angethan glaubt, wenn ein Despot sie zur Maitresse nimmt, ist weiter nichts, als eine Fortsetzung der Unterwürfigkeit, womit früher die Sklavinn dem Todtschläger sich ergab.

Zunächst durch die Gewalt vom Manne abhängig gemacht, gerieth das Weib in doppelte Abhängigkeit, als die steigende Kultur die Erhaltung der Existenz erschwerte. Das Weib existirte nicht nur für den Mann, sondern auch durch den Mann, der vermöge seiner physischen Kraft und seines energischeren Geistes die Wege zur Beschaffung der Existenz- und Luxusmittel bahnte. Und als die Kultur so hoch stieg und die Ungleichheit in den ökonomischen Verhältnissen sich so weit ausbildete, daß selbst ein großer Theil der Männer keine oder nicht zureichende Existenz- und Luxusmittel mehr schaffen konnte, wurde der von ihnen abhängige Theil des weiblichen Geschlechts völlig hilflos, völlig abhängig. Das hilflose Weib, von dem hilflosen Manne auf sich selbst verwiesen, aber durch Erziehung und Verhältnisse gleich wenig befähigt, sich selbst zu helfen, gab das Einzige her, was es hatte, es verkaufte seinen Leib. Es verkaufte ihn Anfangs aus Hunger, dann zur Erlangung von Luxus- und Vergnügungsmitteln. Und dieses Loos, ursprünglich durch die Gewalt vorbereitet und dann durch die Noth entschieden, ist jetzt für Millionen ein förmlicher Beruf geworden. Die Prostitution ist ein wahres Industriefach geworden, das

seine Lehrmeisterinnen und Lieferantinnen wie seine Wissenschaft und seine Handelsartikel aufzuweisen hat. Sie ist zugleich ein erbliches Verderbniß, das sich von der Mutter auf die Kinder vererbt und ganze Klassen aus einer Generation in die andere verfolgt, indem der Mangel an Existenzmitteln mit dem Mangel an Erziehungsmitteln Hand in Hand geht.

Schon aus medizinischen Rücksichten (da die Frauen schwächere Nerven haben, als die Männer) will ich es unterlassen, ein in's Einzelne gehendes Gemälde des Schicksals zu entwerfen, welchem namentlich in großen Städten so viel Tausende, und unter diesen ein großer Theil schon im zartesten Alter der Jungfräulichkeit, überliefert werden. Was die Phantasie Gemeines und Ekelhaftes zu erjinnen vermag, das erduldet, das k u l t u r t ein großer Theil des weiblichen Geschlechts aus Noth und für Geld. Alle Bedenken, welche Gefühl oder Sinneneindruck im einzelnen Fall entgegenzustellen haben, werden überwunden durch Noth und durch Geld, und man denke sich das schönste, liebenswürdigste Mädchen der Welt in die Kammern der Bordelle versetzt, so trifft man vielleicht die Wahrheit, wenn man die Zitternde die Ausübung ihres Berufs beginnen läßt in den Armen eines siebenzigjährigen Gerippes, das alle fünf Sinne zugleich zur Empörung bringt, das aber durch Geldbesitz in den Stand gesetzt ist, seine erstorbenen Lebensgeister aufstacheln zu lassen durch eine jugendliche Schönheit für — eine doppelte Prämie!

Nun aber, ihr Frauen, die ihr schaudert beim Lesen solcher Dinge, glaubt ihr, die Prostitution sei bloß zu Hause in jenen Winkeln, worin jeder Akt der Wollust seine

Taxe hat? Blickt euch um in eurer Standesumgebung und ihr werdet finden, daß der Kreis der Prostitution Tausende von Familien mit einschließt, welche beim Nennen des Wortes Bordell sich bekreuzen. Wenn ein Mädchen aus Noth sich „verheirathet“ oder aus Spekulation verheirathet wird, ist das weniger Prostitution, als wenn sie aus Noth sich verkauft oder aus Spekulation verkauft wird? Sie verkauft sich durch die Heirath freilich nur an einen Einzigen, aber die Unfittlichkeit ihres Verhältnisses ist dadurch nicht aufgehoben. Diejenigen Weiber gehören, wenigstens in gewissen Ständen, zu den Seltenheiten, die ein Jahr nach der Verheirathung sich noch sagen können, daß ihr Ehemann wirklich noch der Mann ihres Herzens sei, und dieß Geständniß ist weiter nichts als ein Geständniß der Prostitution. Die meisten Heirathen sind das Produkt von Geld- und Standes-Rücksichten, oder Nothmittel, das gänzliche Verfehlen der geschlechtlichen Bestimmung in der eilften Stunde noch zu vermeiden. Ist aber die Ehe in der Regel bloße *B e r s o r g u n g s - a n s t a l t*, so wird sie, einmal geschlossen, durch die Gesetze zugleich auch zur *Z w a n g s - a n s t a l t*, welche die Prostitution verewigt und die Neue fruchtlos macht.

Es wird keiner weitem Ausführung bedürfen, um darzuthun, daß die Quellen der Prostitution, welcher der größte Theil des weiblichen Geschlechts verfallen, die staatliche Unfreiheit und die ökonomische Abhängigkeit, also jene engverschmüsterete Doppeltyrannei ist, welche den größten Theil der Menschheit unter die Füße einer herrschenden und schwelgenden Minorität wirft. Die Aufhebung der Prostitution ist also nur möglich nach Erringung der ganzen Freiheit und nach gerechter Regelung

der sozialen Verhältnisse, worüber weiter unten die Rede sein wird. Die fromme Nothheit und die moralische Polizei sind freilich anderer Ansicht. Sie glauben die Prostitution an der Quelle zu ersticken, wenn sie die unglücklichen Bewohnerinnen der verrufenen Häuser durch Gensd'armen aus den Thoren jagen oder in's Gefängniß führen lassen. Es ist schrecklich, daß die Geschichte mehr Opfer des Mangels an Erkenntniß nöthig macht, als sie durch die erlangte Erkenntniß Menschen zu beglücken pflegt. Wie viel Willionen werden schon in Elend und Erniedrigung verkommen sein, wenn man endlich zu der Erkenntniß gelangt, daß weder Polizei noch Kirchenzucht Nebel zu bannen vermögen, die ein nothwendiges Resultat unserer rechtlichen und ökonomischen Zustände sind! Und was ist leichter, als diese Erkenntniß, wenn man den Willen hat, mit der Faulheit des Denkens die Verstocktheit des Egoismus abzulegen!

Aktive Prostitution der Männer.

Beginnen wir mit der männlichen Erziehung. Unter Erziehung ist hier nicht bloß die häusliche und Schulerziehung, sondern auch die Summe aller sonstigen Einwirkungen des Lebens verstanden, welche die geistige und sittliche Entwicklung des Menschen bis zur Zeit völliger Selbstständigkeit bestimmen.

Gewöhnlich schon in der ersten Zeit, wo sich die geschlechtliche Unruhe im Knaben zu regen beginnt, ist derselbe in Schulen, Instituten und bei sonstigen Gelegenheiten der Verführung zu geheimen Lastern ausgesetzt, welche wie ein ansteckendes Verderben sich in der Jugend

forterben und in Tausenden die ersten Keime der Männlichkeit zerfressen. Eine zahllose Menge von Knaben ist diesen Lastern Jahre lang ergeben. Daß dieselben nicht schon in der ersten Zeit der keimenden Mannbarkeit in einen geschlechtlichen Verkehr mit Weibern übergehen, was übrigens in jeder Beziehung weniger verderblich sein würde, rührt in der Regel nur von der jugendlichen Schüchternheit her, welche die Begierde nicht kund zu thun wagt, oder von dem Mangel an Lebenskenntniß zur Auffindung der Gelegenheiten. Nur zu oft wird dieser Schüchternheit und diesem Mangel durch den Zufall oder durch Verführung abgeholfen, woran es bei der eingerissenen Prostitution in Städten selten fehlt, so daß eine Menge Knaben schon nach dem Uebergange in die Jünglingsjahre sich an einen, dem vorhergehenden geheimen Treiben entsprechenden Verkehr mit prostituirten Weibern gewöhnen lernen. Dieser Verkehr wird in den Jahren, worin die europäische Jugend in die Soldatenjacke gesteckt zu werden oder die Universität zu beziehen pflegt, nicht selten ein Gegenstand förmlicher Renommage, und die Geschlechtsregungen im Pful der Gemeinheit zu beruhigen und nebenbei die Gesundheit durch Unmäßigkeit oder ekelhafte Krankheiten zu untergraben, wird im Soldaten- und Studentenleben gemeinlich zur Virtuosität ausgebildet.

So vorbereitet, nähert sich der junge Mann der Zeit, wo er endlich daran denken kann, ernstlich die Bekanntschaft eines Mädchens zu suchen, das als Frau sein Herzens- und Geschlechtsbedürfniß befriedigen soll. Die meisten Männer der gebildeten Stände steigen in das Ehebett mit dem Bewußtsein, ein ganzes Heer von Pro-

situirten oder Verführten hinter sich zu lassen, in deren Armen sie ihre Jugendbize gekühlt und ihre Jugendkraft vergeudet haben. Mit dieser Vergangenheit läßt der Verhehelichte nicht auch deren Einfluß auf seine Neigungen zurück. Die Gewohnheit, bei jeder auftauchenden Begierde über ein weibliches Wesen zu verfügen, und der Jahre lang übermäßig genährte Hang zur Abwechslung machen sich in der Regel wieder geltend, wenn die Flitterzeit vorüber ist. Die Befriedigung, welche ein unverderbter Mann lange Jahre in den Armen seines Weibes finden könnte, kürzt sich für Männer der gewöhnlichen Art um so mehr ab, je mehr sie die Weiber als bloße Werkzeuge zur Befriedigung wechselnder Geschlechtsbegierden behandeln gelernt haben. Ueberdieß wissen die meisten Männer den Werth der Weiber schon deshalb nicht zu schätzen, weil sie ihnen zu leichtem Kampfs zu Gebote standen. Tausende von Männern haben daher schon vor der Ehe die Fähigkeit verloren, ein inniges oder sittliches Verhältniß einzugehen, und bringen ihrer Frau nichts mit als ihren Namen.

Es kommt nun für den Ehemann eine neue Epoche, die Epoche des ehelichen Betrugs. Was früher halb öffentlich getrieben wurde, geschieht jetzt heimlich und zwar mit einem oft unglaublichen Aufwand von Heuchelei und Durchtriebenheit. Die wenigsten Frauen ahnen etwas von den Ausschweifungen ihrer Männer und ich weiß nicht, ob es zu ihrem Glück ist, daß sie nichts davon ahnen. In Paris freilich wissen die Frauen in der Regel, woran sie mit ihren Männern sind, und sie wissen auch dafür zu sorgen, daß sie nicht bedauert werden.

Wenn alle Männer Rousseau'sche Konfessionen über ihr

geschlechtliches Geheimtreiben schrieben, der größte Theil der gebildeten Frauen würde in Verzweiflung gerathen oder voll Abscheu dem männlichen Geschlecht den Rücken kehren. Die Zahl der Ehemänner ist nicht klein, die, nachdem sie früher mit Buhlerinnen verkehrten, weil sie keine Frau hatten, jetzt sich bloß an die Frau adressiren, wenn sie keine Buhlerin haben.

Obgleich nun die meisten Männer in gewisser Beziehung „nicht werth sind“, der gewöhnlichsten Frau „die Schuhriemen“, geschweige „den Gürtel zu lösen“, machen sie doch an das weibliche Geschlecht die übertriebensten Anforderungen. Auch der Niederlichste, der im Arm von Hundert Buhlerinnen seine Kraft vergeudet hat, wird über Betrug und Verrath schreien, wenn er seine Neuvermählte nicht als unberührte Jungfrau überkommen. Auch der ausschweifendste Ehemann wird seine Frau für todeswürdig halten, wenn sie seine tägliche Untreue nur ein einziges Mal erwiedert. Und indem er verlangt, daß das Weib „treu“ bleibe, weil dieß ihre Natur bedinge, wird er doch in den Widerspruch gerathen, dieser Natur stete Neigung zur Untreue zuzutrauen, weil er seine Erfahrungen und Schwächen auf das Weib überträgt. So betrügt er seine Frau nicht bloß, sondern er straft sie auch noch dafür, daß er sie betrügt. Aber stets eifersüchtig ohne Recht, wird er auch über die gerechteste Eifersucht seiner Frau empört sein. Ein Mann, dem die Eifersucht seiner Frau lästig ist, verdient sie, und welchen Männern wäre sie nicht lästig? Kein Mann setzt seine Zugeständnisse in's Verhältniß zu seinen Ansprüchen, und das zeigt sich nirgends deutlicher, als bei der Eifersucht. Während er von seiner Frau sogar Vorkehrungen gegen den An-

schein von Vergehungen fodert, an welche sie niemals gedacht hat, nimt er seinerseits Vorwurfslosigkeit in Anspruch für alle Vergehungen der Vergangenheit und Zukunft.

Wir sind oft nur deshalb streng gegen Andere, weil wir noch keine Gelegenheit hatten, deren Fehler zu begehen. Unsere Denkart pflegt daher um so billiger zu werden, je mehr wir uns veranlaßt sehen, die Billigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen. Von dieser Wahrheit bestätigt sich nicht ein Buchstabe, wo es sich von der Denkart der Männer über die Weiber handelt. Je mehr Unrecht ein Mann seiner Frau anthut, um so weniger will er sich von ihr gefallen lassen; je öfter er ihr untreu wird, desto strenger wird er von ihr Treue verlangen. Man sieht, der Despotismus verleugnet nirgends seine Natur: je mehr ein Despot sein Volk betrügt und mißhandelt, desto mehr Unterwürfigkeit und Treue wird er von ihm verlangen.

Wer will sich über die vielen unglücklichen Ehen wundern, wenn er weiß, wie unwürdig die meisten Männer ihrer Frauen sind! Die Tugenden derselben wissen sie selten zu schätzen und ihre Untugenden rufen sie in der Regel durch ihre eigenen hervor. Tausende von Frauen leiden unter den Wirkungen einer Lebensart, von welcher sie ihrer rein gebliebenen Denkart gemäß gar keine Ahnung haben, und manches arglose Weib pflegt ihren Herrn Gemal mit der zartesten Sorge in Krankheiten, die nichts sind als die Folgen seiner Zärtlichkeit gegen Andere. Und wenn endlich nach jahrelanger Täuschung und Dulderschaft sich vor dem Auge des Weibes der Vorhang lüftet und Rache oder Verzweiflung sie in eine feindliche

Stellung zu dem Gebieter bringt, so ist sie eine entmenschte Verbrecherin und das Geschrei hat kein Ende über die Unbeständigkeit der Weiber und ihre falsche Natur.

Im Durchschnitt sind die Männer, verheirathete wie unverheirathete, so beschaffen, daß sie nicht leicht eine Gelegenheit unbenutzt lassen, unentdeckt mit einem Weibe, welches ihre Sinne reizen kann, sich geschlechtlich einzulassen. Und um ihre Sinne zu reizen, dazu gehört in der Regel sehr wenig. Die Unerfättlichen sind in gewisser Beziehung eben so genügsam wie unerfättlich. Jene Geschlechts-Disposition der Männer ist, sei es in Folge ihrer Erziehung oder ihrer Natur, so konstant und durchgängig, daß die Meisten die ihnen vorkommenden Weiber nur mit der Reflexion betrachten, ob sich dieselben mit ihnen einzulassen geneigt seien oder nicht. Während die Erscheinung eines Mannes ihnen die Frage nach seinem Geschäft, nach seiner Gesinnung, nach seinem Geist u. s. w. eingibt, fragen sie sich beim Anblick eines Weibes nur oder zunächst nach ihrer geschlechtlichen Willfährigkeit. Ihr seht dort einen Staatsmann oder einen Pfarrer oder einen Beamten — lauter Leute, welche in Gegenwart Anderer sich durch ein seriöses und strenges Wesen auszuzeichnen suchen, das eher alles Andere als eine unerlaubte Neigung zum weiblichen Geschlecht vermuthen läßt: respektgebende Gestalten, lebendige Gesetze, verkörperte Predigten, Aktenstöße mit zwei Beinen. Der seriöse Staatsmann oder Pfarrer oder Beamte begegnet auf einer Promenade, wo er dem Blicke der Welt oder seiner Bekannten nicht ausgesetzt ist, einer hübschen Dame oder einem hübschen Dienstmädchen. Beim Vorübergehen wird er ihr scharf

und lüftern in die Augen sehen, und erwiedert sie seinen Blick nur halbwegs oder gar mit einem humanen Lächeln, so wird ihm plötzlich ein Gegenstand auf dem Wege, oder ein Vogel in den Bäumen, oder die Schönheit der Gegend, kurz irgend etwas auffallen, wodurch er vor dem Blick eines etwaigen Beobachters einen Vorwand erhält, der Vorübergegangenen nachzuschauen. Und schaut diese sich ebenfalls um, so wird er sein Schnupstud vergessen oder sonst ein Ver säumniß gut zu machen haben, das ihn durchaus nöthigt ihr zu folgen und sich zu überzeugen, ob er unter vier Augen den seriösen Staatsmann, Pfarrer oder Beamten mit einem unmaskirten Mitglied des männlichen Geschlechts vertauschen könne. Jeder Blick einer Frau, den vielleicht nur Neugier oder Gedankenlosigkeit oder Gutmüthigkeit hervorgerufen, setzt sie bei gewöhnlichen Männern sofort der Gefahr eines Anscheins gemeiner Kofetterie oder dem Verdacht sinnlicher Begehrlichkeit aus. Jedes hübsche oder nur leidlich aussehende Weib, das allein eine Reise macht oder Abends über die Straße geht, wird Gelegenheit haben, irgend einen Zudringlichen abzuwehren. Der Ruf mancher Frau wird bloß dadurch gefährdet, daß sie ihr Benehmen nicht nach einer total gemeinen Vorstellung von den Männern einrichtet, daß sie nicht in der Natürlichkeit eine Wegwerfung, in der Unbefangtheit ein Verbrechen zu sehn sich gewöhnt hat. So ruhelos gehetzt sind die meisten Männer von dem Trieb und den Phantasien der Sinnlichkeit! Jedem hübschen Weibe steht unter sichernden Umständen jeder Mann zu Gebot, wenn sie nichts Anderes sucht, als Sinnengenuß. Es wird wenig körperlich gesunde Männer geben, die diesen Satz Lügen strafen.

Die Gewohnheit, die weibliche Bestimmung nur von der rohesten Seite aufzufassen, im Weibe nicht den edlen Menschen zu achten, sondern nur das Werkzeug der Sinnenbegierde zu erblicken, geht bei den Männern so weit, daß sie durch sie auch Rücksichten unter sich selbst in den Hintergrund drängen lassen, welche sie sonst sehr hoch zu stellen vorgeben, z. B. die Rücksichten der Freundschaft. Es gibt wenig Männer, die so treu in der Freundschaft wären, daß sie sich ein Gewissen daraus machten, die Treue der hübschen Frau ihres Freundes auf die Probe zu stellen. Der Ehebruch durch sogenannte Hausfreunde ist der gewöhnlichste von allen. Die Liebe und der Pferdehandel, das sind die zwei Artikel, in welchen unter einem großen Theil der Männer der Betrug legitim zu sein und von der „Freundschaft“ in den Kauf genommen zu werden scheint.

Von allen diesen verdeckten Partien unserer sozialen Verhältnisse müssen die Schminkeplaster herabgerissen werden. Die Frauen sollen sich empört fühlen und hätte ich nicht das Zutrauen zu ihnen, daß das Vorstehende dazu hinreichen werde, ich würde ein noch weit grelleres Gemälde entwerfen, ohne der Uebertreibung überführt zu werden.

Wenn aber das Gefühl der Frauen zur Empörung gebracht wird über die Stellung, die sie einnehmen, werden sie sich hoffentlich um so angelegentlicher nach dem Weg umsehen, zu einer würdigern Stellung zu gelangen, und diesen Weg, wenn er gefunden ist, mit Ausdauer verfolgen helfen.

Entschuldigungen der Männer.

Ich habe im vorigen Kapitel die Sünden beleuchtet, welche unser Geschlecht durch die Prostitution am weiblichen begeht. Um nach beiden Seiten gerecht zu sein, will ich auch die Umstände hervorheben, welche einstweilen noch den Männern zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung dienen können.

Das Geschlechtsbedürfniß ist so natürlich und so berechtigt, wie das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Was die Natur verlangt, das darf und soll ihr nicht versagt werden; es kommt nur darauf an, daß die sittlichen Regeln gefunden werden, welche die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse sichern ohne eine Ausartung im Gefolge zu haben.

Was unnatürlich ist, ist auch unsittlich. Es ist aber unnatürlich, folglich unsittlich, daß die Verhältnisse dem Manne nicht gestatten, nach eingetretener Mannbarkeit seinem Naturtriebe zu folgen und sich einem Weibe zuzugesellen. Wäre es dem Jüngling möglich, sich zeitig zu verhehelichen, er würde an der Hand seiner Geliebten alle die Kloaken umgehen, durch welche den Unverhehelichten die Brunst des Geschlechtstriebes hindurchtreibt. Er würde nicht jene Schulen der Gemeinheit durchmachen, in welchen er sich zu Allem befähigen lernt, was ihn später für ein wahres eheliches Verhältniß untauglich macht. Er würde in den Armen seiner Geliebten die Gesundheit bewahren, die er in den Armen der Lustdirnen vergiftet. Er würde die Weiber achten, weil er nicht die Gelegenheit hatte, sie im verächtlichsten aller Zustände kennen zu lernen, und seine rein gebliebene Denkart würde sich nicht in jene ge-

meine Gewissenlosigkeit verwandeln, welche, wie Jean Paul sagt, das edelste Weib unbedenklich wie eine Biene zerreißt, bloß um des Honigbläschens habhaft zu werden.

Mit all unserer Kultur werden wir sogar von den Wilden beschämt. Die Wilden kennen keine Raffinerie der Geschlechtsbegierde und keine Bordelle, weil sie der Natur keinen Zwang anthun und auf natürlichem Wege ihre Bedürfnisse befriedigen. Sie zeigen uns zugleich, daß die Gesundheit wie die Sitte weniger dadurch gefährdet wird, daß man der Natur ihre Freiheit läßt, als dadurch, daß man sie durch Hindernisse auf Abwege treibt.

Wir sind allerdings auch Wilde, aber in ganz anderem Sinne. Proben davon liefert zunächst unsere Jugend. Aber daß unsere Studenten, wie überhaupt unsere jungen Männer, die Schulen jeder geschlechtlichen Gemeinheit durchzumachen und ihr ganzes Leben lang den Schmutz des Weges nachzuschleppen pflegen, den sie vor ihrer Verhehlung gewandelt sind, ist nicht sowohl ihre Schuld, als die Schuld der Vorurtheile und der politischen wie sozialen Verhältnisse. Die Natur fodert, wie gesagt, wenn das Alter der Mannbarkeit erreicht ist, die Befriedigung des Geschlechtstriebes. Unsere Pfaffen, Sittenlehrer und Schulmeister groß und klein behaupten aber, die Natur sei eine lasterhafte, unberechtigte Person, deren Forderungen so lang zurückgewiesen werden müssen, bis sie, die Pfaffen u. s. w., sie zuzulassen für gut finden und ihnen den Stempel der offiziellen Approbation aufdrücken können. Daß durch solche Zurückweisung das Zehnfache des Unheils herbeigeführt wird, welches die weisen Herren zu verhüten sich das Ansehen geben, wissen

sie ganz gut; aber — wenn es keine Zensur mehr gibt, werden die Zensoren brodlos.

Den durch unsere Religions- und Sittenverderber genährten Vorurtheilen entsprechen unsere politischen und sozialen Verhältnisse. Theils durch polizeiliche Beschränkungen, theils durch die Verkommenheit der ökonomischen Verhältnisse werden die meisten Männer verhindert, sich eher zu verhehelichen, als bis die unruhigste Zeit ihres geschlechtlichen Lebens hinter ihnen liegt. Ja, Tausende, namentlich unter dem faullenzenden Militair, sind erst als halbe Greise im Stande eine Frau zu ernähren, nachdem sie ein halbes Leben lang die Lehrmeister in den Schulen der Liederlichkeit und Verführung gewesen waren; und was die Tausende von Pfaffen betrifft, die durch den Zölibat verurtheilt werden, die unterdrückte Natur durch Heuchelei und Geheimmittel aller Art zu rächen, so weiß ich nicht, ob der Ekel vor ihrem widrigen Leben oder das Mitleid mit ihrem unmen schlichen Loos den Maßstab für ihre Beurtheilung abgeben soll.

Es sei wiederholt darauf hingewiesen, daß außer dem Zölibat das Studenten- und das Militairleben in Europa die Hauptschulen der Prostitution sind. Nachdem der junge Mann zehn Jahre unter der Zuchttruthe pedantischer und serviler Schulmeister gestanden, fühlt er sich auf der Universität zum ersten Mal frei. Aber diese Freiheit ist nicht diejenige, welche ihm gestattet, seine geistigen Kräfte nach allen Seiten hin zu entwickeln und sich an die Theilnahme am öffentlichen Leben zu gewöhnen; nein, er hat bloß die Freiheit, unbeaufsichtigt das Geld seiner Eltern zu verschwenden und in Meipen und Bordellen die Ableiter für den Drang nach Bethätigung seiner

aufftrebenden Kräfte zu finden. Die systematische Begünstigung dieses Treibens scheint sogar in dem Plan des gouvèrnementalen Unterrichtswesens zu liegen und der Wunsch der hohen Politik ist erfüllt, wenn der junge Mann entnervt und abgestumpft die Universität verläßt; er bedarf nichts mehr als die Fähigkeit, sein Examen zu machen und die Befehle der hohen Obrigkeit auszuführen. Daß die hohe Obrigkeit nicht berechnet, ob der an Niederlichkeit gewöhnte Jüngling die Fähigkeit behalte, ein Weib zu beglücken, darf das weibliche Geschlecht so lang nicht Wunder nehmen, als es nicht den Zusammenhang seiner Interessen mit der politischen Entwicklung begreift.

Auch werden die Weiber zugeben, daß man nicht aus Galanterie die *stehenden Heere* abschafft. Liefern doch die *stehenden Heere* die Hauptträger der Galanterie. Die hohe Obrigkeit ist liberal genug, dem gemißhandelten Soldaten und dem ennuyirten Officier zu gestatten, daß er sich bei dem erniedrigten weiblichen Geschlecht entschädige für die Leiden seines Berufsfaches, und das erniedrigte weibliche Geschlecht ist erkenntlich genug, durch seine Schwärmerei für das bunte Soldatenthum den Segen anzuerkennen, daß man ihm Zierbengel statt Männer, Tänzer statt Freunde und Hurenjäger statt Familienväter erzieht. In der Schweiz und in Nordamerika müssen sich die Frauen sehr unglücklich fühlen, daß ihre Männer die Hauptschule der Erziehung für das eheliche Leben, nämlich die *stehenden Heere*, entbehren müssen! Doch sie werden hier entschädigt durch die Geldleute, welche Alles kaufen können, und durch die Freunde der Sklavenzüchter, welche dafür sorgen, daß die Lehre von der Benutzung der Schwachen nicht Schaden leide.

Aber auch die Ehe selbst, wie sie jetzt besteht, ist eine Schule zur Fortpflanzung ehelichen Unglücks für Männer nicht weniger als für Frauen. Davon weiter unten. Es zeigt sich eben nach allen Seiten hin, daß auch die meisten Männer die Opfer der bestehenden Verhältnisse, d. i. der jetzigen Unfreiheit und ökonomischen Ungerechtigkeit sind, worauf dann die Weiber die Opfer dieser Opfer werden.

Ein besonderer Punkt, der bei Erörterung der geschlechtlichen Rechte und Pflichten vergleichsweise eine Entschuldigung der Männer zuläßt, ist schließlich der „Ehebruch“. Gleiche Bedürfnisse bedingen gleiche Ansprüche. Wenn es sich also darthun läßt, daß das Weib gleiche Geschlechtsbedürfnisse habe wie der Mann, so ist bei ihm auch der „Ehebruch“ nicht höher anzuschlagen als beim Mann. Es ist nun aber, mag man den Grund in der verschiedenen Erziehung oder in der verschiedenen Natur suchen, als ausgemacht anzusehen, daß der Mann den geschlechtlichen Versuchungen weit mehr ausgesetzt ist als das Weib, oder das bloße sinnliche Bedürfniß der Weiber weit geringer ist, als das der Männer. Ein weiterer Unterschied geht aus den jetzigen Eheverhältnissen hervor. Der Mann hat in der Regel die Sorge für die Familie zu übernehmen und die Familienglieder, die Kinder, sind auf die Existenzmittel des Familienhauptes verwiesen. Durch den „Ehebruch“ kommt also die Frau in Gefahr, nicht bloß die Sorgen ihres Mannes widerrechtlich zu vermehren, sondern auch die Rechte seiner Kinder zu schmälern — Rücksichten, welche der Mann beim „Ehebruch“ in der Regel nicht zu überwinden hat. Ueberdies wirft nach den herrschenden und

zum Theil berechtigten Ansichten eine außerordentliche Ausschweifung des Mannes, wenn sie öffentlich bekannt wird, keinen Schimpf auf die Frau, derselben wendet sich vielmehr, als einer Tölpelnden, einer Beeinträchtigten die Theilnahme zu; den Mann aber setzt seine ausschweifende Frau dem Hohn und der Verachtung aus.

Alle diese Unterscheidungen und Entschuldigungen, wonach der Mann weniger oder die Frau mehr durch den „Ehebruch“ sich vergeht, sind übrigens als zulässig nur vom Standpunkt der jetzigen Verhältnisse zu betrachten. Es wird sich später zeigen, daß auf dem richtigen Standpunkt beiden Geschlechtern mit gleichem Rechtsmaß gemessen werden muß. Auch denke ich am Wenigsten daran, mit Entschuldigungen der Männer Beschuldigungen der Weiber zu verbinden. Ich erkenne eben so gut die Schuldlosigkeit der meisten Weiber, welche einen „Fehltritt“ begehen, wie die Heuchelei der meisten Männer, welche die Fehlritte der Weiber zu vergrößern suchen. Ich frage sogar die Männer, welche die Unverletzlichkeit der weiblichen Treue durch die Hinweisung auf die Folgen für die Familie sichern wollen, ob sie ihren Weibern dieselbe Freiheit gestatten würden, welche sie sich selbst herausnehmen, wenn sie wüßten, daß dieselben unfruchtbar wären? Die verneinende Antwort muß auch hier wieder jenen jesuitischen Egoismus enthüllen, welcher, „das Recht des Stärkern“ benutzend, den Schwächern durch aufgedrungene Rücksichten zu fesseln sucht, um sich selbst mehr Spielraum zu sichern, und welcher die Fehler Anderer zu vergrößern sucht, um die eigenen zu verringern. Sollte man nichts desto weniger die Untreue der Frauen bestrafen wollen, so schlage ich die Todesstrafe vor unter

der Bedingung, daß auf die Untreue der Männer die Strafe der Abkürzbarkeit gesetzt werde.

Liebe und Eifersucht.

Eine Freundin hat mich zur besondern Beantwortung folgender Fragen aufgefodert :

- 1) „Ist die Eifersucht eine angeborene oder eine anerzogene Leidenschaft ?
- 2) Kann der Mensch mehrere Personen auf einmal lieben und, wenn er glaubt, dieß thun zu können, darf er dieß Vermögen Liebe nennen ?“

Die Logik fodert, daß ich die zweite Frage zuerst beantworte, da die Eifersucht als Zubehör der Liebe, nicht die Liebe als Zubehör der Eifersucht gedacht wird.

Was ist Liebe ? Mit einfachen Worten: eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an eine Person des andern Geschlechts, der ein Mann (oder Weib) den höchsten Grad von Wohlgefallen, Anerkennung, Vertrauen und Wohlwollen zollt. Durch den höchsten Grad von Anerkennung u. s. w. versetzen wir eine Person auf den idealen Standpunkt. Der Begriff des Ideals aber schließt jedes Nebenideal aus. Man kann neben einem Ideal eben so wenig ein anderes Ideal derselben Art haben wie die Gläubigen „einen andren Gott neben“ dem bewußten Universalisten.

Faßt man also die Liebe auf als eine leidenschaftliche Begeisterung und Hingebung für eine dadurch idealisirte Person, so versteht es sich von selbst, daß niemals mehr, als ein einziges Individuum, gleichzeitig ihr Gegenstand sein kann. „Du füllest mir die Seele ganz“, heißt es in

einem bekannten Gedicht, und eine gefüllte Seele hat so wenig Raum für einen andern Inhalt wie eine gefüllte Flasche Champagner.

Nun kommt es freilich in dieser verkehrten Welt, welche den Meisten die Gelegenheit zur Anknüpfung entsprechender Bekanntschaften oder die Freiheit zur Auflösung nicht entsprechender Verbindungen versagt, häufig genug vor, daß man keinen Gegenstand der Liebe findet, der Einem „die Seele ganz füllt“. In solchem Fall ist man allerdings fähig, nicht bloß mit den Armen, sondern auch mit der Seele mehrere Gegenstände der Zuneigung zu umfassen, und es mag möglich sein, daß ein Mann, wenn er eine recht große Seele hat, zur Füllung derselben ein Duzend Weiber oder noch mehr verwenden kann; ja, er mag auch jeder Einzelnen derselben ein aufrichtiges Wohlwollen schenken und sie je nach ihren individuellen Eigenschaften besonders schätzen, so wie er die Eigenschaften verschiedener Blumen schätzt. Aber ein ganz befriedigendes Verhältniß kann das eben so wenig für jede der zwölf Geliebten sein wie für den Mann selbst, wenn er einer wirklich leidenschaftlichen d. i. einer wahren Liebe fähig ist, die nicht anders als exklusiv sein kann. Er wird, sollte er auch unter tausend Weibern die Auswahl haben, dennoch eine Leere empfinden und die tausend gern mit einer Einzigen vertauschen, die er als sein Ideal mit voller Hingebung lieben kann.

Für gewöhnliche, oder durch die jetzige Erziehung verderbte Männer ist es ein bloßer Vorwand ihrer *Sarregesinnung*, wenn sie eine Doktrin von der „Pluralität der Liebe“ aufstellen; unverderbte können sie höchstens als eine Doktrin der Aushülfe für das Un-

glück betrachten, in dieser verkehrten Welt keine Gelegenheit zu freier Auswahl nach natürlicher Verwandtschaft zu haben. In einer Welt wie sie sein muß wird die jedesmalige Einheit in der Liebe um so mehr Gesetz sein, da kein freies Weib einen geliebten Mann mit einem andren theilen wird, eben so wenig wie umgekehrt.

Damit kommen wir auf die Eifersucht. Ich mögte die Eifersucht weder als eine „angeborene“ noch als eine „anerzogene Leidenschaft“ bezeichnen. Sie ist eine accidentielle Leidenschaft, deren Anlage allerdings angeboren ist. Sie entspringt in ihrer edleren Form und ihren edleren Motiven aus der Liebe und kann je nach den Umständen und dem Charakter der Person, von der sie ausgeht, eine verschiedene Natur oder Art der Aeußerung erhalten. Die edelste Eifersucht ist eine Art Ehrgeiz oder Stolz des Liebenden, welcher eine Beleidigung darin sieht, daß ein Anderer die Möglichkeit annimmt, seine Liebe auszustechen, oder aber ein höchster Grad von Verehrung, welche eine Entweihung ihres Gegenstandes darin erblickt, daß fremde Bewerbung ihn gleichsam auf seinem Altar heimsuchen will. Eine derartige Eifersucht, welche von der geliebten Person nur alles Unwürdige fern zu halten strebt, ist weit erhaben über jenen niedrigeren Grad, welcher aus der Besorgniß hervorgeht, den geliebten Gegenstand durch die Annäherung einer anderen, vielleicht würdigeren Person zu verlieren. Diese Art Eifersucht entspringt entweder aus Schwäche, welche im Gefühl ihrer Unliebenswürdigkeit nicht das Bewußtsein hat, ihrer Sache sicher zu sein, oder aus Mißtrauen, welches, vielleicht den eigenen Maßstab verkehrt anwendend, die geliebte Person der so genannten „Untreue“ für fähig hält.

Mitunter mögen auch alle diese Motive zusammenwirken.

Die gemeinste Eifersucht ist eine Art Geiz oder Mißgunst, die, ohne der Liebe fähig zu sein, den Gegenstand der Eifersucht wenigstens allein besitzen will, indem sie von dem Herrenrecht ausgeht, das der eine Theil sich über den andern annahm. Diese Eifersucht, die man die sultanische nennen könnte, findet sich gewöhnlich bei alten, ausgemergelten „Ehemännern“, die der Teufel treibt, junge Frauen zu heirathen, und die alsdann Tag und Nacht von Hirschgeweihen träumen. Diese argusäugigen Wächter sind keiner Empfindung mehr fähig, die man Liebe nennen kann, vielmehr sind sie in der Regel herzlose Haustyrannen; gleichzeitig wissen sie, daß sie auch keine Liebe einflößen, daß sie also ihre Frau nicht glücklich machen können. Sie gönnen ihr aber kein glücklicheres Verhältniß, weil ihr Egoismus ihre eigene Unwürdigkeit nicht durch Einräumung eines Ersatzes zugestehen will, oder weil sie, was sie nicht verdienen, grade deshalb allein besitzen wollen, um es zu mißhandeln. Sie rächen die eigene Unliebendwürdigkeit dadurch, daß sie die (wirkliche oder supponirte) Liebendwürdigkeit ihrer Frau gleichsam außer Funktion setzen. Ich habe einen Mann gekannt, der, von seiner Frau verabscheut wie ein Aas, ihr keine andere Aufmerksamkeit bewies, als daß er sie mit ruheloser Angst bewachte und mit keifender Eifersucht verfolgte. Sie starb plötzlich durch ein Unglück. Verieth der Mann durch ihren Verlust in Verzweiflung? Bewahre! Es war ihm ein Zentnerstein vom Herzen gefallen und erleichtert rief er aus: „jetzt kann sie doch keinem Andren mehr angehören!“ Er selbst verlor also nichts an ihr; dennoch

konnte er den Gedanken nicht ertragen, sie in den Besitz eines Andern gelangen zu lassen. Das beweist, daß die Eifersucht nicht allein aus der Liebe entspringt.

Im Allgemeinen wird sich ergeben, daß die Eifersucht mehr ein Erzeugniß verkehrter Verhältnisse ist, welche unpassende Verbindungen schaffen und durch Sittenverderbniß Mißtrauen künstlich erzeugen, als eine nothwendige Zugabe der Liebe. Man denke sich eine Gesellschaft aus 10—100—1000 Paaren bestehend, die sämmtlich durch wirkliche Liebe verbunden sind. Ist unter diesen 2000 Liebenden Eifersucht möglich? Ich glaube nicht, weil jedes einzelne Individuum seines geliebten Gegenstandes durch Gegenliebe versichert ist. Nun denke man sich diese Gesellschaft zu einem ganzen, vernunftgemäß erzogenen Volke erweitert, in welchem die beiden Geschlechter alle mögliche Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntschaften und entsprechenden Verbindungen erhalten, so wird man die Eifersucht durch die bloße Sicherung der Liebe verbannt haben.

Die Dame, welche die Fragen stellt, leitet die Eifersucht aus der Selbstachtung her. Gleichzeitig weist sie darauf hin, daß sogar die Thiere eifersüchtig seien. Besitzen denn auch die Thiere Selbstachtung? Wenn ich die Fragestellerin recht verstanden habe, so wollte sie sagen, wer sich selbst achte, der dulde nicht, daß er von der geliebten Person vor einer dritten zurückgesetzt werde. Aber mir scheint, daß in solchem Fall die Selbstachtung uns nicht Eifersucht gebiete, sondern Rücktritt von einem Verhältniß, in welchem man uns durch das Interesse für eine dritte Person zu verstehen gibt, daß wir nicht mehr gewünscht werden.

Eine andre Freundin schrieb mir, sie sei durch die Eifersucht stets empört worden; entweder sei man durch Liebe einander garantirt, und dann brauche man sich nicht mit Argusaugen zu bewachen, oder die Liebe existire nicht und dann solle man sich trennen; wollte ihr Mann sie mit Eifersucht heimsuchen, so würde sie das als einen Mangel an Vertrauen, als eine Beleidigung, als eine Herabwürdigung aufnehmen.

Ich meinerseits kann mir die Eifersucht erklären, aber sie gleichsam doziern nicht. Sie ist eine Leidenschaft, von welcher grade die der Liebe Unwürdigsten am Meisten heimgesucht werden. Einem unschuldigen Mädchen, das in die Ehe tritt, wird es nicht einfallen eifersüchtig zu werden; alle ihre Unschuld sichert sie aber nicht vor der Eifersucht ihres Mannes, wenn derselbe früher ein Libertin war. Diejenigen pflegen die Eifersüchtigsten zu sein, welche das Bewußtsein haben, daß sie selbst die Eifersucht am Meisten verdienen. Die meisten Männer denken in Folge der jetzigen Erziehung und Verderbtheit so niedrig nicht bloß von dem männlichen, sondern auch von dem weiblichen Geschlecht, daß sie jedem Weibe in jedem Moment Das zutrauen, was sie selbst bei allen gesucht und bei den unglücklichsten, den Prostituirten, gefunden haben.

Wo die Eifersucht gerechtfertigt ist, da ist sie es in der Regel bei den Weibern. Ein Weib, dessen früheres Vertrauen durch besondere Anzeichen alarmirt worden und das nun sich mit steter Besorgniß abquält, ohne Gewißheit über die Untreue des geliebten Mannes erhalten zu können, ein solches Weib befindet sich in einer Lage, in welcher es die höchste Theilnahme und keinen Tadel ver-

dient. Aber auch sie leidet dann nur unter der Verkehrt-
heit der Verhältnisse, welche ihren Mann und dessen
Mitschuldige zu Heuchlern machen.

Die verwerflichste Seite der Eifersucht ist die, daß sie
die Person, auf welche sie sich richtet, in Fesseln zu schla-
gen, daß sie ihr die Freiheit des Handelns, das Recht der
freien Disposition über sich selbst zu rauben sucht. Dieser
Despotismus der Eifersucht hängt zusammen mit der bis-
herigen Ehe und der rechtlichen Ungleichheit der Geschlech-
ter. Wenn man aus einer geschlechtlichen Vereinigung
zweier souverainer Individuen geradezu ein Verhältniß der
Leibeigenschaft macht, so ist es natürlich, daß namentlich
der stärkere Theil die Emanzipation des andern als ein
Verbrechen zu bestrafen sich das Recht anmaßt. Daher jene
Brutalitäten roher Ehemänner, die erst durch alle mögliche
Unausstehlichkeiten die Liebe ihrer Frau verischerzen und
sie dann todtschlagen zu dürfen glauben, wenn ihr der
saubere Herr Gemal ekelhaft geworden und ein Anderer
ihrem Geschmack besser entspricht. Solche Fälle klären
am Besten über die Natur und die Folgen der gewöhn-
lichen Eifersucht auf. Wer dagegen auf derjenigen Höhe
der Freiheits- und Humanitätsbegriffe steht, worauf er
jedem Individuum das beständige Souverainitätsrecht
über sich selbst einräumt, der kann Niemanden zwangs-
weise in einem Verhältniß festhalten wollen, das seinen
Wünschen nicht mehr entspricht, und sollte es ihm auch
schwer werden, eine geliebte, oder durch Gewohnheit ihm
unentbehrlich gewordene Person von ihrem Souveraine-
tätsrecht zu Gunsten einer dritten Gebrauch machen zu
sehen, so wird er doch seine „Eifersucht“ durch die Un-

erkenntnis des fremden Rechts zum Schweigen bringen. Auch ist es so gut wie eine mathematische Gewißheit, daß derjenige Theil, welcher sich von dem andren freiwillig abwendet, zu wenig zu demselben paßt, als daß der letztere nicht überall für ihn Ersatz finden sollte.

Sittlichkeit.

Die Frömmigkeit hat der Unsittlichkeit, wie sie in den vorhergehenden Kapiteln gezeichnet ist, nichts entgegenzusetzen als Unterdrückung der Natur, Unnatur und Heuchelei. Die Vernunft theilhaftig sich nicht an diesem sinnlosen Beginnen sie erkennt die Berechtigung der Natur und ihrer Bedürfnisse offen und unbefangen an, aber sie sucht ihre Geltendmachung an vernünftige, wahrhaft sittliche Bedingungen zu knüpfen.

Es ist die Aufgabe des Menschen, der Natur zu folgen an der Hand der Vernunft. Von der Natur abweichen und zu der Natur zurückkehren auf dem Wege oder in der Form der Kultur, das ist der Entwicklungsgang der Menschheit und Menschlichkeit. Bloße Natur ist Nothheit oder Unfreiheit; die Natur gleichsam wieder hervorbringen mit Erkenntnis, mit Bewußtsein, das ist Kultur und Freiheit.

Beginnen wir mit der Freiheit selbst. Der Wilde ist frei; aber seine natürliche Freiheit wird unterjocht, um, zum Bewußtsein gekommen, später als gebildete Freiheit zurückzukehren. Eben so die Sitte. Das natürliche Verhältnis der Geschlechter geht unter in Sittenlosigkeit und Heuchelei, um als freie Liebe in sittlicher Bewußtheit und Form zurückzukehren. Die natürliche Freiheit gelangt in

dem Prozeß der Kultur durch die Schule der Unfreiheit zur wahren Freiheit und die natürliche Sitte durch die Schule der Unsitte zur wahren Sitte.

Die Kultur und die Freiheit machen den Menschen zu einem sittlichen Wesen. Die natürlichen Gesetze anerkennen mittelst der Vernunft und sie frei ausführen zu den Zwecken oder in den Grenzen der Kultur — das ist sittliche Bestimmung, sittliches Streben, sittliches Leben. Der Mensch ist durch die Vernunft Herr über seine Natur, nicht damit er sie unterdrücke, sondern damit er sie in veredelter Gestalt, als sein Werk, gleichsam erneuere.

Wenden wir diese Grundsätze der Freiheit und Sittlichkeit auf die natürlichen Bedürfnisse an. Das Thier ist von Natur in seinen Begierden beschränkt; der Instinkt verweist und bannt es in ein bestimmtes Geleise von Bedürfnissen, aus welchen herauszutreten es weder Versuchung noch Macht hat. Es frißt nicht um zu fressen oder sich durch Fressen zu amüsiren, sondern bloß um seinen Hunger zu stillen, und ist es gesättigt, so ist es auch befriedigt; es begattet sich aus physischem Bedürfniß in bestimmtem Maß und zu bestimmten Zeiten und außerhalb dieser Zeiten ruht sein Begattungstrieb von selbst. Weder bei der Stillung des Hungers, noch bei der Befriedigung des Geschlechtstrieb's kann es sich über das von der Natur bestimmte Maß hinaustreiben, oder gleichsam Variationen zu dem Thema der Natur machen. Mit einem Wort, es ist nicht frei, sondern bloß Sklave der Natur. Der Mensch aber ist frei. Ihm ist kein Bedürfniß bloß physisch vorgegeschrieben oder zugemessen, er hat vielmehr die Freiheit wie den Trieb, das bloße Bedürfniß zu überschreiten, dessen Befriedigung zum „Genuß“ zu machen

und den „Genuß“ zu übertreiben. Hätte er nicht die Freiheit und die Fähigkeit, das Bedürfniß der Natur zu überschreiten, so hätte er auch nicht die Freiheit und die Fähigkeit, von sich aus die Ueberschreitung zu unterlassen. Daß er sie unterläßt aus vernünftigen Motiven, daß er seinen Trieb regelt nach vernünftigen Zwecken, daß er durch seine Vernunft seiner Freiheit das Maß ihres Gebrauchs angibt, daß er den Zweck der Natur bewußt und freiwillig erfüllt, wie das Thier unbewußt und unfreiwillig, das ist sein Stolz, das ist Sittlichkeit.

Die Natur verleugnen oder die Zwecke der Natur, welche der Vernunft gleichsam das Material der Sittlichkeit liefert, hintertreiben, kann niemals sittlich sein, es ist vielmehr eben so unsittlich wie auf der andern Seite eine Ueberschreitung des natürlichen Maßes und Zieles. Es ist daher eine alte Jungfer (die vorzüglich ihrer Geschlechtsbestimmung entsagt) eben so unsittlich wie eine Buhlerin und ein Zölibatair eben so unsittlich wie ein Dirnenjäger.

Die falschen Begriffe von Sittlichkeit in Bezug auf geschlechtliche Angelegenheiten äußern sich in Dem, was wir gewöhnlich S c h a m nennen.

Was ist Scham? Sie ist im Allgemeinen die Scheu, etwas an den Tag zu legen, oder die Pein, etwas an den Tag gelegt zu haben, das die Mißbilligung Anderer zu erwarten hat. Ohne die Rücksicht auf Andere wäre keine Scham vorhanden. Die Existenz und der Grad der Scham hängt also zunächst von der Vorstellung des sich Schämenden ab und diese Vorstellung von dem wirklichen oder vorausgesetzten Urtheil Derer, welchen gegenüber die Scham sich äußert. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit

dieses Urtheils aber entscheidet, ob die Scham eine begründete ist oder nicht.

Denken wir uns die Menschheit in den Naturzustand zurück, so werden wir schwerlich annehmen, daß zwischen Mann und Weib eine geschlechtliche Scham existirte. Folgen wir dann aber der Entwicklung wieder vorwärts, so ist das Entstehen der Scham aus Neußerlichkeiten leicht zu erklären. Das periodische Unwohlsein des Weibes machte nach und nach auf den Mann einen unangenehmen Eindruck: das Weib verbarg sie — es schämte sich; die Schwangerschaft mit ihren Folgen entstellte die weibliche Schönheit: das Weib bedeckte sie — es schämte sich; im Verlauf der Fortpflanzung entstanden Mißgestalten und Krüppel: das mißgestaltete Weib kam seiner Gestalt durch Kunstmittel zu Hülfe — es schämte sich; die außerehelichen Kinder, für welche kein Familienvater sorgte und für welche die Mutter nicht sorgen konnte, fielen Andern zur Last, außereheliche Schwangerschaft wurde also verpönt: das Weib verheimlichte sie — es schämte sich; die Ausschweifungen gewisser schamloser Zeitalter riefen Rückschläge hervor, welche mit dem Uebermaß auch das Maß umstießen, man mußte also jede geschlechtliche Kundgebung vermeiden: man schämte sich; und seitdem gar die Religion jeder Unnatur den Stempel der Heiligkeit aufgedrückt hat, ist die verschlechte Natur vollens verschämt geworden und die ganze Welt schämt sich. Gerade in den Dingen aber, deren sie sich am Meisten schämen sollte, ist sie total schamlos geworden.

Eine absolute Scham gibt es also nicht und die jetzige Scham in Geschlechtsachen ist nicht eine ursprüngliche, in der Natur wurzelnde und mit ihr fortbestehende Regung,

sondern, wie oben bemerkt wurde, abhängig von fremdem Urtheil und ein Produkt der Umstände*).

Legen wir an die Scham den Maßstab der Vernunft, so ist sie nur gerechtfertigt, wo sie der wahren Sittlichkeit entspricht, also das sittliche Bewußtsein ausspricht, und auf diesem Wege kommen wir zu der Erkenntniß, daß die Prediger der Scham mitunter die wahren Prediger der Unsittlichkeit sind, derjenigen Unsittlichkeit, welche die Sittlichkeit fördern will durch Unterdrückung der Natur und Wahrheit. Man braucht wahrlich nicht nackt umher zu gehen, um zu zeigen, daß man frei sei von falscher Scham, und man braucht sich nicht auf offener Straße zu lieben, um zu beweisen, daß man der Natur ihr Recht wiederfahren lasse; aber nur ein Thor oder ein Heuchler wird äußeren Rücksichten das innere Gesetz und lächerlichen Vorurtheilen die unverfälschbare Natur zum Opfer bringen wollen.

Treten wir den Heuchlern mit einer offenen Sprache entgegen.

Ist es unsittlich, daß die Brust des Jünglings und der Jungfrau der Drang der Liebe erfüllt? Nein! Warum verlangt ihr Pfaffen denn, daß sie sich ihrer schämen sollen, wenn sie euch nicht um Erlaubniß gebeten haben? Ihr seid die Unsittlichen.

Ist es unsittlich, daß ein Weib ein Kind ihres Geliebten gebiert? Nein! Warum verstoßt ihr sie denn? Ihr seid die Unsittlichen, seid Barbaren. Ihr werdet verlan-

*) Man stelle die Priapssfeste neben die christliche Heuchelei und frage sich, worin das Wesen der Scham bestehe.

gen, daß die Bäume sich schämen sollen, Blüthen zu treiben und Früchte zu tragen.

Der Mensch, der sich seiner Natur schämt, ist nicht würdig, ein Mensch zu sein. Welchen vernünftigen Grund vermögt ihr Sittenprediger der Scham unterzulegen, die ihr unter den von euch dekretirten Bedingungen an die Geschlechtsliebe und an den Akt knüpfen wollt, welchem der Mensch seine Entstehung verdankt? Mit demselben Recht könnt ihr jede andere Bethätigung der menschlichen Natur, könnt ihr das Essen und Trinken an eure Bedingungen fesseln und der Verdammung preisgeben. Schämt ihr euch der Neigung und des Aktes, die euch zur Existenz bringen, so solltet ihr euch auch der Existenz selbst schämen, dazu habt ihr mitunter Grund genug.

Es gibt keine größere und widersinnigere Barbarei, als jene „sittliche“ Verdammungswuth, welche die Schwangerschaft des Weibes zur Schande macht, wenn nicht die Natur durch Pfaffen und Bürgermeister die Erlaubniß erhalten hatte, die Menschheit zu vermehren. Das schwangere Weib sollte unter allen Umständen „heilig“ sein, sollte unter dem Schutz und der Theilnahme der ganzen Gesellschaft stehen, die es vermehrt durch ein auf jeden Fall unschuldiges Mitglied. Statt dessen macht man es ihm zum Verbrechen, daß es nur ohne bürgermeisterliche und pfäffische Beihülfe Gelegenheit hatte der Gesellschaft ein neues Glied zu schenken, und heizt den Haß und die Verfolgung der Dummheit gegen die Unglückliche, als habe man es geradezu darauf abgesehen, sie zur Selbstmörderinn oder zur Kindesmörderinn zu machen. Kürzlich erhängte sich in der Schweiz ein armes Weib, weil sie sich schwanger glaubte und ihre Umgebung, welche diesen

Glauben theilte, sie zur Zielscheibe ihrer moralischen Schmähungen und „sittlichen“ Verfolgungen machte. Als man die Selbstmörderinn untersuchte, ergab es sich, daß ihre Schwangerschaft nur eine eingebil dete gewesen war ! Sie starb als ein Opfer naturverhöhnender Rohheit und ihr Mörder war die fromme, sittenrichtende Klerisei. Die Leichen der unglücklichen Weiber, die ihr aus dem Wasser zieht, die Reste gemordeter Kinder, die ihr in den Kloaken findet, die Körper der verzweifelten Mütter, die ihr auf das Blutgerüste schleppt — das sind die Zeugen eurer frommen Menschlichkeit, die statt Entbindungshäuser Zuchthäuser baut und die Findelhäuser durch die Hölle überflüssig zu machen sucht. In Paris versorgt man die Findelkinder als „enfants de la patrie“; in New-York z. B. läßt man die enfants de la patrie in den Straßenzinnen unterbringen. Die Reichen verführen die Mädchen und die Pfaffen verfluchen die Verführten und die Verführten ermorden die Theilnehmer ihrer Armuth und die Zeugen ihrer eingebil deten Schande. Das ist mit drei Worten die Moral unserer jezigen verheuchelten Gesellschaft in diesen Dingen.

Wenn ihr eure Töchter an reiche Lüstlinge verkuppelt habt, so begrüßt ihr ihre Kinder mit Jubel ; wird eure Familie durch einen armen Bewerber vermehrt, der nicht „heirathen“ kann, so überhäuft ihr die Mutter mit Schmähungen. Der Grund der Schande, die ihr schafft, liegt also nicht in der Handlung, welcher ihr sie anzuhasten sucht, sondern einzig in dem elenden Umstand, daß — ihr die Kinder eurer Töchter ernähren müßt. Ist aber dieß der Grund eures Zornes, so habt auch den Muth, ihn beim rechten Namen zu nennen und

begeht nicht die Heuchelei, eine pekuniäre Rücksicht in der Form einer Verdammung der menschlichen Natur und ihrer schönsten Bedürfnisse auszusprechen. Ihr werdet dann zu dem Bekenntniß gelangen, daß nicht die Liebe die Schuld trägt, sondern die unnatürlichen Verhältnisse, welche Tausende, ja Millionen hindern, ihrem Naturtrieb in einem sittlichen Verhältniß nachzuleben.

Wie muß euch rohen Gesellen, die ihr die Liebe nur als Pfaffen und die Mutterschaft nur als Krämer beurtheilt, eine Heloise erscheinen, welche, obgleich von den Frömmigkeiten des Mittelalters umgeben, lieber die Geliebte, als die angetraute Frau Abälards sein wollte! Sie war ein großes Weib, eins der größten Weiber der Geschichte, und ihr, ihr müßt sie nach euren Begriffen unter die „Sittlosen“ verweisen, weil ihr keine Menschen, sondern Pfaffen seid.

Wollt ihr die Scham kultiviren, so legt ihr recht strenge Begriffe von wahrer Sittlichkeit zu Grunde, aber sucht diese Sittlichkeit nicht im Gebiet eurer konventionellen Bornirtheit, eurer inhumanen Naturwidrigkeit und eurer schändlichen Heuchelei.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Mann und ein Weib, auch „unverheirathet“, sich einer wahren Liebe hingeben; aber es ist unsittlich, wenn ein alter Lüfling eine Jungfrau, die er wesentlich nicht beglücken kann, ihrer Körperreize wegen „heirathet“.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Mann und ein Weib, auch „unverheirathet“, sich einer wahren Liebe hingeben; aber es ist unsittlich, wenn der Mann das Weib bloß zur Befriedigung einer Begierde mißbraucht, ohne seinem Verhältniß durch eine wirkliche Ergebenheit Werth zu ver-

leihen, oder seinen Antheil an dem Schicksal der Liebenden zu übernehmen.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Weib gegen den Willen Anderer sich mit dem Manne vereinigt, den sie liebt; aber es ist unsittlich, wenn sie dem Willen Anderer zu lieb die Frau eines Mannes wird, den sie nicht liebt*).

Es ist nicht unsittlich, des angetrauten Ehegatten bei näherer Bekanntschaft überdrüssig zu werden und eine neue Liebe zu einem Anderen zu empfinden; aber es ist unsittlich, trotz dieser neuen Liebe das alte Verhältniß zu unterhalten, oder unterhalten zu müssen.

Es ist nicht unsittlich, die „Keuschheit“ an sich eben so wohl als Dummheit zu betrachten, wie das Hungerleiden an sich, aber es ist unsittlich, die „Unkeuschheit“ bis zur Unmäßigkeit zu treiben.

Es ist nicht unsittlich, ein Weib zur Hingekung zu bewegen, aber es ist unsittlich, ihr als Preis ihrer Hingekung nichts zu bieten als — eine erheuchelte Liebe.

Kurz, es ist unsittlich, die Gleichberechtigung des andern Geschlechts zu mißachten, es zu selbstischen Zwecken zu mißbrauchen, die Zwecke der Natur zu verfälschen oder zu vermengen, das geschlechtliche Verhältniß zu einem bloßen

*) Wie weit in solchen Punkten sich die „Sittlichkeit“, welche die persönliche Freiheit, die freie Neigung einem „höheren Willen“ unterwirft, verirren kann, zeigt u. A. die „neue Heloise“ von Rousseau, deren Haupttugend in der widrigen, poesielosen Unsittlichkeit besteht, daß sie aus kindlicher „Pflicht“ einen ihr durchaus gleichgültigen Mann heirathet und Kinder mit ihm zeugt unter den Augen ihres Geliebten, den sie der „Pflicht“ opfert. Pui über diese „sittliche“ Prostitution!

Mittel frivoler Sinnenbefriedigung oder niedriger Spekulation herabzuwürdigen, die Schönheit der Geschlechtsliebe durch pöflichen Unsinn zu verunstalten und wahre Empfindungen durch gemeine Heuchelei zu beflecken. Dieser Unsittlichkeiten schämt euch und ihr werdet keine andere Scham mehr nöthig haben!

Wohl gibt es noch eine andere Scham, die aber nicht diesen Namen tragen sollte, da ihr kein moralischer Anstrich anklebt. Es ist dieß jene zarte Scham, welche die Jungfrau empfindet, wenn sie die Grenzen der Jungfräulichkeit überschreiten soll, so wie jene weibliche Zurückhaltung überhaupt, welche die Reize zu verbergen oder zu hüten sucht. Diese „Scham“ ist entweder eine natürliche Folge der Gefühlsaffektion beim Uebergang in einen neuen Lebenszustand, oder sie ist der Ausdruck einer unbewußten Liebespolitik, welche mit ihren Reizen spart, um sie nicht zu entwerthen, oder zu profaniren. Auch kann sie der unbewußte Ausdruck des Gefühls sein, welches dem Weibe sagt, daß nicht ihm die Initiative der Liebe von der Natur zugetheilt sei. Endlich kann sie der Ausdruck einer Bescheidenheit sein, welche fürchtet, den hohen Vorstellungen, die der begeisterte Mann sich von den Reizen der Geliebten macht, nicht zu entsprechen.

Diese „Scham“, welche mit dem Bewußtsein oder der Furcht, etwas Verwerfliches enthüllt zu sehen, nichts zu thun hat, ist eine Zierde jedes Weibes und ihre Abwesenheit zeugt von Stumpfheit und Rohheit.

Die Ehe.

Ist die Ehe ein vom Staat, von der Religion, von der Polizei, von der Geistlichkeit, von der Verwandtschaft oder von irgend einer andern Macht befohlenes oder befehlbares Verhältniß?

Jeder wird antworten: sie ist die aus freier Zuneigung hervorgegangene Verbindung von Mann und Weib. Also nur das jedesmalige Paar, das eine solche Verbindung eingeht, trägt Motiv und Zweck derselben in sich und keine Macht der Welt hat ein Recht, dieß Motiv beherrschen oder diesen Zweck stipuliren zu wollen. Nur Freiheit bei der Schließung und Freiheit zur Auflösung der Ehe können ihr Wesen sichern, ihre sittliche Natur bedingen, die Erreichung ihrer Zwecke gewährleisten.

Die Hauptzwecke der Ehe lassen sich in drei Worte fassen: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft.

Wir haben in dem Kapitel „Sittlichkeit“ gesehen, wodurch sich der Mensch von dem Thier bei der Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse unterscheidet. Dieser Unterschied bezieht sich nicht bloß auf die Befriedigung der Geschlechtsbedürfnisse, sondern auch auf deren Folgen, die Fortpflanzung. Das Thier pflanzt sich bewußtlos fort und trennt sich eben so bewußtlos von seinen Jungen, sobald sie im Stande sind, selbst ihr Futter zu suchen. Und selbst diese bewußtlose Hülfe geht meistens nur von der Mutter aus, während das Männchen sich in der Regel nach der Begattung weder um Mutter noch um Junge bekümmert. Die bekannte leidenschaftliche Liebe der Thiere zu ihren Jungen ist zu Ende mit der Zeit, wo die

letztern keiner Hülfe mehr bedürfen, und Alte und Junge kennen sich nicht mehr.

Der Egoismus und die rohe Anschauung der Männer hat diesen Verlauf der Fortpflanzung auch auf das menschliche Geschlecht übertragen wollen. Das hieß mit andern Worten: wir wollen in diesem Punkt Thiere sein, nicht Menschen. Während das Thier im Weibchen nur das Werkzeug der Begattung erblickt, ist das Weib dem Manne nur eine Vervollständigung seines Wesens, ein zweites Ich, in und mit dem er erst sein ganzes Leben lebt; während im Thier eine bloß temporaire Anhänglichkeit die unentbehrliche Hülfe zur Aufzucht der Jungen sichert, sind dem Menschen die Kinder eine befriedigende Fortsetzung seiner Persönlichkeit, durch welche er sich mittheilt über den Tod hinaus in den unendlichen Strom der Menschheit. Und durch diesen sittlichen Zusammenhang und diese sittlichen Folgen der geschlechtlichen Vermischung entsteht zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Kindern dasjenige Verhältniß, welches wir durch das Wort *F a m i l i e* bezeichnen.

Also schon in Bezug auf die Fortpflanzung unterscheidet sich der Mensch vom Thier wesentlich durch das *F a m i l i e n l e b e n*. Die Familie zerstören wollen ist entweder eine große Verirrung, oder eine große Nothheit. Sie beruht in der Natur und begründet, mit sittlichem Bewußtsein erfaßt, das schönste, wahrste und sicherste Glück des Menschen. Das Thier hat keine Familie, weil es keine Vernunft hat; die Vernunft kann die Familie nicht zerstören wollen, weil sie damit die bloße rohe Natur herstellen, d. i. die Sittlichkeit und mit der Sittlichkeit sich selbst zerstören würde.

Je wichtiger nun aber die Familie für die Gesellschaft und den Einzelnen ist, je höher und edler ihr Begriff gefaßt wird, um so mehr muß als ihre Grundbedingung diejenige Freiheit erkannt werden, welche allein eine volle Uebereinstimmung, eine wahre Anhänglichkeit, eine innige Vereinigung zwischen Mann und Weib zuläßt. Auf die Wahl darf nichts einwirken, als die freie Zuneigung; der Trennung darf nichts im Wege stehen, wo diese Zuneigung und mit ihr das Bedürfniß der Vereinigung fehlt. Die Familie ist nicht denkbar ohne eigentliche Ehe, die Ehe nicht denkbar ohne Liebe, die Liebe aber ist nicht mehr abgegrenzt von der Prostitution, wenn ein Band des Zwanges das freie Band der Vereinigung überzieht. Soll die Fortpflanzung, um diesen Punkt festzuhalten, eine sittliche Bedeutung und sittliche Folgen haben, so darf sie nicht vor sich gehen in rohem, thierischem Zusammentreffen, aber eben so wenig in falschen oder erzwungenen Verhältnissen. Jedes Kind, das aus einer Verbindung entspringt, welche aufgehört haben würde, wenn nicht äußere Rücksichten oder zwingende Fesseln sie zusammenhielten, vererbt den Fluch des Unglücks und der Unsitlichkeit auf die weitere Nachkommenschaft.

Als zweiten Zweck der Ehe, welchen wir zugleich ihren Ursprung nennen müssen, bezeichnete ich die *L i e b e*. Ich spare mir die Mühe, gegen Philosophen anzukämpfen, welche die Existenz der Liebe leugnen wollen. Zugleich aber begnüge ich mich nicht damit, die Liebe bloß in ihrer romantischen Gestalt aufzufassen, und will nicht aus einem Hauch der Sinne und der Phantasie einen Grundpfeiler der sittlichen Ordnung der Dinge konstruiren. Ich lasse das Glück, welches dieser Hauch mit sich führt, in seiner

Schönheit bestehen, wo er vorhanden ist; aber wir müssen seinen Inhalt auf die Basis der Vernunft stellen und aus dem Nausch ein Bewußtsein machen. Dieß geschieht indem wir die Liebe zurückführen auf das volle Bewußtsein des Menschen von seiner Selbstherrlichkeit in der Welt, von seinem Werth und seiner Freiheit, dann aber auf die wahre Erkenntniß der Vorzüge an äußerer und innerer Schönheit, welche in den Liebenden nicht bloß ein sinnliches, sondern zugleich ein sittliches und ästhetisches Bedürfniß befriedigen. Die Liebenden müssen einander Das werden, was die Menschen bis jetzt durch die Worte „Gott“ und „Göttinn“ in die Wolken verjetzten, ja sie müssen sich mehr werden, nämlich die realisirten Ideale ihrer sittlichen Anschauung und ihres Schönheits-sinnes. Lernen sie sich in diesem Sinne suchen und erkennen, so wird die Liebe eine dauernde Begeisterung und Schiller wird eine Lüge ausgesprochen haben in dem Wort, das leider auf die meisten jetzigen Verhältnisse paßt :

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Im Gegentheil, der schöne Wahn wird zur schönen Wahrheit werden. Jede wirkliche Liebe edler und intelligenter Menschen wird durch die geschlechtliche Vereinigung nur befestigt. Das sogenannte „Ehebette“ ist das Grab der falschen, aber die Bundeslade der wahren Liebe.

Der Mangel an Liebe beruht stets entweder in einer sittlichen Verkommenheit, oder in einer falschen Wahl. Man erziehe die Menschen zur Liebe und lasse ihnen die Freiheit, eine falsche Wahl durch Trennung aufzuheben,

so wird die wahre Ehe tausend Verhältnisse verdrängen, die jetzt nichts sind, als Anstalten zur Verewigung des Unglücks und der Prostitution.

Man nennt die Liebe „blind“. Zu welchem Zweck? Gesezt, es ließe sich konstatiren, daß die leidenschaftliche Zuneigung zweier Menschen auf einer Täuschung beruhe, welche ihre Eigenschaften gegenseitig verschönere und erhöhe, so wäre damit das Glück nicht zerstört, das sie sich gegenseitig bereiten. Auf jeden Fall aber wird durch die Vorstellung, die sie sich von einander machen, ihre Fähigkeit dargethan, ein gewisses Ideal zu erfassen, und zeigt es sich im Lauf ihrer Bekanntschaft, daß dieses Ideal nicht erreicht wird, so kann dieß nur eine Anleitung sein, dasselbe in einem andern Verhältniß um so sicherer zu finden.

Uebrigens ließe sich gegen die Blindheit der Liebe Vieles einwenden. Ich wäre sehr geneigt, ihr Scharfsichtigkeit zuzuschreiben. Das liebende Interesse schärft grade den Blick zur Erkennung und Schätzung von Eigenschaften, die der Gleichgültige übersieht oder nicht würdigt. Auf diese Weise wären denn grade Diejenigen die Blinden, welche der Liebe Blindheit vorwerfen, und es käme nur darauf an, die Menschen unter einen Gesichtspunkt der Liebe zu bringen, um ihnen die Erkenntniß und Würdigung ihrer Eigenschaften zu sichern.

Aber, wird man fragen, wenn auch alle diese Zugeständnisse der Liebe gemacht werden sollen, wird sie im Stande sein, ein ganzes Leben auszufüllen? Kann sie, wenn sie auch die Flitterwochen, die Wochen der Probe auf die Möglichkeit einer Täuschung, überdauert, so lang die Herzen befriedigen, daß nicht das Bedürfniß der Ver-

änderung ihren Werth zu nichte macht und zuletzt eine Anarchie der Neigungen herbeiführt?

Diese Frage führt uns zu dem dritten Wort, wodurch ich Zweck und Inhalt der Ehe angab, zur *F r e u n d s c h a f t*.

Ich nehme also allerdings an, daß die Liebe in der Ehe aus dem Zustand leidenschaftlicher Anhänglichkeit in ein Verhältniß ruhiger *F r e u n d s c h a f t* übergeht; aber zugleich stelle ich die Behauptung auf, daß es nur in der Ehe eine wahre Freundschaft gebe.

Die Frage, ob zwischen Personen desselben Geschlechts eine wirkliche Freundschaft möglich sei, ist, so viel ich weiß, nirgendwo vom Zweifel beantwortet worden. Und doch bin ich sehr geneigt, sie gradezu mit Nein zu beantworten.

Allen Sympathien und Antipathien des Menschen ist der Egoismus, im guten Sinn, zum Grunde zu legen. Das Interesse ist der natürliche Leiter bei allen Schritten und es ist keine Gefahr dabei, dieß anzuerkennen, wenn diesem Leiter als Prüfer ein richtiges, allgemeines Prinzip zugesellt wird, also die Verfolgung des Interesse unter sittlicher Kontrolle steht.

Der Bestand und Werth eines Bündnisses zweier Personen hängt lediglich davon ab, daß diese Personen geeignet sind, gegenseitig ihrem Egoismus zu entsprechen, also gegenseitig ihre Bedürfnisse zu befriedigen, mögen diese Bedürfnisse nun Geistes-, oder Herzens-, oder physische Bedürfnisse sein. Nun ist es aber klar und die Erfahrung bestätigt es alle Tage, daß zwei Personen desselben Geschlechts, wenn sie auch durch einzelne Eigenschaften sich anziehen oder einander entsprechen, doch

niemals auf die Dauer in allen Dingen ein und dasselbe Interesse haben können, sondern früher oder später als Konkurrenten in irgend einem Falle gegen einander auftreten müssen. Einzelne Beispiele des Gegentheils kommen nur vor, wo Ueberspannung und Schwärmerei das persönliche Interesse der verschiedenen Personen einer Abstraktion des Freundschaftsverhältnisses opfert, oder wo die Umstände die beiden Personen in einer gewissen Entfernung von einander halten, so daß die Konkurrenz der beiderseitigen Interessen keinen Konfliktpunkt findet. Soll bei stetem Beisammensein ein Konflikt und eine Entfremdung vermieden werden, so muß die eine Person ihre Selbstständigkeit so weit aufgeben, daß das Uebergewicht der andern in eine dominirende Leitung übergeht. Ist dieß aber der Fall, so geht auch der eigentliche Begriff der Freundschaft, die zwischen Personen desselben Geschlechts bestehen soll, verloren.

Unter Männern ist es bald der Ehrgeiz, bald die Parteiliche, bald die Reibung der Charaktere, bald die Differenz der prinzipiellen Ueberzeugung u. s. w., unter Weibern gewöhnlich die Liebeskonkurrenz, die Eifersucht, die Eitelkeit u. s. w., was die Freundschaft zum Bruche bringt. (Beispiele von Freundschaft unter Weibern liefern fast nur alte Jungfern, welche allen menschlichen Neigungen, namentlich der geschlechtlichen Konkurrenz, entsagt haben.) Doch diese Kollisionspunkte verschwinden ganz neben der Alles entscheidenden Thatsache, daß Personen von einerlei Geschlecht gar nicht die Eigenschaften besitzen und besitzen können, welche sie in den Stand setzen sollen, einander ganz zu genügen, einander ganz auszugleichen und, ich mögte sagen, die Zähne an dem Mäder-

werk ihres Egoismus ganz in einander greifen zu lassen. Der Mann kann dem Manne niemals das Weib, das Weib dem Weibe niemals den Mann, wohl aber kann dem Manne das Weib den Mann und dem Weibe der Mann das Weib ersetzen. Die Unzulänglichkeit der Freundschaft unter Personen desselben Geschlechts haben am Sprechendsten die Griechen dargethan, welche die Freundschaftsverhältnisse, in die sich der Zeitgeschmack der Männer verirrt, gleichsam durch naturwidrige Herüberziehung des weiblichen Elements, der „Liebe“, zu vervollständigen suchten. Gewöhnt, die Weiber als untergeordnete Wesen zu betrachten, aber doch nicht im Stande, sich der Anerkennung des weiblichen Elements zu entziehen, verlegten sie dasselbe, wie es scheint, zum Theil in die Jünglinge, um seine Anerkennung durch das männliche Geschlecht zu sanktioniren. Und indem sie dadurch das Weib unbewußt herabsetzten, rächten sie es zugleich an sich selbst, indem sie sich durch das Weibliche zu vervollständigen, zu idealisiren suchten.

Die Bestimmung der beiden Geschlechter ist, einander zu vervollständigen, einander zu vollständigen Menschen zu ergänzen. Diese Ergänzung ist das Band wahrer Freundschaft und wenn von der einen Seite der Schriftsteller nicht ganz Unrecht hat, welcher sagt: „ein Mann und eine Frau machen zusammen zwei Engel, zwei Frauen aber machen zusammen zwei Teufel“, so trifft auf der andern Seite Rousseau genau die Wahrheit indem er sagt: „der beste Freund eines Mannes ist seine Frau“. Ich gebe zu, daß das psychologische Interesse und die Gemeinsamkeit idealer Zwecke unter Männern ein Verhält-

niß herbeiführen kann, welches den Namen Freundschaft verdient; allein nach unsern Begriffen erfordert die ganze Freundschaft auch eine gänzliche Hingebung, ein ganzes Vertrauen und eine gegenseitige Unentbehrlichkeit, die unter Männern eben so wenig vorhanden ist wie unter Weibern und nur durch die Geschlechtsverschiedenheit bedingt wird.

Die Verschiedenheit der zwei Geschlechter ist auch in Bezug auf die äußere Charakterbildung durchaus und allein geeignet, ein Freundschaftsverhältniß zu begründen. Während der Mann als Repräsentant der Kraft dem Weibe imponirt, ist die schmiegsame Natur des Weibes ganz dazu gemacht, dem männlichen Uebergewicht sich unterzuordnen, ohne daß die Unterordnung in ein Aufgeben der Persönlichkeit oder eine sklavische Abhängigkeit übergeht. Von der andern Seite macht der Mann nur dem schwachen Weibe Konzessionen, die er einem Rivalen an Kraft niemals machen würde. Nur Mann und Frau können die geeignete Subordination mit gerechter Koordination naturgemäß vereinigen.

Das Weib ist aber nicht bloß schmiegsam, es ist auch treu, innig und aufopfernd. Das Weib verwächst in das Verhältniß zu seinem Freunde mit ganzer Seele, und wo der schroffere Egoismus oder die polemische Natur des Mannes einen Riß entstehen läßt, weiß die Liebe des Weibes ihn gleich wieder auszufüllen. Das Weib ist das einigende Element bei der Knüpfung und das versöhnende bei der Erhaltung eines Verhältnisses. Das Weib ist nicht bloß ein ganzer Freund, sondern es hört auch nicht auf es zu sein, wenn der Mann nicht die Freundschaft gradezu unmöglich macht. Wenn ich mich zu besinnen

habe, ob ich jemals ganze Freunde, so bin ich gewiß, daß ich ganze Freundinnen gefunden habe.

Da hier von der Ehe die Rede ist, so versteht es sich, daß die Freundschaft nur als eine Form oder Modifikation der Liebe aufgefaßt werden kann. Sie ist die Liebe ohne die Leidenschaft der Liebe, sie ist die Liebe ohne Sinnlichkeit, sie ist das Wohlwollen, das Vertrauen und die Anhänglichkeit eingeleitet und befestigt durch die geschlechtliche Hingebung und Vereinigung. Sie vereinigt also, ich mögte sagen, mit der Befriedigung des Egoismus zugleich die größte Egoismuslosigkeit und ist deshalb durchaus geeignet, ein Verhältniß für das ganze Leben zu begründen. Uebrigens ist damit nicht die Nothwendigkeit zugegeben, daß eine wirkliche Ehe nur in einer Vereinigung auf Lebenszeit bestehen könne.

Nachdem wir die drei Hauptzwecke und Erfordernisse der Ehe festgestellt, müssen wir noch einen Punkt beseitigen, der sich auf ein besonderes Recht bezieht, das die Männer vor den Weibern voraus haben wollen, ein Recht, das, wenn es bestände, jede Ehe unmöglich machen würde. Ich meine das prätendirte Recht der sinnlichen Extravaganz.

Wir haben gesehen, wie das männliche Geschlecht in der Liebe entartet ist. Das Weib ist die Vestalinn geblieben, welche das Feuer der Liebe in seiner Reinheit gewahrt hat, während der Mann es im Rauch sinnlicher Leidenschaft erstickte. Während der Mann im Allgemeinen stets sinnlich disponirt ist, auch ohne das mindeste höhere Interesse für das Weib zu empfinden, welches ihm dient, erwacht die Begierde des Weibes in der Regel nur durch die Liebe, und eine Hingebung ohne Zuneigung ist

dem wahren und edleren Weibe völlig fremd. Bei ihm haftet die Begierde nicht bloß am Geschlecht, wie beim Manne, sondern zugleich an der Person. Ausgezeichnete Weiber haben mir ohne Rückhalt ihre Gedanken über diesen Punkt ausgesprochen. Sie geben die Möglichkeit zu, daß ein Moment der Ueberraschung auch einem fremden Manne gegenüber, wenn derselbe durch Schönheit oder Männlichkeit imponirt, das Weib in sinnliche Aufregung versetzen könne, aber zwischen dieser Aufregung und einer Hingebung liege auch in solchem Fall noch ein weiter Weg und jeden Falls könne mit einer bloß körperlichen Hingebung nie für das Weib ein Verhältniß abgeschlossen und sein Wunsch erfüllt sein. Dieß liege nicht bloß in der Erziehung, sondern auch in der Natur des Weibes.

Das Weib ist sinnlich, wenn es liebt, während der Mann in der Regel nur liebt, wenn er sinnlich ist. Es fragt sich nun: besteht hier ein wesentlicher Naturunterschied oder nicht? Hat beim Manne die Sinnlichkeit ein besonderes Bedürfniß neben der Liebe, mithin ein besonderes Recht, oder nicht? Oder ist von ihm zu fordern, daß er gleich dem Weibe die Sinnlichkeit in den Grenzen der Liebe halte? Es gibt hier Punkte zu erörtern, auf die sehr viel ankommt, über die sich aber noch keine feste Ansicht gebildet zu haben scheint, namentlich deshalb, weil die Heuchelei oder der Egoismus sie nicht zur Sprache bringen wollte. Ich aber habe mir vorgenommen, alle menschliche Fragen menschlich zu besprechen. Nur die Noth und das böse Gewissen hat zu fürchten, bei solcher Besprechung zu weit zu gehen.

Die gewöhnliche Ansicht geht dahin, der Mann habe

mehr sinnliche Bedürfnisse, namentlich mehr Bedürfniß der Abwechslung, mithin mehr Necht zu dessen Befriedigung, als das Weib. Selbst geistreiche Männer, die nicht durch Erziehung vorzugsweise sinnlich disponirt waren und die sich allgemein durch ein sittliches Streben auszeichneten, habe ich ihre Ansicht dahin aussprechen hören, daß im Staat der Zukunft der Mann sich nicht auf ein einziges Weib beschränken könne, sondern die Freiheit haben müsse, mit einer beliebigen Anzahl Weiber, die indeß nicht beisammen zu wohnen brauchten, gleichzeitig in einem (sogenannten) ehelichen Verhältniß zu leben.

Der Mann soll also gleichsam ein menschlicher Hahn sein, der sich einen Hof von menschlichen Hühnern hält.

Wenn die Weiber Hühner wären, so ist nicht zu bezweifeln, daß die Hähne sich zahlreich genug um sie versammeln würden. Aber die erste Schwierigkeit, auf die wir hier stoßen, ist das **Widerstreben der Weiber**. Man frage unter allen Weibern herum und man wird nicht ein einziges finden, welches bereit wäre, einen geliebten Mann mit einem andern Weibe zu theilen, es müßte denn, wie bei den Mormonen, durch einen dummen Fanatismus um sein Bewußtsein gekommen sein. Der Graf von Gleichen müßte in unserer Zeit sein breites Ehebett um die Hälfte schmaler machen lassen. Nur ganz bedeutenden, imponirenden männlichen Erscheinungen, wie z. B. Göthe, ist es gelungen, mehrere Weiber zugleich **t h e i l w e i s e** zu beglücken oder den Einspruch der Rivalität bei ihnen zum Schweigen zu bringen, was aber durchaus keine Zustimmung bedeutete. Das Weib wird durch das richtige Gefühl geleitet, daß ein wirk-

liches Eheverhältniß nur unter zwei Personen existiren könne. Und indem das Weib diesem Gefühl gemäß die Zumuthung zurückweist, den Geliebten mit andern Weibern zu theilen, macht es nur von seinem Rechte Gebrauch, und bei der Aufstellung dieses Rechts wird es an die Männer die Frage richten: welcher von ihnen sich die Zumuthung machen lasse, mit andern Männern seine Geliebte zu theilen?

Was ein Mann oder ein Weib an Liebe, an Vertrauen, an Hingebung besitzt, das findet seine vollständige Verwendung bei einer Person. Es ist nicht möglich, zwei Männer oder zwei Weiber zugleich wahrhaft zu lieben. Ein Mann kann zu gleicher Zeit zwanzig Maitressen, aber nicht zwei Frauen haben. Das Weib aber hat das Recht, Frau sein zu wollen, es hat das Recht zu fordern, daß ihm Alles gegeben werde, was es selbst bietet, und es ist eine Verkennung seines Rechts nicht minder wie der Natur der Ehe, wenn man dem Weibe die Bescheidenheit zutraut, sich mit ihrer Liebe gleichsam auf die Lauer zu setzen, bis der Geliebte bei ihren Kolleginnen die Kunde gemacht hat und die Reihe des Besuchs an sie kommt.

Das Weib verlangt nicht mehrere Männer, aber Einen will es ganz. Nur entartete Weiber, durch Erziehung und Umgebung an Sittenlosigkeit gewöhnt, oder durch eine abnorme Körperbeschaffenheit getrieben, können Verhältnisse mit mehreren Männern zugleich unterhalten oder gar in die Fußstapfen einer Messaline treten, von welcher Juvenal sagt, daß sie aus den Schlupfwinkeln der Wollust „ermattet, aber nicht gesättigt“ nach Hause zu gehen pflegte. Wollen die Männer auf das sinnliche Vermögen

ein Recht gründen, mit mehreren Weibern zugleich „ehelichen“ Umgang zu pflegen, so haben sie Gelegenheit, sich durch Pariser Messialinen überzeugen zu lassen, daß die Weiber das Recht geltend machen könnten, fünfzig Männer zu haben, wo ein Mann fünf Weiber verlangte.

Von der andern Seite aber könnten sie sich durch edle Weiber, welche sich der Liebe mit voller Freiheit und ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt hingaben, überzeugen lassen, daß es kein Bedürfniß des weiblichen Geschlechts ist, über mehrere Männer zugleich zu verfügen. Die Ninon, die Sand u. s. w. haben sich nicht auf Ein Liebesverhältniß beschränkt, aber sie haben niemals zwei Männer zugleich geliebt, d. h. mit zwei Männern zugleich ein Eheverhältniß unterhalten. Sie haben jedes einzelne Verhältniß unverfehrt erhalten, bis es sich überlebt hatte, und dann ein neues begonnen, also eine neue Ehe geschlossen. Und sicher würden sie sich an einen einzigen Mann gehalten haben, wenn sie einen gefunden hätten, der die Eigenschaften besaß, so außerordentliche Weiber ihr ganzes Leben lang zu beglücken oder zu interessiren.

Betrachten wir es daher als feststehend, daß das Weib, wie es nicht mehrere Männer zugleich begehrt, so auch im Eheverhältniß keine Nebenbuhlerinnen duldet. Könnte es also zweifelhaft sein, ob der Mann sich auf je ein Weib zu beschränken habe, so würde die Stimme des Weibes den Ausschlag geben. Es wäre vernunftwidrig, anzunehmen, daß es in der Natur des Mannes liege, mehrere Weiber zugleich zu bedürfen, in der Natur des Weibes dagegen, die Entfernung dieses Bedürfnißes als eine Lebensfrage zu behandeln. Wo es Völker gab oder gibt, bei denen der Mann sich neben der „Chefrau“ Beischlä-

ferinnen hielt (z. B. die Wilden, die Alten, die Muselmänner), da finden wir diese Unsitte eben in der Entrechnung und Herabwürdigung des Weibes begründet, welcher dasselbe sich nur so lang fügt, als es nicht zum Bewußtsein seiner selbst gelangt ist. Eine solche Herabwürdigung hat den nämlichen Ursprung, wie diejenige der indischen Weiber, welche sich dem todten Manne zu Ehren in die Flammen stürzen müssen. Ich komme daher zu der Folgerung, daß die Ansprüche der Männer auf Abwechslung lediglich in den bisherigen Verhältnissen und der bisherigen Erziehung ihren Grund haben und die Stimme des Weibes sie in die richtigen Schranken zurückzuweisen hat. Ein Mann, welcher auf unserem Kulturstandpunkte mehrere Weiber zugleich begehrt, geräth also

- 1) in Widerstreit mit dem Willen jedes einzelnen derselben und kann nur durch Betrug und Verheimlichung zu seinem Zweck gelangen,
- 2) verletzt er das Recht,
- 3) beleidigt er die Würde des Weibes und
- 4) zerstört er die Ehe und mit ihr die Sittlichkeit in dem Verhältniß der beiden Geschlechter.

Wie nun die Ehe und Sittlichkeit sichern? Wie den Einspruch der männlichen Begierde beseitigen, welche unter den jetzigen Verhältnissen stets über die Grenzen der Sittlichkeit hinausdrängt? Die Erreichung dieses Zwecks ist nach Allem, was bisher erörtert worden, nicht zu hoffen ohne die Erfüllung folgender Forderungen:

- 1) Sicherung der Jugend vor geheimen Lastern durch sorgfältige Erziehung, geeignete Beschäftigung und genaue Aufsicht, damit nicht der Trieb der Wollust wider-

natürlich früh gepflegt werde und die Befähigung zur Geschlechtsliebe untergrabe.

2) **Frühzeitige Verehelichung** der jungen Männer und Jungfrauen, damit nicht der Mangel an Gelegenheit zur Befriedigung des erwachten Geschlechtsbedürfnisses sie auf Abwege treibe. Es wird dabei unterstellt, daß das zu frühzeitige Hervortreten der Geschlechtsbegierde eben Folge der bisherigen schlechten Erziehung ist und daß der junge Mann vor der Zeit seiner Verehelichung kein Geschlechtsbedürfniß zu befriedigen hat. Er ist also bei der Verehelichung nicht an Ausschweifung gewöhnt, seine erste Geschlechtsbefriedigung fällt zusammen mit seiner ersten Liebe und hierdurch wird er auf den Standpunkt der Sittlichkeit zurückgeführt, auf welchem der nicht der Prostitution anheimgefallene Theil des weiblichen Geschlechts stehen geblieben ist. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes wird also ganz in das eheliche Verhältniß verwiesen. Damit es aber möglich gemacht werde, diese sittliche Schranke aufrecht zu erhalten, muß

3) die Freiheit der Verehelichung nicht durch weitläufige Formalitäten und hemmende Bedingungen beschränkt werden. Das Einverständniß der Liebenden und die Anzeige über ihre Verbindung muß zur Schließung einer Ehe genügen. Nicht der Pfaffe macht die Ehe, nicht das Gesetz macht die Ehe, nicht die Eltern machen die Ehe, nicht der Bürgermeister macht die Ehe, sondern die Liebe und Uebereinstimmung der Gatten macht sie. Man mache also die Ehe von nichts abhängig, als von — den Bedingungen ihrer Existenz.

4) Die Freiheit, welche bei der Schließung der Ehe herrscht, muß auch bei der Trennung herrschen. Ob der Zweck der Ehe erreicht worden, das kann nur dem Urtheil Derer überlassen sein, welche sie geschlossen haben. Fühlen sie sich nicht befriedigt, so heißt es die Ehe mit Gewalt zerstören, wenn man sie mit Gewalt zusammenzuhalten sucht. Durch diese Gewalt würde wieder Das eingeführt, was eben hauptsächlich verhütet werden soll, nämlich Ausschweifung außerhalb der Ehe. Die Verehelichten sind nicht der Ehe wegen, sondern die Ehe ist der Verehelichten wegen da, es müssen sich also ihre Bande lösen, wenn sie Fesseln geworden sind. Was ist der Zweck der Ehe? Wir haben gesehen: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft! Und dazu wollt ihr uns zwingen durch Erschwerung der Scheidung? Seltsamer Wahnsinn!

5) Sorge des Staats für die Kindererziehung. Wenn die Eltern länger als etwa die ersten Jahre durch die Sorge für die Erhaltung und Erziehung der Kinder an das Eheverhältniß gefesselt sind, so entsteht, namentlich unter ungeordneten ökonomischen Verhältnissen, entweder die Gefahr, daß sie ihre Elternpflicht auf Kosten der Ehe erfüllen, indem sie wider ihre Neigung beisammen bleiben, oder daß bei der Trennung die Last der Kinderversorgung bloß dem einen Theile zufällt, oder endlich, daß diese Versorgung zum Nachtheil der Kinder ausschlägt. Sind die Eltern bemittelt genug, um die Staatshülfe entbehren zu können, so werden sie natürlich auch ohne dieselbe vor der Gefahr gesichert sein, daß der Sorge ihre Liebe oder ihre Freiheit geopfert werde; die meisten aber sind unbemittelt und der Staat verliert

wahrlich nichts dabei, daß er ihnen durch die Erziehungs-
kosten die Gelegenheit abkauft, gesittete und glückliche
Bürger zu erziehen, statt unsittliche und unglückliche. So
lang indeß der Staat nicht dazu gelangt ist, in letzter In-
stanz allen Kindern die Erziehung zu sichern, versteht es
sich von selbst, daß mit der Freiheit, die Ehe beliebig zu
trennen, die *g e m e i n s a m e* Verpflichtung der Eltern
verbunden bleiben muß, die Erziehung und Versorgung
ihrer Kinder zu übernehmen.

Die Einwendungen und Bedenken, welche man gegen
diese Forderungen erheben wird, sind leicht vorauszu-
sehen, zumal da bei der Beurtheilung von Ansprüchen, die an
eine künftige Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände
gestellt werden, die Gegner gar zu gern nur die bestehen-
den Verhältnisse zur Grundlage ihrer Voraussetzungen
machen. Zunächst wird man die „sittliche“ Besorgniß
ausprechen, daß die Freiheit, ein eheliches Verhältniß
nach Belieben zu schließen und wieder aufzulösen, die
Menschen in Gefahr bringen werde, die Ehe bloß als
Mittel der Abwechslung bei der Befriedigung ihrer
Begierden zu benutzen. Man werde sich heute ver-
binden und morgen einander wieder verlassen u. s. w.
Gesezt, eine derartige Voraussetzung könnte eintref-
fen, so beantworte man sich zunächst die Frage, ob
dadurch der sittliche Zustand der Gesellschaft schlimmer
werden könnte, als er jetzt ist? Als ob die jetzige Gesell-
schaft dabei irgend ein Risiko laufen könnte! Wäre selbst
die offen proklamirte Freiheit der Unzucht im Stande, die
Menschen auf einen höheren und ekelhafteren Grad der
Sittenverderbniß zu treiben, als die jetzige geheime Pro-
stitution erreicht hat? Sicher nicht. Aber man stelle sich

auf einen andern Standpunkt. Man vergegenwärtige sich, daß man sich in einer durchweg gebildeten, normal zusammengesetzten, in ihren Hauptinteressen gesicherten, zur Freiheit erzogenen Gesellschaft befindet und frage sich, ob in solcher Gesellschaft der Mann die Freuden eines innigen Verhältnisses mit einem geliebten Weibe und das Glück, in seinen Kindern gleichsam die Fortsetzung seiner Existenz gesichert zu sehen, geringer anschlagen werde, als die türkische Genugthuung, jede Nacht eine andere Beischläferinn zu haben. Sodann behalte man im Auge, daß die Weiber der Zukunft nicht die Weiber der Gegenwart sind, und frage sich, ob dieselben, wenn sie ökonomisch unabhängig von den Männern geworden, sich noch dazu verstehen und ein Glück darin finden werden, bloß die wechselnden Beischläferinnen moderner Türken zu sein. Diejenigen Verheiratheten, welche ganz zusammen passen und sich glücklich mit einander fühlen, werden sich wahrlich nicht bloß deshalb trennen, weil sie volle Freiheit dazu haben, und Diejenigen, welche sich nicht glücklich beisammen fühlen, können durch freien Wechsel sich und der Gesellschaft jedenfalls nicht so viel schaden wie jetzt. Man denke sich sogar die Möglichkeit, daß ein Mann sich jedes Jahr mit einer andern Frau verbinde, und erwäge dann, ob es unsittlicher sei, daß er in seinem Leben ein Paar Duzend Frauen, oder daß er einige Hundert Maitressen gehabt habe.

Eine weitere Frage der Bedenklichen, die eben nur nach den gegenwärtigen Zuständen ihre Berechnung machen, wird sein, ob die Freiheit des Ehewechsels und die Versorgung der Kinder durch den Staat nicht die Familie zerstören müsse.

Die Familie bildet sich durch die Anhänglichkeit der Ehegatten unter einander durch die Liebe zu ihren Kindern. Diese Anhänglichkeit und diese Liebe sind ein natürliches Bedürfniß und befriedigen ein Interesse, welches durch kein höheres und größeres verdrängt werden kann. Es ist also eine ganz falsche Voraussetzung, daß für Eltern, die sich wirklich lieben, die Auflösung der Familie ein Interesse habe; für und durch diejenigen aber, die sich nicht lieben, verliert die Familie allen Werth und alle sittliche Natur. Es ist daher eine Wohlthat für die sittliche Gesellschaft, solchen Familien die Auflösung möglich zu machen. Ueberdies besteht das Bedürfniß der Eltern, die Kinder stets bei sich zu haben, in der Regel nur in den ersten Lebensjahren der letztern. Endlich aber wird durch die Aufnahme der Kinder in öffentliche Anstalten eine Trennung derselben von den Eltern durchaus nicht bedingt, vielmehr wird der Verkehr unter beiden stets so weit frei gegeben werden müssen, als es der Zweck der Anstalt gestattet.

Es versteht sich von selbst, daß ein Zwang, die Kinder in einem gewissen Alter öffentlichen Anstalten zu übergeben, für die Eltern nicht bestehen soll; der Staat soll nur die Möglichkeit und die Gelegenheit dazu bieten. Thut er dieß aber in rechter Weise, so wird eben auch kein Zwang nöthig erscheinen.

Die Erreichung eines Ideals, sei es in welchem Gebiet es wolle, wird sich kein vernünftiger Mensch in den Kopf setzen. Bei allen Reformbestrebungen muß das richtige Prinzip als ideale Richtschnur herausgefunden und vorangestellt werden. Die möglichste Annäherung ist dann Sache der Umstände und praktischen Möglichkeiten. Es

wird daher nicht daran gedacht, daß die Erfüllung obiger Forderungen alle unsittliche Elemente aus der Gesellschaft entfernen werde. Eben so wenig ist die Rede davon, einen neuen Zustand über Nacht zu gründen oder die Nachwirkungen früherer Zustände sofort abzuschneiden. Genug, wenn die aufgestellten Grundsätze als richtig erkannt werden, Anhänger gewinnen und, so weit es möglich ist, den Aufgeklärten beider Geschlechter schon jetzt zur Richtschnur ihres Handelns dienen.

E h e b r u c h.

Die Leute der officiellen Sittlichkeit und der theologischen Moral werden sich pflichtschuldig empören über die Behauptung, daß es im Grunde gar keinen Ehebruch gebe. Sie werden glauben, die moralische Welt, deren Hauptaufgabe bisher darin bestanden zu haben scheint, möglichst viel Verbrechen zu schaffen, um möglichst viel verdammen zu können, diese moralische Welt müsse untergehen, wenn man sie um eins ihrer pikantesten Verbrechen ärmer mache. Und doch wird sich die Welt am Ende diesen Verlust müssen gefallen lassen und sogar zu der Erkenntniß kommen, daß zur Zerstörung des pikanten Verbrechens im Prinzip eine strengere sittliche Auffassung erforderlich ist, als zur Beibehaltung desselben.

Soll die Ehe gebrochen werden, so muß der Bruch nothwendig durch Das hindurch gehen, was die Ehe bildet, was ihr Wesen, ihre Bedingung, ihr Inhalt ist. Die Ehe ist kein Geschäftsvertrag, sie ist ein Herzensbund und die Liebe ist die Bedingung dieses Bundes. Ein Ehebruch muß also ein Bruch der Liebe sein, die Liebe aber

bricht nicht sich selbst, ihr Bruch ist also gleichbedeutend mit Mangel an Liebe, und da eine Ehe ohne Liebe keine Ehe mehr ist, kann ein sogenannter Ehebruch nichts Anderes sein, als ein thatsächlicher Beweis, daß keine Ehe mehr existirt.

Es gibt eben so wenig einen Ehebruch wie einen Nachtbruch, einen Tagbruch u. s. w. Wenn es Tag wird, ist es eben nicht mehr Nacht, und wenn es Nacht wird, ist es nicht mehr Tag. Wenn Jemand Neigung zu Dem verspürt, was man Ehebruch nennt, so ist der Ehebruch schon vollendet ohne die That. Es existirt dann schon keine Ehe mehr, weil keine Liebe mehr existirt, weil die zur Ehe erforderliche Liebe entweder nicht vorhanden war oder durch eine andere verdrängt ist.

Die frommen Moralisten werden nun sagen, dieß heiße den Ehebruch freigeben unter dem Vorwand des Absterbens der alten und des Erwachens einer neuen Liebe. Aber diese frommen Leute wissen eben nicht, was Liebe ist. Die Liebe ist keine Sache der Willkür. Wer liebt, wird und kann eben so wenig die Liebe aufgeben zu irgend einem Zweck, wie Derjenige, der nicht liebt, zu irgend einem Zweck eine Liebe erzwingen kann.

Es ist eben unsere „sittliche“ Verfehrung der sittlichen Begriffe, welche es bis jetzt möglich gemacht hat, eine Ehe in Cours zu bringen und bestehen zu lassen ohne das Erfoderniß der Ehe, die Liebe. Die wahre Sittlichkeit fodert, daß die Ehe auch äußerlich aufgelöst werde, wenn sie innerlich aufgehört hat, eine Ehe zu sein, wenn sie also nichts mehr ist, als ein Verhältniß des Zwanges, der Heuchelei, der Prostitution. Die Heuchelei der frommen Moralisten hält aber mit Gewalt das äußere Verhältniß

noch fest, wenn auch Zweck, Wesen und Inhalt verloren gegangen, das innere Band zerrissen ist, und entzieht sich ein Theil diesem Zwang, um auswärts die beleidigte Freiheit zu rächen und die Früchte erzwungener Heuchelei an's Licht zu bringen, so nennt man diesen Beweis einer nicht mehr existirenden Ehe — Ehebruch.

Der Ehebruch soll ein Bruch der *Treue* sein. Aber was ist *Treue*? Sie ist weiter nichts, als eine bethätigte Liebe. Wenn aber eine Liebe bethätigt werden soll, muß sie vor allen Dingen *existiren*. So lang ich liebe, kann ich nicht „untreu“ werden, und sobald ich untreu bin, liebe ich nicht mehr. Eine von der Liebe gesonderte *Treue* anzunehmen, ist gradezu ein Widerspruch in der Voraussetzung. Die *Treue* ist die in der That und durch die That fortdauernde Liebe. Sie ist also im Grunde gar keine *Pflicht*, sondern eine *Gesinnung* oder eine *Nothwendigkeit* dieser Gesinnung. Eine *Treue* ohne diese Gesinnung, also eine bloß körperliche oder mechanische Enthaltksamkeit, kann für das Wesen und den Zweck der Ehe nicht den mindesten sittlichen Werth haben.

Aber es sind wieder die Männer und die Frommen, welche die Erfindung gemacht haben, daß es auch eine *Treue* ohne Liebe, ohne treue Gesinnung, d. h. eine Selbstverleugnung gebe, welche, einem fremden, eingebildeten Zwecke zu lieb, ihr Gefühl einem falschen Verhältniß opfern müsse. Wie wir oben gesehen, hatte der Mann, als der Stärkere, sich gewöhnt, in beliebiger Art und beliebigem Wechsel über das herabgewürdigte schwächere Geschlecht zu verfügen, welchem sein rohes Herz noch keinen dauernden Reiz abgewinnen konnte. Dennoch

musste ihn sein Gefühl nach und nach zu der Erwägung bringen, ob nicht das Weib im Grunde ein Recht und um so mehr Recht habe, seinem Beispiel zu folgen, je öfter er ihm damit voranging. Das Weib aber machte von diesem Rechte keinen Gebrauch, weil es ihn trotz seiner Willkür fort und fort liebte, und diese unverdiente Treue erschien ihm so erstaunlich und schwer, daß er darin eine ganz besondere Tugend erblickte. Und da er ein Egoist und Despot war, machte er auf diese Treue, über die er sich Anfangs gewundert hatte, später ein Recht geltend, er lernte vom Weibe Treue fordern, auch wenn es ihn nicht mehr liebte, und machte die Untreue zum Verbrechen. Wir haben auch oben gesehen, daß es bei allen rohen Völkern einen Ehebruch durch die Frau, nicht aber einen Ehebruch durch den Mann gibt. Und auch bei den zivilisirten Völkern macht die Gesetzgebung wesentliche Unterscheidungen. So ist z. B. der Ehebruch durch die Frau überall ein Scheidungsgrund, der Ehebruch durch den Mann gewöhnlich aber nur in den Fällen, wo er eine Weischläferin in der gemeinsamen Wohnung gehalten hat.

Wenn ein Weib untreu ist, hat auch seine Liebe aufgehört. Das wird kein Mann bestreiten. Seine eigene Liebe aber will er von der Existenz der Treue unabhängig machen, denn er ist ein eben so großer Sophist, wie Despot. Göthe tröstet eine seiner Geliebten durch die Worte :

Herzliche Liebe (!) verbindet uns stets und treues
(!) Verlangen,

Nur den Wehsehl (!) behielt still die Begierde (!)
sich vor.

Also „treue Liebe“ neben „wechselnder Begierde“! Interessante Erscheinung! Das heißt mit andern Worten also: „der Anstand unseres einmal bestehenden Verhältnisses und einige deiner liebenswürdigen Eigenschaften bewegen mich, von meinen Exkursionen in andere Gehege von Zeit zu Zeit zu dir zurückzukehren; bin ich dich wieder müde, so beginne ich die Exkursionen von Neuem, d. h. ich nehme mir volle Freiheit, herumzunaschen, wo ich was finde. Du kannst dabei versichert sein, meine Theuerste, daß ich auf meinen Exkursionen keinem andern Weibe das Mindeste von „Liebe“ vorschwatze, bei Leibe nicht, sondern ich rede mit ihr bloß von „Begierde“. Du wirst überzeugt sein, mein Kind, daß meine Nascherei bloß auf Rechnung der besagten „Begierde“ kommt, welche du nie verwechseln darfst mit der besagten „Liebe“. Meine „Liebe“ gehört bloß dir, meine „Begierde“ auch Andern, welche Andern sich mit der bloßen Begierde ohne Liebe begnügen, was du zwar nicht begreifen wirst, was aber doch gelogen ist. Du ersehest hieraus, mein Kind, wie hübsch wir Männer die „Treue“ mit dem „Wechsel“ auszuwöhnen wissen, indem wir die Liebe von der Treue trennen und entweder der Geliebten auflügen, daß ihre Konkurrentinnen bloße Maitressen seien, oder sie überzeugen, daß sie selbst es ebenfalls ist! Uebrigens verbitten wir uns die gleiche Freiheit und Wissenschaft auf eurer Seite, bei allen Grundsätzen der Sittlichkeit!“

Den letztern Satz hat Göthe zwar nicht mit ausgesprochen, aber weder dieser liberale Freund der Weiber, noch irgend ein anderer hätte sich einverstanden erklärt, wenn seine Geliebte ihn mit der Nachricht überrascht hätte:

„Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen

Nur den Wechsel behielt still die Begierde sich vor.“

Begegnen wir nun im Voraus einem Einwurf, den man der aufgestellten Theorie vom Ehebruch entgegenzusetzen wird. Man wird, an den alten Auffassungen festhaltend, sagen, daß diese Theorie konsequenterweise jeden Pflichtbruch in Schutz nehme und wegdisputire. Aber es kommt ja eben darauf an, das Wesen und die Bedingungen der Ehe aus den Banden des *P f l i c h t v e r h ä l t n i s s e s*, in welches man sie geschmiedet hat, zu erlösen und sie ungefesselt auf den Boden hinzustellen, auf dem sie wächst, nämlich auf den Boden der freien Zuneigung. Die jetzigen Moralisten erkennen Eben an, in welchen das Pflichtgefühl die Zuneigung unnöthig machen oder ersetzen soll, nämlich ein durch äußere Rücksichten rege gemachtes oder distirtes Pflichtgefühl. Solche Eben kann aber die wahre Freiheit und Sittlichkeit nicht anerkennen, sie sind eben durchaus unsittlich. Eine Pflicht kann niemals bestehen auf Kosten sittlicher Begriffe und sittlicher Zwecke. Was aber ist der Zweck der Ehe? Wie wir gesehen haben: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft. Und wer will und kann uns dazu *v e r p f l i c h t e n*, wenn nicht der freie Trieb uns dazu bringen kann? Wohl gibt es in der Ehe Pflichten, aber sie gehören nicht hierher, weil eine wirkliche Ehe sie von selbst anerkennt und ausübt. In Bezug auf den Ehebruch könnten sie höchstens in der Vermeidung einer möglichen Gefahr bestehen, in welche zuletzt jedes Verhältniß gerathen kann. Die Zuneigung leichtfertig *j e d e r* Gefahr preisgeben oder geslistentlich auf Proben stellen, hieße sie von vorn herein

herabwürdigten. Wer wird den Krystall auf das Pflaster werfen, bloß um den Versuch zu machen, ob er brechen könne?

Wird die Ehe von den jetzigen Banden befreit und die Menschheit von dem Laster der Heuchelei erlöst, so muß sich der Ehebruch dem Begriff wie der That nach allmählig verlieren. Wer fähig ist, oder *V e r l a n g e n* spürt, die Ehe zu „brechen“, wird sie eben *a u f l ö s e n*; wer *G e l e g e n h e i t* hat, sie zu brechen, wird eben eine andere Person gefunden haben, mit welcher er eine neue Ehe eingeht. So wird also der *E h e b r u c h* ein *E h e w e c h s e l* werden, zumal da die Möglichkeit, eine Person zu finden, welche bloß zu einem ehebrecherischen Akt als Werkzeug dient, nicht mehr angenommen werden darf, sobald die Weiber von den Männern unabhängig geworden sind und verlernt haben, sich zur Prostitution herzugeben. Es sind eben die jetzigen Zustände der Prostitution, die vorausgesetzt werden müssen, wenn man den jetzigen Zustand der Ehebrecherei voraussetzen will.

Die Ehemänner werden erschrecken über diese Theorie, das sehe ich voraus. Aber ich will ihnen einen Rath ertheilen. Wollt ihr eure Weiber vor Ehebruch bewahren, so sorgt dafür, daß sie euch lieben können, macht es ihnen nicht zum Verbrechen, wenn sie euch nicht mehr lieben, und nöthigt sie nicht zur Heuchelei, wenn sie einen Andern lieben. Sucht sie bloß so weit zu verpflichten, daß sie euch offene Mittheilung machen, wenn ein Anderer ihr Herz gewonnen hat, und dann trennt euch freundlich von ihnen, wie es humanen Menschen ziemt, um sie ungehindert in ein neues Verhältniß eintreten zu lassen, das ihnen ein größeres Glück verspricht. Sind sie dieser humanen Be-

handlung und dieser Freiheit gewiß, so könnt auch ihr im Allgemeinen gewiß sein, daß sie euch nicht betrügen. Derjenige Mann aber ist ein Narr und ein Barbar zugleich, der ein Weib in den Banden der „Ehe“ festhalten will, ob schon sie ihn nicht mehr liebt, und er verdient denjenigen Orden, durch welchen die Weiber tyrannische Ehemänner auszuzeichnen wissen.

Wie viel ist schon über den Ehebruch von Pfaffen moralisirt und von Juristen disputirt worden! Und welche Barbareien hat er schon hervorgerufen! Fast bei allen Wilden steht dem Manne das Recht zu, das ehebrecherische Weib ohne Weiteres zu tödten. Bei den alten Aegyptiern schnitt man der Frau die Nase ab, da man einem Weibe, „das zu verbotener Lust reize, die höchste Zierde eines schönen Gesichtes nehmen müsse“. Ihren „Verführer“ — und doch war sie die „reizende“ — bestrafte man mit 1000 Stockschlägen. Bei den Hindus wurde das Weib auf öffentlichem Platz von Hunden zerissen und der Verführer, auf ein glühendes, eisernes Bette befestigt, lebendig verbrannt. Unter den Juden wurde die Ehebrecherin gesteinigt, der Ehebrecher aber nur dann bestraft, wenn er sich mit einer *Verheirateten* eingelassen, also einen andern Mann (durch Mißbrauch seines „Eigenthums“) gekränkt hatte. Nach Solons Gesetzen durfte der Athenienser das ehebrecherische Weib als Sklavinn verkaufen. Bei den Römern war dem Mann erlaubt, die auf dem Ehebruch ertappte Frau und mit ihr den Ehebrecher zu tödten. Mahomed gibt dem Manne das Recht, das sündhafte Weib so lang in einem besondern Behältniß des Hauses einzuferkern, „bis entweder der Tod sie befreit, oder Gott ihr ein Mit-

tel währt, zu entkommen“. Bei den alten Teutschen wurde das Weib mit abgeschnittenem Haar und entkleidet vom Manne aus dem Hause gestoßen und durch ihren Wohnort gepeitscht.

Welche Liste von Rohheiten und Barbareien! Und wofür? Für — ein eingebildetes Verbrechen gegen einen eingebildeten Herrn, der sich Ehemann nannte und nichts war, als ein Despot und Barbar.

E h e s c h e i d u n g.

Die Gesetze eines Volkes über Ehescheidung sind ein sicherer Maßstab für die Vernünftigkeit und Humanität seiner Begriffe von der Ehe.

Kein mir bekanntes Volk hat vernünftige Ehescheidungsgesetze. Durch die französische Revolution wurde eine Zeit lang die Vernunft auch in diesem Punkt zur Geltung gebracht, indem sie die Scheidung von dem Willen der Eheleute abhängig machte, doch unterlag sie bald wieder den alten Vorurtheilen und Befangenheiten.

Die freie, vernünftige Auffassung der Ehe und somit auch der Ehescheidung wird überall noch unterdrückt durch die *t h e o l o g i s c h e* Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Die sogenannte Religion und der gespenstische „Gott“ sind die ersten Feinde des ehelichen Glücks. Der theologischen, an übermenschliche Weihe und übermenschlichen Willen, also an Gespenster anknüpfenden Auffassung ist die Ehe an sich und für sich ein geheiligtes Verhältniß, und dieß abstrakte Verhältniß an sich, nicht das wirkliche Glück und Interesse Derjenigen,

die es bilden, ist der Hauptzweck. Die Ehe, das formelle Verhältniß mit dem „göttlichen“ Stempel, soll aufrecht erhalten werden, wenn auch die Eheleute darüber zu Grunde gehen; die Ehe soll für das ganze Leben bestehen, wenn auch alle Erfordernisse, welche ihr Wesen ausmachen, längst verschwunden sind. Die Ehe soll die Eheleute machen, nicht die Eheleute die Ehe. Die Eheleute sind der Ehe wegen da, nicht die Ehe der Eheleute wegen. Mögen sie, nachdem sie in der Ehe so bekannt und vertraut mit einander geworden sind, wie es ihnen vor der Ehe nicht gestattet oder nicht möglich war, einander langweilen, mögen sie sich hassen, mögen sie sich verabscheuen, mögen sie sich anwidern wie Bilder des Fels — sie haben sich einmal geehelicht, sie heißen Mann und Frau, sie tragen eine gemeinsame Lebensfirma, sie haben ein „Recht“ auf einander, sie sind einmal Ich und Du und dürfen niemals wieder Ich und Ich werden. Zwar sagt Niemand, auch der verrannteste Theologe nicht, die Ehe sei bestimmt, eine Unglücksanstalt, und die Ehekammer, eine Folterkammer zu werden; ist sie es aber einmal geworden, so muß sie es bleiben, weil sonst — die Ehe werden könnte, was sie sein soll, nämlich ein Verhältniß freier Zuneigung, das auch ohne Hülfe sich bildet und auch ohne Zwang sich nicht löst, weil es eben in jener Zuneigung, in der Befriedigung der beiderseitigen Herzensinteressen das einzig wahrhafte, einzig rechtmäßige und einzig dauerhafte Band der Vereinigung findet.

Die theologische, inhumane, menschenfeindliche, barbarische Auffassung der Ehe bringt es auch mit sich, daß die Gesetze Strafen verhängen über diejenigen Eheleute, welche die Fessel eines unmöglich gewordenen Verhält-

nisses nicht mehr respektiren. Die „Strafe“, daß die Eheleute einander nicht mehr lieben können, genügt nicht; eben für diese Strafe müssen sie bestraft werden. Sie haben ein Verhältniß „für das Leben“ geschlossen, sagt man. Sie mögen es gethan haben, sie haben es nur gethan in dem Glauben, daß sie so lang wie möglich, also vielleicht bis zum Tode, glücklich mit einander sein würden; nachdem sie aber erkannt haben, daß sie sich geirrt, nachdem sie unter Umständen, die sie nicht von vorn herein berechnen und in der Gewalt haben konnten, sich von einer Seite kennen gelernt haben, welche jedes Glück, also den ganzen Zweck der Ehe, ausschließt, müssen sie, selbst wenn sie friedlich in beiderseitigem Einverständnis aus einander gehen, um ihr Glück anderwärts zu suchen, von einer theologischen Ehepolizei gepakt und für ihre Verfündigung an dem heiligen Verhältniß der Ehe gezüchtigt werden. Das ist die Konsequenz der theologischen Auffassung.

Die Dauer „für das Leben“ ist die Folge einer wirklichen Ehe, einer glücklichen Wahl; aber sie zum Zwangserforderniß auch bei einer unglücklichen Wahl machen, heißt wegen einer momentanen Schwäche oder eines unverschuldeten Zufalls oder einer einseitigen Schuld zwei Menschen mittelst der unsinnigsten Tyrannei zu lebenslänglichem Unglück verurtheilen, bloß damit sie den Namen Eheleute behalten. Die geschlechtliche Berührung, oder der pfäffische „Segen“ soll zwei Menschen völlig ihrer Freiheit berauben, soll sie sich gegenseitig zur Valleere machen können, an die der Eine den Andern als Sklaven geschmiedet hält, soll ein Akt sein, der gar nicht zu korrigiren ist. Freilich, konsequent ist

dieß, denn die unfehlbare Dummheit der Theologie ist allerdings nicht zu corrigiren.

Es ist eine stets im Auge zu behaltende Wahrheit, daß niemals ein Fortschritt der Gesellschaft für sich allein gedacht werden kann, also auch eine allgemeine Herstellung eines wirklichen Ehe- und Familienlebens nicht möglich ist ohne eine allgemeine Umwandlung der sozialen Begriffe und Verhältnisse. Dieß schließt aber nicht aus, daß Diejenigen, welche diese allgemeine Umwandlung für sich ersetzen oder entbehren können, eine Befreiung von den gesetzlichen Fesseln verlangen oder vorwegnehmen sollen; es schließt ferner nicht aus, daß die Gesetze sich mit ihren Bestimmungen schon den vorauszusetzenden Verhältnissen der Zukunft möglichst annähern müssen. Ich glaube, daß auch auf der Basis der gegenwärtigen Verhältnisse keine Gefahr für die Gesellschaft entstände, wenn das Gesetz Folgendes bestimmte :

- 1) Die Ehe ist aufgelöst, wenn beide Theile die Auflösung verlangen und
 - a. erklären, daß sie ihre ökonomischen Verhältnisse völlig geordnet haben, welche Erklärung sie gegenseitig aller Verpflichtungen entbindet,
 - b. urkundlich darthun, daß sie sich über die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder geeinigt haben, welche Einigung gegenseitig durch gerichtliche Hülfe aufrecht erhalten werden kann. Die gerichtliche Hülfe wird unentgeltlich geleistet.
- 2) Die Ehe ist aufgelöst, wenn ein Theil im Widerspruch mit dem andern drei Mal nach monatlichen Zwischenräumen die Auflösung verlangt. In solchen Fällen wird die ökonomische Auseinander-

setzung gerichtlich bewirkt, wenn sie nicht durch freies Uebereinkommen möglich ist. Die Kinder folgen den Eltern nach dem Geschlecht, wenn keine freie Uebereinkunft es anders bestimmt. Die Verpflichtung zur Erhaltung der Kinder wird, nach Verhältniß des Vermögens, in der Regel auf beide Theile gleich vertheilt, wenn keine freie Uebereinkunft darüber zu Stande kommt.

Durch solche Bestimmungen würde der Ehe der Charakter einer Zwangsanstalt genommen und doch jede Rücksicht gewahrt, welche auf die jetzigen sozialen Verhältnisse zu nehmen wäre. Und dem Leichtsinne, welcher die Ehe zu einem Verhältniß gewissenloser Trivolität zu machen geneigt wäre, würde die Aussicht auf die vorgesehenen Verpflichtungen wirksamer begegnen, als die jetzigen Gesetze.

Es gibt nicht leicht unsinnigere Ehescheidungs Gesetze, als in Nordamerika, doppelt unsinnig deshalb, weil hier die Schließung der Ehe so sehr erleichtert ist, daß sie von einem bloßen Wort abhängt. Ein bloßes Eheversprechen, vielleicht im Moment der Unbesonnenheit, der Trunkenheit u. s. w. gegeben, kann zur Schließung der Ehe nöthigen; die Trennung der Ehe aber ist in der Regel nur möglich, wenn in langen, kostspieligen, skandalösen Prozessen der eine Theil dem andern — einen Ehebruch beweist. Die Hoffnung auf Scheidung ist also einzig auf das Skandal verwiesen.

Eben zur Zeit, wo dieß geschrieben wurde, erließ in einem solchen Prozeß ein New-Yorker Gericht eine Entscheidung, wodurch die Ehe wegen erwiesenen Ehebruchs Seitens der (siebenzehnjährigen) Frau aufgelöst, dem

Mann die Wiederverehelichung freigestellt wurde, „grade als ob die geschiedene Frau todt wäre“, die Frau dagegen so lang von einer neuen Ehe ausgeschlossen ist, „bis der geschiedene Mann wirklich gestorben“.

Eine widersinnigere, unsittlichere, unnatürlichere und ungerechtere Entscheidung ist mir nie zu Ohren gekommen, aber sie ist nur eine Anwendung der bestehenden Gesetze.

Ich will nicht davon reden, daß ein solcher Urtheilsspruch eine indirekte Anleitung für die Verurtheilte sein könnte, das aufgestellte Ehehinderniß durch verbrecherische Mittel aus dem Wege zu räumen.

Ich will auch nicht dabei verweilen, daß die geschiedene Frau durch das Gericht entweder zu einer unnatürlichen, nicht zu erwartenden Entsagung, oder zu einer permanenten Prostitution und Schande verurtheilt wird.

Auch will ich die Frage nicht erörtern, ob ein Gericht die natürlichen und bürgerlichen Rechte Jemanden absprechen könne, der nicht wegen Kriminalverbrechen verurtheilt wird.

Auch soll mich die Logik nicht lang beschäftigen, welche durch die Ehescheidung jedes Band, jeden Zusammenhang zwischen den Geschiedenen vernichtet und doch diesen Zusammenhang durch Verurtheilung der Frau zu permanenter Abhängigkeit von dem Manne wieder herstellt.

Auch will ich nicht nachforschen, wie ein Gericht dazu komme, eine Klage auf Scheidung wie eine Klage auf Bestrafung zu behandeln.

Auch enthalte ich mich einer Untersuchung, ob die junge, siebenzehnjährige Frau, was den moralischen Punkt betrifft, in jeder Weise zurechnungsfähig, ob sie durch ihre

Erziehung, oder die Verhältnisse, oder irgend eine andere fremde Schuld zu einem Fehltritte verleitet wurde.

Nach will ich nicht fragen, ob nicht vor der Erlassung eines Spruchs, der dem beleidigten Ehemanne für seine ganze Lebenszeit eine drückende Genugthuung zuerkennt, hätte untersucht und erwogen werden müssen, in wie fern er seinerseits durch Uebereilung u. s. w. die Schließung eines Verhältnisses herbeigeführt, das sich sehr bald als unangemessen für beide Theile erwies.

Alle diese Punkte will ich mit bloßen Andeutungen abmachen, um auf den Hauptpunkt zu kommen, den ich in die Frage fasse: welchen Begriff machten sich die Richter, oder vielmehr die Gesetzgeber von der Ehe, als sie mit der Lösung eines für beide Theile unheilvollen Verhältnisses eine additionelle Strafe verbanden? Die fragliche „Ehe“ war für beide Theile ein Uebel, eine Plage, ein Unglück geworden; durch weissen Schuld, ist ganz gleich. Es galt also nur, diesem Unglück ein Ende zu machen, ein Verhältniß zu lösen, das schon aufgehört hatte, eine Ehe zu sein. Einen der Gatten dafür zu strafen, daß eine Ehe für ihn keine Ehe war, heißt das eheliche Glück dekretiren und das eheliche Unglück zu einer Uebertretung dieses Dekrets machen. Man sieht, die Richter oder Gesetzgeber sind nur von der oben bezeichneten theologischen, pfäffischen Auffassung ausgegangen, welche die Ehe zu einem Gespenst macht und sie als solches heilig spricht ohne Rücksicht auf die Menschen, für welche das Verhältniß existirt. Mag das Band der Ehe zwei Wesen zusammengefügt haben, die sich zu einander verhalten wie Wasser und Feuer — sie müssen sich vertragen, so dekretirt der Pfaffe im Gesetzgeber, und wenn die Folgen der Unmög-

lichkeit eines Vertragens an das Licht kommen, wenn das Wasser über den Rand zischt oder das Feuer über die Schranke umbersprüht, so fährt der Richter mit dem Mittel seines Urtheils dazwischen und bestraft das Wasser dafür, daß es beim Feuer war, und das Feuer dafür, daß es beim Wasser war. Die Strafe, die in der Enttäuschung der Verhehlchten, in ihrem Kummer, ihrem Unfrieden, ihrem Unglück und ihren materiellen Nachtheilen liegt, genügt dem Pfaffen nicht zur Rache für eine unglückliche Wahl; nein, er muß noch eine besondere Strafe schaffen und dafür sorgen, daß das Unglück möglichst verlängert und zeitlebens nicht vergessen wird.

Ist die Ehe ein Vertrag?

Selbst unter denen, welche über die Auflösung der Ehe die liberalsten Ansichten hegen, können sich Wenige von der alten Auffassung losmachen, daß dieselbe ein Kontraktverhältniß sei. Ein freisinniges amerikanisches Blatt faßt diese Auffassung in folgenden Worten zusammen:

„Die Ehe ist ein Zivil-Vertrag. Sie ist nicht unlösbar, denn das Gesetz hat die Ehescheidung vorgesehen. Aber seine Bestimmungen sind nicht angemessen. Es entscheidet bloß in extremen Fällen, welche in der Regel für sich selbst entscheiden. Der Ehevertrag, gleich allen andern, sollte auflösbar sein durch die Zustimmung der kontrahirenden Parteien. Wir gehen weiter; er sollte auflösbar sein auf den bloßen Antrag einer der beiden Parteien, denn sobald er drückend wird für die eine, wird er verderblich für beide und er sollte dann augenblicklich ein Ende haben.“

Wäre, wie dieses Blatt sagt, die Ehe ein *Vertrags-*verhältniß, so müßte sie mit Dem, was ihr Wesen ausmacht, durch den Vertrag *geschaffen* werden, was Niemand behaupten wird; ist sie aber bloß ein *persönliches* Verhältniß, so bedarf dasselbe, gleich andern persönlichen Verhältnissen, z. B. einer Freundschaft, weder eines „Antrags“ auf Trennung, noch irgend einer formellen Auflösung, ja nicht einmal einer Verständigung der Eheleute, sondern die thatsächliche Aufgebung des Verhältnisses steht beiden Theilen in jedem Augenblick frei.

In der That ist das Letztere prinzipiell das allein Richtige, sofern es sich um die beiden Eheleute handelt. Die Ehe ist ja weiter gar nichts, als eine freie Verbindung zweier Personen, die sich lieben und, eben weil sie sich lieben, in dieser Verbindung die Befriedigung eines natürlichen Herzens- und Geschlechtsbedürfnisses finden. Ohne Liebe, ohne Uebereinstimmung, ohne gegenseitige Unentbehrlichkeit ist keine Ehe möglich; mit ihr bedarf sie keines Schutzes der Gesetze, er ist für sie eine Beleidigung, eine Herabwürdigung. Ein Vertrag bindet die kontrahirenden Theile an gegenseitige *Verpflichtungen*, die seinem Zweck entsprechen und im Bereich der Möglichkeit liegen; zur Liebe aber kann sich kein Mensch *verpflichten*, da sie vom Geschmack abhängt, dessen Befriedigung der Verpflichtete nicht in der Gewalt hat. Ein Mann, den ein Weib heute leidenschaftlich liebt, kann ihr über's Jahr ein Ekel sein. Soll sie ihn vertragsmäßig weiter lieben, oder soll sie sich dem Vertrage zum Opfer bringen? Der Begriff des Vertrages setzt in der Ehe die Möglichkeit voraus, eine Person zur Erfüllung der

Lebensbedingung der Ehe, welche die Liebe ist, zu zwingen. Denn durch bloßes erzwungenes Beisammensein, durch erzwungene Gemeinsamkeit der Oekonomie u. ohne Liebe wird keine Ehe geschaffen, sonst müßte die bloße Einsperrung zweier Personen verschiedenen Geschlechts eine Ehe schließen können.

Eheleute, die sich nicht mehr lieben, gehen sich persönlich nichts mehr an, so wenig wie andere Menschen, die kein persönliches Verhältniß mit einander haben. Es ist, als hätten sie sich nie gekannt, ja, als hätten sie sich stets gehaßt. Welcher vernünftige Grund kann sie also noch an einander fesseln und welcher vernünftige Zweck kann solche Fesselung gebieten?

Der Ehe eine Weihe geben oder Fesseln anlegen wollen durch einen Vertrag, heißt ihre Natur durchaus verkennen und unter Umständen das Gegentheil ihres Zweckes erzwingen wollen. Wäre die Ehe ein Vertrag, so müßte, wie schon bemerkt, das Eheverhältniß Folge des Vertrags sein; es ist aber grade umgekehrt: das Eheverhältniß ist durch die Liebe schon da, ehe Das, was man Vertrag nennt, durch die Formalitäten der Trauung u. s. w. geschaffen wird.

Wollen Eheleute einen Vertrag schließen, z. B. in Bezug auf ihre ökonomischen Verhältnisse, so mögen sie es thun als Personen; als Eheleute können sie es nicht. Zwei Liebende z. B., die mit einander leben d. i. Eheleute sein wollen, verpflichten sich durch einen Vertrag, bei einer etwaigen Trennung ihr Gesamteigenthum zu theilen. Ein solcher Vertrag hat mit der eigentlichen Ehe nicht das Mindeste zu thun, im Gegentheil bezieht er sich auf eine Zeit, wo die Ehe aufgehört hat, und regelt für

diesen Fall die äußeren Verhältnisse der gewesenen Eheleute. So lang die Ehe dauert, hat er aber so wenig eine Wirksamkeit, wie er ein Bedürfniß ist, denn die Ehe ist ein Verhältniß bethätigter Liebe und diese setzt vollständige Uebereinstimmung in allen Dispositionen und vollständige Gemeinjamkeit aller Interessen voraus.

Daß man bisher aus der Ehe ein Vertragsverhältniß gemacht hat, war nichts Anderes, als ein Mißtrauensvotum gegen die Ehe. Das Bewußtsein, daß unter den gegenwärtigen verkehrten Verhältnissen wirkliche Ehen eine Seltenheit sind, diktirte die eben so verkehrte Vorsichtsmaßregel, ihnen durch den Vertrag eine Zwangsjacke anzulegen, um bei mangelnder Liebe wenigstens scheinbar ihr Resultat, die Verbindung, zu erzwingen.

Durch einen Vertrag eine Ehe schließen wollen, kommt mir ungefähr so vor, als verpflichteten sich zwei Leute vor Notar und Zeugen, glücklich zu sein oder sein zu wollen. Eine Ehe geht man ein aus Interesse, aus Bedürfniß, wie man aus Interesse, aus Bedürfniß isst, trinkt, spazieren geht, Bücher lies't u. s. w.; und nun kommt diese auf den Kopf gestellte Welt und muthet uns zu, wir sollten uns vertragsmäßig verpflichten, zu essen, wenn wir Hunger haben, zu trinken, wenn wir Durst haben, den Göthe zur Hand zu nehmen, wenn wir etwas Schönes lesen wollen, zu küssen, wenn wir eine verliebte Regung fühlen u. s. w. Kürzlich schrieb mir eine geniale Frau: „unter allen Unbegreiflichkeiten kenne ich keine größere, als das Heirathen.“ Aber diese Frau ist „exzentrisch“ und respektirt eben so wenig das Gesetzbuch wie die Bibel. Sie wird dafür nicht in den Himmel kommen und auf Erden hat sie ihn auch noch nicht gefunden, des — Heirathens wegen.

Nest aber kommen wir auf einen anderen Punkt. Er bietet sich dar in den einfachen Fragen: würde man jemals an „Heirathen“ und „Ehe-Vertrag“ gedacht haben, wenn die Weiber selbst für ihre Subsistenz sorgen könnten, wenn sie ökonomisch von den Männern unabhängig wären? Würde man jemals an „Heirathen“ und „Ehe-Vertrag“ gedacht haben, wenn aus der Ehe keine Kinder entstünden, oder wenn die Kinder sich selbst ernährten und erzögen?

Ich glaube, daß man nach einigem Nachdenken diese Fragen allgemein mit Nein beantworten wird. Die unter den jetzigen Verhältnissen existirende Nothwendigkeit, Weiber und Kinder vor der Hülflosigkeit, vor dem Untergang zu sichern, diese ist es und nicht die Natur der Ehe, was die Gesellschaft, die sich die Sorge für Weiber und Kinder nicht aufbürden lassen wollte, dahin gebracht hat, die Ehe in ein von der Gesetzgebung kontrolirtes Pflichtverhältniß zu verwandeln. Und diese ökonomische Rücksicht der Gesellschaft ist es auch, welche die illegitime Kindererzeugung erfunden und das Gebären eines Menschen, der nicht schon im Keime von einem Pfaffen oder Beamten geweiht worden, zur Schande gemacht hat. Weil, wenn eine Heloise arm ist, ihr Kind möglicherweise der Unterstützung der Gesellschaft bedarf, tauft diese Gesellschaft die Mutter zur Dirne und kleidet ihren Weiz in das heuchlerische Kleid moralischer Verwerfung ein. Will Heloise diesem Schicksal entgehen, so muß sie aus der Liebe zu ihrem Abälard einen Vertragsartikel machen und sich von einem Pfaffen attestiren lassen, daß sie keine Bagabundinn sei. Abälard ist dann auch von Polizei wegen gezwungen, für „Frau und Kind“ zu sorgen, und

die geängstigte Gesellschaft kann wieder ruhig neben ihrer Klasse schlafen.

Die gesetzliche Einmischung in das natürliche, rein persönliche Verhältniß der Ehe ist ganz einfach eine Folge der schlechten Einrichtung der Gesellschaft, welche die Weiber unterdrückt und ihre Kinder von sich stößt, statt die ersteren selbstständig zu machen und die letzteren auf allgemeine Kosten zu erziehen.

Ich kann mir sehr gut eine Gesellschaft denken — ja ich kann mir in einer besseren Zukunft keine andere denken—, worin die Vermehrung der Menschheit durch die Geburt eines gesunden, freier Ehe entsprossenen Kindes nicht bloß als kein Unglück und keine Schande, sondern als ein Glück und eine Ehre angesehen wird; worin die freie Geschlechtsverbindung, von keinem Gesetz und keiner Polizei kontrollirt, alle Heuchelei verdrängt wie alle Prostitution; worin die Sitte sich regelt durch das von Jugend auf gebildete Schönheitsgefühl und die Bande wahrer Liebe, nicht aber durch eine naturwidrige Moral und erzwungene Verhältnisse; worin jede Mutter mit ihrem Kinde, wenn sie allein steht oder in der Verbindung mit einem Manne nicht ausreichende Mittel der Pflege und Erziehung findet, von den Anstalten des Staats pflichtmäßig aufgenommen wird; worin die Staatsanstalten, im wohlverstandenen Interesse der Gesellschaft selbst, als Musteranstalten der Bildung und Erziehung Allen ohne Unterschied unentgeltlich offen stehen u. s. w.

Erst in einer solchen Gesellschaft werden wahre Ehen, die jetzt nur zufällige Seltenheiten sind, die Regel bilden und die „Ehescheidung“, die jetzt der Welt so viel Noth macht, wird ein unbekanntes Ding werden. Die volle

Freiheit, ohne die bisherigen Rücksichten auf die „Folgen“, namentlich die ökonomischen Verlegenheiten, den wahren Gegenstand der Zuneigung suchen und finden zu können, wird die Weiber unfähig machen, sich noch als Prostituirte, sei es in „Vertrags“-Verhältnissen, sei es in Freudenhäusern, entmenschen zu lassen und die Männer werden an der Seite freier Weiber mit Abscheu an die Zeiten zurückdenken, wo sie mit Hülfe des Geldes oder der Gewalt die Würde des halben Menschengeschlechts mit Füßen traten, um gefühllos im Arm gefühlloser Wesen eine bloße sinnliche Lust zu befriedigen.

“HANGING A WOMAN.”

(Aus dem „Pionier“ vom 29. Juli 1855.)

In Troy, N. Y., ist eine Frau Robinson, welche ihren Mann vergiftet hat, verurtheilt worden, am 3. August gehängt zu werden. Jetzt wird der Gouverneur von allen Seiten mit Petitionen bestürmt, daß er sie begnadige, weil sich das Gefühl dagegen empöre, eine Frau hängen zu lassen. Welche Zartfühligkeit in einem Lande, worin das Hängen einen Theil der Volksfeste ersetzt! Wäre nicht das Hängen und Baumeln einer Giftmischerin, namentlich wenn sie hübsch ist, eine ausgesuchte Vikanterie für den indianischen Geschmack des Kriminalpöbels?

Was ist es denn eigentlich, was die Petition an den Gouverneur diktiert? Ist es die amerikanische Galanterie? Schwerlich, denn sie pflegt nur geübt zu werden, wo sie etwas zu hoffen hat, wenn auch nur die Zustimmung der Mode. Ist es die Scham für das weibliche Geschlecht,

das eins seiner hochgeehrten Mitglieder am Galgen soll verenden sehen? Möglich, obschon man sonst nicht so eifrig bestrebt ist, von diesem Geschlecht die Schande abzuwehren. Das Hauptmotiv aber wird wahrscheinlich die natürliche Aversion vor dem Hängen überhaupt sein, die indeß erst beim Anblick einer weiblichen Delinquentin sich so weit steigerte und zum Bewußtsein kam, daß sie sich in Begnadigungsgesuchen aussprechen mußte. Und da sie sich zugleich bewußt war, beim Hängen von Männern kein Lebenszeichen von sich gegeben zu haben, benutzte sie zu ihrer Kundgebung den Vorwand, es sei unmenschlich oder unmännlich, ein Weib zu hängen. Wäre ein Weib oder eine Frau noch nicht im Stande gewesen, den Herrn Republikanern den Geschmack am Hängen zu verleiden, so hätte es vielleicht einer schönen Jungfrau, wo möglich eines Kindes bedurft, um endlich allgemein das Bewußtsein wach zu rufen, daß die Todesstrafe, namentlich das Hängen, eine Barbarei, ja eine Bestialität ist. Daß man mit dieser Erkenntniß gewartet hat, bis man durch ein Weib genöthigt wurde, ihr einen Ausdruck zu geben, daß der Galgen, mit einer männlichen Leiche geziert, bisher ein Lustspiel, wenigstens ein Schauspiel darbot und erst durch die Vorstellung einer weiblichen Gehängten zur Tragödie avancirt, beweist nur, wie roh und unrepublikanisch noch das hiesige Volksbewußtsein ist, denn die Todesstrafe, speziell das Hängen, ist für eine Republik eine nicht kleinere Anomalie, als z. B. das Foltern für eine „Religion der Liebe“ ist. Vielleicht erwirbt Frau Robinson sich das Verdienst, zur Abschaffung der Todesstrafe im Hauptstaate der Union unwillkürlich den Anstoß gegeben zu haben. Freilich kein schmeichelhaftes Zeugniß für die

Herrn Legislatoren, daß sie, um human zu werden, des Unterrichts einer Giftmischerin bedurften !

Doch abgesehen von diesem Punkt und angenommen, die Todesstrafe sei im Allgemeinen zu rechtfertigen und aufrecht zu erhalten, so gibt es noch einen anderen Grund zur Protestation gegen das Hängen der Frau Robinson. Dieser Grund liegt in der kriminalen Unzurechnungsfähigkeit der Weiber, den Männern gegenüber. Ich will nicht den Satz aufstellen, daß einem Weibe Alles gegen die Männer erlaubt sei, allein ich halte beim Weibe so gut wie beim Sklaven den Satz fest, daß der Verbrecher nur in dem Maße zurechnungsfähig sei, in welchem er frei ist. Wer also die Unfreiheit will, der soll das Verbrechen in den Kauf nehmen ; wer berechtigt sein will, das Verbrechen zu bestrafen, soll zuvor die Freiheit zugestehen.

Streng genommen, ist kein Mitglied einer Staatsgesellschaft vor dem Strafgericht zurechnungsfähig, denn der sittliche Standpunkt jedes Einzelnen ist nur ein Produkt des allgemeinen Standpunkts, so daß also die Verantwortlichkeit im Grunde stets auf die Allgemeinheit zurückfällt. Dieser Grund allein ist auch schon hinreichend, alles Das, was wir Strafe und Strafrecht nennen, zu einem Konjens und zu einer Barbarei zu machen.

Wenn nun aber hiernach die Zurechnungsfähigkeit des Gesellschaftsmitglieds im Allgemeinen zweifelhaft wird, so muß sie es noch mehr in dem Fall werden, wo einer Klasse oder einem Geschlecht durch Rechtsentziehung, Beschränkung, Bevormundung, oder Verwahrlosung die Verantwortlichkeit durch den herrschenden Theil abgenommen wird. Wer herrscht, ist verantwortlich, denn wer herrscht, ist frei. Die Weiber aber werden beherrscht und

wer beherrscht wird, ist nicht bloß unfrei, sondern auch immer der leidende Theil, also stets auf die Revolution verwiesen. Weib und Revolution sind die natürlichsten Verkündeten. Wahrscheinlich deshalb wird auch die Revolution stets als ein Weib dargestellt. Aber man will das Weib wie den Sklaven verantwortlich machen, ob-
schon man ihm nicht die Bedingungen zugestehen will, unter denen die Verantwortlichkeit möglich ist, und bestraft daher in ihm eigentlich sich selbst, d. i. das eigene Unrecht. In wie fern die Handlungen des Leidenden Theils eine nothwendige Reaktion gegen den auf ihm lastenden Druck, gerechte Akte der Nothwehr gegen zugesfügtes Unrecht, natürliche Versuche der Entschädigung für entzogene Rechte, gewaltsam eingeschlagene Auswege einer gewaltsam verkehrten Natur, unabwendbare Ausbrüche einer durch zwingende Verhältnisse falsch gerichteten Anlage sind, — alles Das hütet sich die heutige Justiz zu untersuchen, weil solche Untersuchung diese ganze barbarische Justiz mit jammert ihrer barbarischen Grundlage über den Haufen werfen würde. Was aber die Justiz nicht thut, muß wenigstens die Kritik, die Publizistik nachzuholen streben.

Unbefangene Gerechtigkeit muß stets prädisponirt sein, für den schwächeren Theil Partei zu ergreifen, weil im Allgemeinen bei Rechtskonflikten die Vermuthung dafür spricht, daß der schwächere Theil ein Unrecht erlitten oder zum Unrecht gereizt worden. In solchem Falle sind fast immer die Weiber. An allem Unrecht, das von den Weibern ausgeht, tragen in der Regel die Männer die Schuld, sei es direkt durch ihre Behandlung, sei es indirekt durch ihre Erziehung und die Stellung, welche sie dem Weibe anweisen. Ich kenne die Lebensgeschichte der

Frau Robinson nicht, weiß mich auch der Verhandlungen über die Umstände und Motive ihrer That nicht mehr zu erinnern. So viel aber weiß ich, daß ein Weib nicht von Natur zur Verbrecherin geschaffen ist und daß ihr Gemüth durch ganz besondere Veranlassungen und Einwirkungen muß verwundet oder verhärtet worden sein, wenn sie den Entschluß zu einem Morde fassen soll. Als in St. Louis die Frau Baker den Libertin Hoffmann erschoss, war alle Welt empört über diese That und die Thäterin galt für ein Schenjal. Ich erklärte sofort die Verurtheilung der Mörderin durch die öffentliche Meinung für voreilig, weil nur ganz ungewöhnliche (damals noch unbekannt) Kränkungen ein Weib zu solcher That zu bringen vermögten. Und später ergab es sich, daß der Hoffmann, der mit ihr vertrauten Umgang gepflogen, sie dieserhalb nicht bloß bei Anderen bloßgestellt, sondern ihr Vertrauen auch noch durch Mittheilung einer infamirenden Krankheit belohnt hatte.

Wenn die Männer so weit verwildert sind, daß sie sich zu befinden haben, zu welcher Thierpezies sie gehören, so ist es immer das Weib, das die menschliche Art noch repräsentirt und das menschliche Gefühl noch aufrecht erhält. Wenn der Vater zum Thier geworden, rettet ihn die Mutter wieder durch die Geburt eines Menschen.

Ich will nicht den moralischen Ausdruck gebrauchen, das Weib sei „besser“, als der Mann, aber es ist jeden Falls humaner organisiert und in der Zurückgezogenheit, zu der es verurtheilt wird, den verhärtenden oder demoralisirenden Einwirkungen der rohen Atmosphäre weniger ausgesetzt, in welcher jetzt noch das männliche Geschlecht sich umhertummelt. Ein Verbrechen, durch ein Weib began-

gen, wird also in der Regel triftigere und tiefere Motive haben, als das nämliche Verbrechen durch einen Mann begangen. Wie oft hört man in diesem Lande von Männern, die ihre Weiber ermordet haben, und wie selten von dem umgekehrten Falle! Wer aber wird behaupten wollen, daß die Männer mehr von den Weibern zu leiden haben, als die Weiber von den Männern? Schon diese Zusammenstellung ergibt die geringere Disposition der weiblichen Natur zu verbrecherischen Handlungen, mithin auch die Nothwendigkeit eines verschiedenen Maßstabs bei der Beurtheilung oder Verurtheilung einer Frau Robinson und eines Herrn Whiskeyson oder wie diese Weibermörder sonst heißen mögen. Ein Mann erschlägt seine Frau vielleicht eines treffenden Gegenwortes wegen; die Frau vergiftet den Mann erst, nachdem er ihr Gefühl, ihre Liebe, ihren Stolz vielleicht durch alle Grade der Verzweiflung zerstört, alle Weiblichkeit in ihr abgetödtet und nichts mehr davon übrig gelassen hat, als das Gefühl der Rache.

Hätte ich eine Petition an den Gouverneur Clark zu richten, ich würde sie vor allen Dingen durch eine Beleuchtung der Natur und der sozialen Stellung des Weibes motiviren. Dann aber würde ich nicht unterlassen, das Verhältniß der heutigen Ehegesetze zu den Verbrechen der Eheleute zu besprechen. Ich bin überzeugt, daß die Ehescheidungsgesetze mehr Verbrechen begehren, als die Leidenschaft. Daß ein abhängiges Weib in der Gewalt eines verhaßten Mannes ihr Leben mit allen seinen Wünschen, Hoffnungen und Bedürfnissen einem sinnlosen Gesetz zum Opfer bringen solle, ist eine Forderung, die gradezu eine indirekte Verleitung zum Morde genannt

werden muß. Sollte Frau Robinson gehängt werden, so stirbt sie wahrscheinlich für die Gesetzgeber und die Pfaffen.

R e l i g i o n.

Was vorhin über die Ehe und Ehescheidung gesagt worden, wird für denkende Weiber schon ein deutlicher Fingerzeig in Bezug auf die Wichtigkeit einer Befreiung aus den Banden des religiösen Glaubens sein. Doch ist dieser Punkt zu wichtig und es knüpfen sich daran zu interessante Fragen, als daß ich ihm nicht noch ein besonderes Kapitel widmen sollte.

Das Weib steht unleugbar dem Manne an Kraft und Konsequenz des Denkens wie des Willens nach. Ihm wird es also, auch ganz abgesehen von dem größeren Mangel an Gelegenheit zu geistiger Ausbildung, in der Regel schwerer, als dem Manne, sich ein festes System freier Erkenntniß zu bilden, welche mit den Glaubenslehren der Religiösen fertig geworden ist. Dagegen besitzt das Weib ein leicht empfängliches Gefühl und eine bewegliche Phantasie, es ist daher den berückenden oder imponirenden Worten der frommen Leute zugänglicher, als der Mann. Ueberdieß machen ihm seine Stellung und seine Leiden reichlichen Trost zum Bedürfniß und den vermag bekanntlich nur der Glaube, „die Kirche“, zu spenden.

So ist es also erklärlich, daß es schwerer sein muß, die Weiber, als die Männer, von Glaubenskrankheiten zu heilen. Das schwache Weib ist noch überall die Beute der Pfaffen, wo die Männer das Joch derselben schon ab-

geworfen haben, und sicher würden die schwarzen Herren aus manchem Lande gänzlich auswandern, wenn es plötzlich keine Weiber mehr gäbe.

Je schwerer es aber dem Weibe werden mag, sich dem Einfluß der Pfaffen und derjenigen Lehren zu entziehen, von welchen die Pfaffen leben, um so nöthiger ist ihm diese Emanzipation geworden. Es würde an diesem Ort zu weit führen, wollte ich mich bestreben, die Glaubenswelt der Frauen durch rein vernünftige Anschauungen von den übernatürlichen oder außermenschlichen Dingen zu revolutioniren, durch welche im Namen der Religion ihr Geist befangen und eingeschüchtert wird. Es ist dieß bei anderer Gelegenheit geschehen. (Siehe: „Sechs Briefe an einen frommen Mann.“) Es muß und wird den Frauen klar werden, daß grade sie vor Allen bei der Anerkennung des reinen Menschenthums interessirt sind, das ja grade von ihnen am Schönsten vertreten ist, daß aber von dieser Anerkennung keine Rede sein kann, so lang der Mensch und sein Glück den fingirten Zwecken einer nebelhaften Glaubenswelt und despotischer Autoritäten geopfert wird. Auch sind ja die Religionen, von den Männern gemacht, alle darauf berechnet, das Weib in eine untergeordnete Stellung zu verweisen und, um sein Loos erträglich zu finden, soll es dasselbe einem „Gott“ auf die Rechnung schreiben. Dieser „Gott“ ist weiter nichts als der unsichtbare Sklavenaufseher der Männer zur Bewachung der Weiber. Des Spases wegen sollten die Weiber ihm eine Göttin zugesellen, die ihm in seinem Amt ein wenig auf die Finger sähe. Nennt sie die Frau Gott.

Fürchte kein Weib, nach Abwerfung der Glaubensfes-

seln des „sittlichen Falts“ verlustig zu werden. Ich kenne Weiber, die sich von Allem, was Glaube heißt, durch eigene Erkenntniß befreit haben, und wieder andere, die ohne alles Das, was man gewöhnlich Religion nennt, erzogen worden sind. Sie sind sittlicher, humaner, gesunder, frischer und liebenswürdiger, als alle diejenigen, welche ihr Wesen durch die krankhaften Anschauungen naturfeindlicher Glaubenslehren haben verfälschen lassen. Im Weibe liegt das Wahre und Nichtige wie krystallisirt schon vor; es braucht sich nur vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, es bedarf nur des Muths, seinem natürlichen Gefühle zu folgen, so kann es sicher sein, seine Bestimmung nicht zu verfehlen und auf dem Weg seiner rein menschlichen Mission nicht irre zu werden. Was dem Mann oft erst durch langes Nachdenken klar wird, das blizt im Weibe mitunter im ersten Augenblick auf. Die Kraft und Konsequenz des Denkens wird bei ihm durch unmittelbarere und richtigere Gefühlsoperationen und Geistesblicke ersetzt. Wo aber eine weibliche Natur einmal die Kraft hat, die Sprache des Gefühls in die Sprache des Denkens zu übersetzen, da ist sie im Stande, den kühnsten Philosophen zu überraschen. Ich erinnere an G. Sand, deren Ideen über Frauenrecht und deren psychologische Ausführungen über die schönsten Seiten veredelter Menschlichkeit uns Männer beschämen und in Erstaunen setzen.

Es gibt nichts Trostloseres, als die Thatsache, daß der größte Theil desjenigen Geschlechts, welches die Schönheit und die Freude vorzugsweise repräsentirt, in den Banden widerwärtiger und freudloser Mächte schmachtet. Wie der Frühling neben dem Winter, so erscheint neben

dieser finstern, abgeschmackten, entmenschten Pfaffenwelt jenes heitere, poetische, humane Griechenthum, dessen Göttinn die Schönheit und dessen Religion die Freude war. Es wird einst ein zweites Griechenthum erstehen, ein veredeltes, welches durch vollständige Anerkennung des weiblichen Geschlechts die Sünden des alten gut machen wird. Die zweite, verbesserte Auflage des Griechenthums bezeichnet die Stufe, auf deren Erreichung das ganze Drängen der jetzigen Entwicklung gerichtet werden muß.

Es erfordert viel, den Menschen im Allgemeinen das religiöse Bedürfniß zu nehmen (vom ästhetischen ist hier nicht die Rede), ihre Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Ideale sich in Bildern zu verkörpern oder sie in Symbolen zu verehren. Es ist daher möglich, daß die Zeit völliger Geistesfreiheit vermittelt werden wird durch eine Zeit philosophisch-künstlerischer Romantik, durch eine Art neuer Mythologie, welche die Resultate der geschichtlichen Entwicklung und die sittlichen Ideale in Kunstbildern darstellt und diese zum Gegenstand eines neuen Kultus macht. Sind nur die Objekte dieses Kultus die rechten, so wird er das Leben verschönern, ohne die Entwicklung zu hemmen. Er wird namentlich Gelegenheit geben, die Kunst in den Vordergrund zu ziehen und ihrer wahren Bestimmung entgegen zu führen, welche ist: Verschönerung, Bereicherung und Veredlung des öffentlichen Lebens. Die Baukunst wie die Bildhauerei, die Malerei wie die Musik, die Beredsamkeit wie die Poesie wird künftig, und zwar im Sinne der höchsten Bestimmung der Kunst, förmlich im Dienst der Allgemeinheit, des Staates, des Volkes auftreten, das Bedürfniß des Men-

schen nach Erhebung aus den Alltäglichkeiten des Lebens wird durch die Kunst befriedigt werden und die Kirchen werden sich in Kunsttempel oder Theater verwandeln. Ist es nicht wunderbar, daß unsere Kirchengänger, wo der Mangel an Vernunft und Menschlichkeit sie nicht stutzig machen kann, nicht wenigstens durch den Mangel an Poesie und Geschmack abgestoßen werden? In dem einfachen Tuilleriesgarten zu Paris mit seinen Statuen und Promenaden ist mehr „Religion“ zu finden, als in „Notre Dame“ und allen anderen Kirchen der Weltstadt. Was aber ist der Tuilleriesgarten im Vergleich mit öffentlichen Anlagen, die eigens aus dem Bedürfniß und der Idee hervorgegangen wären, dem veredelten Sinn des Volkes für die Erscheinungen der Schönheit und für Ideenverkörperung Befriedigung zu gewähren!

Es öffnet sich hier dem Menschen und dem Staatsmanne, der mehr besitzt, als einen Blick für die Dinge des rohen Nutzens, eine ganz neue Welt. Und von der anderen Seite wird ihn Unmuth und Abscheu erfüllen, wenn er täglich Zeuge sein muß, wie die reichen Mittel der Gesellschaft an Institute des Unsinn's, der Abgeschmacktheit, der Rohheit verschwendet werden, während sie so leicht zu Schöpfungen zu verwenden wären, die schon auf dem bloßen Weg der äußeren Erscheinung den Sinn des Volkes erheben, seinen Geschmack veredeln, seinen Ideen einen sittlichen Schwung geben würden. Der bloße Besuch einer schön gelegenen, geschmackvoll eingerichteten Promenade wirkt auch auf den rohesten Menschen veredelnder ein, als der Besuch der schönsten Kirche; das Verweilen in einem schön ausgestatteten Tempel der Kunst macht sittlicher, als alle Tempel „Gottes“; die Errich-

tung eines einzigen griechischen Theaters würde wichtiger für die Zivilisation sein, als tausend Institute der „Erbauung“.

Der Raum gestattet mir hier nicht, meine Ansichten über dieses reiche Thema ausführlich zu entwickeln. Ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß der Standpunkt der wahren Zivilisation oder die Zivilisationsfähigkeit eines Volkes wie eines einzelnen Menschen sicher am Besten beurtheilt werden kann nach dem Grade seiner Empfänglichkeit für die Ideen der demokratischen Schönheitswelt, in welchem Ausdruck ich alles hierher Bezügliche zusammenfassen will. Frankreich, Italien und Teutschland stehen in diesem Punkte voran. Im Verhältniß zu seinen Mitteln ist England am Meisten zurückgeblieben, und hätte London nicht wenigstens seine Westminsterkirche und seine, freilich mehr durch ihre Größe, als durch ihre Einrichtung ausgezeichneten Parks, so würde es vollständig im Krämerthum und Pfaffenthum aufgehen. Was Amerika betrifft, so darf man hier allerdings seine Forderungen nicht ohne Rücksicht auf die Neuheit des Lebens stellen; allein trotz dieser Rücksicht kann man sich leicht entmuthigt und abgestoßen fühlen durch das Uebergewicht, welches der Geist der Verdummung und des Materialismus im ganzen öffentlichen Leben behauptet. Und doch ist die amerikanische Entwicklung vielleicht nicht allzu fern von dem Bedürfniß des Edleren. Das Zuströmen europäischen Geistes und das Ueberstürzen des materialistischen Strebens wird als dessen Gegensatz vielleicht bald eine Richtung hervorrufen, die um so besser gedeihen könnte, je weniger Hindernisse ihr die Staatseinrichtungen in den Weg legen.

Hoffen wir also auch in Amerika auf eine griechische Zukunft. Was nun aber die Frauen betrifft, so mögen sie im Hinblick auf die kommende schöne Zeit des veredelten Griechenthums ihren Geschmack einstweilen schon auf passivem Wege bethätigen indem sie sich an die Entbehrung der Beichtstühle und Betstellen, der Klöster und Schädelstätten gewöhnen. Zugleich mögen sie die sonstigen Gelegenheiten benutzen, welche sich ihnen täglich zur Beseitigung der Pfaffen und zur Ausschließung ihres Einflusses darbieten. Ich erwähne nur Eins. Die katholische „Kirche“ betrachtet nur diejenigen Ehen als gültig, welche ihren „Segen“ erhalten haben, sie erkennt keine Ehescheidung an und duldet keine Wiederverheirathung Geschiedener. Es ist begreiflich, daß eine Macht, welche um jeden Preis den Geist knechten will, die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse an ihre Erlaubniß oder ihre Bedingungen zu knüpfen sucht, so daß sie auf diese Weise Herrinn des ganzen Menschen wird und ihn in jedem Augenblick an seine Abhängigkeit erinnern kann. Die katholische „Kirche“ hat daher auch eine Menge Fastentage u. s. w. eingeführt, um den Menschen sogar beim Essen und Trinken zu beherrschen. Und wie hätte sie vergessen sollen, ihn zu beherrschen in den Angelegenheiten der Geschlechtsliebe! Die grausamste Kaffinerie der Herrschsucht übt sie aber durch das Verbot aus, welches Geschiedenen die Wiederverheirathung unmöglich machen soll. Dieß Verbot sagt mit anderen Worten: „je unglücklicher sich die Menschen fühlen, desto mehr bedürfen sie unseres Trostes; je unglücklicher die Ehen sind, desto mehr Gelegenheit haben wir, uns in das häusliche Leben hinein zu drängen und uns namentlich der hilflosen Frauen zu be-

mächtigen. Wir sind die Aerzte, welche die Heilung der Krankheiten zum Verbrechen machen, damit wir die Patienten möglichst lang unter den Händen behalten. Wir müssen daher die Auflösung der Ehen zu hintertreiben suchen, wir erkennen daher keine Ehescheidung an, und um eine weitere Barrikade gegen die Versuchung zu bauen, sie dennoch gegen unseren Willen bloß gesetzlich zu vollziehen, machen wir die Wiederverheirathung Denen zur Unmöglichkeit oder zum Verbrechen, welche noch beschränkt genug sind, keine Ehe ohne Pfaffensegnen für gültig zu halten.“

Einen Strich durch die humane Rechnung der Pfaffen zu machen, haben unsere Frauen überall in ihrer Macht, wo die Zivilehe eingeführt ist. Mögen Sie sich mit der Zivilehe begnügen und nach einer etwaigen Scheidung — das Nämliche thun. Keine vernünftige Frau sollte sich mehr zu der Selbstentwürdigung verstehen, ihre Liebe durch die entweihende Hand eines Pfaffen „einssegnen“ zu lassen. Pfu! Diese stinkenden Träger der Dummheit und des Efels! Jede Braut muß ihren Geschmack und ihre Liebenswürdigkeit verdächtigen, wenn sie im Stande ist, von einem Pfaffen ihre Neigung einssegnen d. i. entweihen zu lassen.

Ich mache die Frauen noch auf einen anderen Punkt aufmerksam. Ich behaupte, daß die Frömmigkeit, der Glaube, kurz die Beschäftigung mit dem Jenseits d. h. mit einer Welt und mit Wesen, die gar nicht existiren, der Liebe der Männer zu den Frauen eben so verderblich ist, wie die Verehrung einer Majestät die wahre Anerkennung der Bürger unter sich unmöglich macht. Was der Mensch an Gefühl, an Phantasie, an Enthusiasmus,

an „Liebe“ einem eingebildeten Wesen über die Wolken hinausendet, das entzieht er hier den wirklichen Wesen, die vor seinen Augen existiren, die mit ihm verkehren und denen sein Herz und sein Geist sich ganz zuwenden sollte. Nimt aber der Mensch Das, was er bisher in die Luft verschwendet hat, auf die Erde, in das Leben, in die Menschheit zurück, so wird er erst wahrhaft Mensch, so lernt er aus seinen Mitmenschen Das machen, was sie sein können und sein sollen. Das Weib wird sein „Gott“ und die Liebe wird sein „Himmel“ und die Menschheit wird seine „Unsterblichkeit“. Lächelt nicht, ihr Weiber, sondern nehmt es auf als vollen Ernst, wenn ich euch sage: nur der Ungläubige ist im Stande, ein Weib wahrhaft zu lieben und die Frömmigkeit existirt immer nur auf Kosten der wahren Menschlichkeit.

Doch kehren wir zum Griechenthum zurück. Das frühere Griechenthum war ein einfaches, ein naturwüchsiges; das kommende wird ein aus dem Gemisch des ganzen bisherigen Geschichtslebens hervorgebildetes, darum unendlich reicheres, bewußteres und edleres sein. Auch das weibliche Geschlecht muß daher in ganz anderer Erscheinung gedacht werden, als uns die zwar edlen, klassisch einfachen, aber darum auch etwas einförmigen und unbeweglichen Gestalten der griechischen Frauenwelt sich darstellen. Bisher hat man die Ideale, namentlich bei den Darstellungen der bildenden Kunst, hauptsächlich in der griechischen Welt gesucht. Ich bin der Ansicht, daß man dabei ungerecht gegen die spätere Entwicklung gewesen ist und die Gesetze dieser Entwicklung zu sehr außer Acht gelassen hat. Wer zweifelt daran, daß das Geschichtsleben in allen Richtungen vorwärts, statt rückwärts schreitet?

Und warum sollten, wenn auch das Griechenthum in seiner spezifischen *Vereinigung* zu einem Ganzen sich nicht wiederholen konnte, nicht in dem ganzen reichen Gebiet der Geschichte sich *vereinzelt* die Elemente wiederfinden, die, wenn eine spätere Zeit aus ihnen wieder ein Ganzes zusammensetzt, ein reicheres und edleres Leben wieder erzeugen müssen, als das des griechischen Volkes war? (Von den politischen Anomalien und Inhumanitäten des Griechenthums ist hierbei nicht einmal die Rede.) Es wird wol nicht bestritten werden, daß wir nicht bloß in den Wissenschaften, sondern auch in den Künsten weiter sind, als die Griechen waren. Aber wir haben nicht bloß eine reichere Welt von Anschauungen, von Wissen, von Ideen, von Mitteln vor ihnen voraus, sondern auch schönere *Menschenideale*. Das ist es, was man, an der stereotypen Schulbildung und Nachäfferei festhaltend, ganz zu übersehen pflegt. Nicht bloß in geistiger und gemüthlicher, sondern auch in körperlicher Beziehung hat unsere Zeit schönere Menschen aufzuweisen, als die griechische. Die *Mischung der Nationen*, von welcher das Griechenthum noch ziemlich ausgeschlossen war und die überhaupt erst nach und nach vor sich gehen konnte, ist ein Mittel zur Vervollkommnung nicht bloß des geistigen, sondern auch des körperlichen Menschen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mancherlei Beobachtungen unter beiden Geschlechtern der verschiedensten Nationen zu machen. Die schönsten Frauen — um von diesen zu reden — habe ich in Amerika und England gefunden, wenigstens so fern es sich um Farbe und Gesichtsschnitt handelt. Allein was diesen feingeschnittenen, dabei mitunter etwas stereotypen Gesichtformen fehlt, ist gewöhnlich die

Seele. Sie sind trotz ihrer Kleinheit zu scharf, ohne Weichheit, geistige Durchdringung, Modulationsfähigkeit und Poesie. Sie schauen uns an gleichsam wie kalte Krystallisationen der Schönheit, in denen kein Ferment der Leidenschaft, oder des Gefühls, oder der Phantasie, kurz eines tieferen Seelenlebens wirksam ist. Es fehlt diesem schönen Teig der Menschearbeitung meistens die eigentliche Hefe des Gefühls und der Seele. Das liegt nicht bloß an dem Zustand der Bildung, sondern zugleich an der nationalen Mischung. Was den Wuchs betrifft, so sind die Engländerinnen, auch wenn ein französisches Füßchen zu den besten Schlüssen berechtigt, häufig entstellt durch eine auffallende Breite der Taille. Die Mischung in Amerika, wie viel englischen Typus sie auch noch erkennen läßt, hat schon viel vollkommenerer Erscheinungen hervorgebracht, als in England. Auch die englische Langbeinigkeit, die bei Männern und Weibern hervortritt, hat sich hier schon zum Theil verloren. In London sagte mir eine Dame: „Die englischen Frauen muß man auf dem Balkon, die französischen auf der Straße bewundern.“ Sie war nicht Physiologin genug, um die Wahrheit ihres Ausspruchs durch Körperbeschreibung klar zu machen. Die amerikanischen Frauen scheinen einige französische Zugabe zu haben; vielleicht fehlt ihnen nur noch eine deutsche, um den Uebergang zu der Weibervelt eines neuen Griechenthums zu bilden.

Schönheitsideale können nicht wohl bei denjenigen Völkern zu Hause sein, die im Aeußern zu sehr einen nationalen Stempel tragen. Der ideale Körper muß, wie der ideale Geist, Kosmopolit sein und der ist zu Hause in Deutschland und Frankreich.

Ich glaube, daß dem Charakter wie der Körperbildung nach die Franzosen und die Deutschen, d. h. französische Männer und teutsche Frauen, oder teutsche Männer und französische Frauen zunächst die Bestimmung haben, durch Verschmelzung die neue Generation eines edleren Geschlechts auf europäischem Boden aufzuheben. Französischer Geist und teutscher Charakter, teutscher Verstand und französische Lebendigkeit; französisches Feuer und teutsche Kraft, teutsches Gefühl und französische Anmuth; französischer Sinn und teutsches Gemüth, teutscher Gedanke und französischer Impuls; — da sind die Elemente beisammen, deren Vereinigung das Ideal wahrer Menschlichkeit darstellen müßte und die sich entsprechen wie in körperlicher Hinsicht die blau- und die braunäugigen Racen.

Die Mischung der Nationen ist eine so wichtige Bedingung der Entwicklung, daß wir ohne sie einen förmlichen Stillstand eintreten sehen. In denjenigen Völkern, die vom Verkehr der Nationen am Meisten abgesperrt sind, stagnirt die Bildung wie ein Sumpf und nur die unteren Sphären der Entwicklung beleben sich. Man denke an China, an Spanien, zum Theil auch an das insularische England, namentlich Irland. Italien schien, wie auch Griechenland, lange Zeit einem ähnlichen Loos verfallen. Vielleicht hat die österreichische Beimischung das edle italienische Blut erst wieder so weit aufzufrischen müssen, daß es in neuer Nahrung sich in den Strom der Menschheitsentwicklung ergießen konnte, und so muß die Unterdrückung auch in dieser Beziehung ein Mittel des Fortschritts werden. Es scheint überhaupt, daß die Mischungsfemente, welche die Entwicklung eines Volkes

in Gang bringen, wie z. B. in Italien und Griechenland, sich in einer gewissen Zeit ausleben, oder ihre Triebkraft verlieren und daß dann erst wieder eine neue Auffrischung erfolgen muß, ehe die Entwicklung einen neuen Aufschwung nimmt. Ich führe diese Andeutungen nicht weiter aus. Sie führen zu einer der interessantesten Betrachtungen über die Entwicklung der vielgestalteten Menschheit.

Ich empfehle sie im Vorbeigehen zur Beherzigung unserer Künstler, die sich noch nicht von dem alten Schulchinesenthum losreißen können, das sie immer und immer wieder dazu bringt, statt unter lebenden Menschen nur unter todtten Statuen und statt in der beweglichen Gegenwart nur in dem feststehenden Alterthum ihre Studien zu machen. Zweitausend Jahre nach Christus werden sie ganz andere Menschenideale vorfinden, als zweihundert Jahre vor dem Gekreuzigten.

Die Frauen aber werden mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich ihre Ansichten auch auf die Annäherung und Mischung der Nationen richte, welche das still wirkende Mittel zur allgemeinen Veredelung des Menschenthums ist, aber nur erfolgen kann im Zustand vollständiger Freiheit, welche alle Schranken gegenseitiger Vorurtheile, gegenseitiger Befangenheit, gegenseitigen Egoismus niederwirft. Die Grazien der Künste und die Genien der Humanität werden nur da ihren Sitz aufschlagen können, wo der freie Geist im freien Verkehr das Schönste und Beste heimisch machen kann, was die menschliche Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte hervorgetrieben hat.

Die Philister aber werden fragen, warum dieß Kapitel die Aufschrift trage „Religion“?

Ökonomische Unabhängigkeit der Weiber.

Wenn von Freiheit und speziell von freier Ehe die Rede sein soll, muß vor allen Dingen die Unabhängigkeit der Individuen, also speziell der Gatten von einander festgestellt sein.

Die große Frage der Zeit, Jedem eine Existenz zu sichern und ihn dadurch einerseits vor der materiellen Noth zu schützen, andererseits aus Lagen zu befreien, worin ihn die materielle Abhängigkeit zum bloßen Werkzeug Anderer macht, berührt Niemanden näher, als die Frauen. Man erinnere sich namentlich an Das, was oben über die Prostitution gesagt worden. Vielleicht sieben Achtel des weiblichen Geschlechts sind abhängig, oder erniedrigt, oder versklavt, oder prostituirt, weil — sie von den Männern sich ökonomisch nicht emanzipiren können.

Wenn aber die Lösung der Existenzfrage, so weit sie das männliche Geschlecht angeht, schon schwierig ist, so ist sie im Interesse der Weiber noch weit schwerer zu lösen. Der praktische Gang der Dinge bringt es mit sich, daß die Männer, die nun einmal die Macher der Geschichte sind, zuerst an die Reihe kommen und kommen wollen; auch sind die Männer für die Arbeit des Lebens gerüstet, während die Existenz der Weiber sich bis jetzt meistens an die der Männer hat anhängen müssen und das weibliche Geschlecht im Allgemeinen nicht dazu erzogen ist, sich sofort auf eigene Füße stellen zu können. Den meisten Weibern fehlt also noch ein Requisit mehr, als den Männern, nämlich die Ausbildung zur Arbeit.

Möge man sich aber klar machen, daß ein Fortschritt

immer andere zur Voraussetzung hat. Wenn wir also die Unfähigkeit der meisten Weiber anerkennen müssen, unter den j e t z i g e n Verhältnissen sich eine selbstständige Existenz zu gründen, so folgt daraus kein gleiches Verhältniß für die Zukunft. Machen wir dieß durch Aufstellung einiger Punkte klar.

1) Der Staat der Zukunft sichert dem weiblichen Geschlecht so gut wie dem männlichen unentgeltliche und allseitige Gelegenheit zur Ausbildung der angeborenen Fähigkeiten.

2) Die Ausbildung wird in Zukunft bedeutend erleichtert und zwischen beiden Geschlechtern mehr in's Gleichgewicht gebracht werden, da die Wissenschaft sich immer mehr vereinfachen, popularisiren und ihre Resultate Jedem zugänglich machen muß, während sie jetzt noch ihre Geheimnisse hinter den gelehrten Barrikaden der Zunftmänner verbirgt. In Zukunft wird mancher Laie mehr wissen, als jetzt mancher Professor, weil die Spreu des überflüssigen Wissens wegfällt und das wahre Wissen Alles auf den reinen Kern zurückführt. Erwägt man hierbei, daß die Weiber zur Erlernung und Ausübung von tausend Dingen die gleiche oder größere Fähigkeit haben, als die Männer, aber bis jetzt bloß durch die Erziehung davon abgehalten werden, so wird man sich ihren Thätigkeitskreis in der Zukunft weit größer denken müssen, als er bisher war.

3) Es werden bei humanerer Entwicklung des Staatslebens sich immer mehr Stellungen darbieten, in welchen gerade das W e i b seinen Platz findet, während bei der jetzigen Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse fast nur männliche Kräfte zur Verwendung kommen. Denkt man

sich allein die künftigen Schulen aller Art, die Kunstanstalten, die Vergnügungsanstalten, die Arbeitsanstalten, die Krankenanstalten, die Anstalten zur Unterbringung der "enfants de la patrie" (wie man in Paris sehr schön die Findelkinder nennt), die Institute zur Besserung der Prostituirten u. s. w., so wird man tausend Gelegenheiten nicht bloß zur Versorgung, sondern auch zu edler Beschäftigung der Frauen finden, woran jetzt noch gar nicht gedacht wird.

4) Der Staat wird immer mehr Mittel erhalten, die Befriedigung der Hauptbedürfnisse der Bürger von vorn herein durch allgemeine Anstalten zu sichern und dadurch die Sorge des Einzelnen für seine Existenz zu erleichtern oder zu vereinfachen, also nicht bloß die ganze öffentliche Erziehung, sondern auch die öffentlichen Vergnügungen, so wie vielleicht die Wohnung (wenigstens für Unbemittelte) unentgeltlich zu liefern. Die Staatshilfe wird gerade den Weibern um so mehr zu gut kommen, je mehr der Grundsatz zur Anerkennung gelangt, daß Arbeitsfähige von der Allgemeinheit zu erhalten seien und daß Arbeitlosen von Staats wegen angemessene Arbeit geliefert werden müsse.

Das sind einige der Voraussetzungen, von welchen man ausgehen muß, um die künftige ökonomische Stellung der Weiber zu beurtheilen; und erwägt man, daß das Weib weit weniger zu seiner Erhaltung bedarf, als der Mann, so wird auch durch diese größere Bedürfnislosigkeit schon ein großer Theil der Schwierigkeiten ihrer Selbsterhaltung ausgeglichen.

Mag übrigens die Schwierigkeit, das Weib zur Gründung einer selbstständigen Existenz in Stand zu setzen,

noch so groß sein, genug, als Mensch und als Mitglied der Staatsgesellschaft hat es auf eine solche Existenz dasselbe Recht wie der Mann. Die Mittel und Wege, die Existenzfrage zu lösen, wird der Staat der Zukunft schon finden, wenn er diejenige Freiheit, diejenigen wahrhaft demokratischen Einrichtungen geschaffen hat, welche die Geltendmachung aller berechtigten Interessen und die ungehinderte Verfügung über die öffentlichen Mittel zuläßt. Ist jene Frage aber einmal gelöst, so gewinnt das Weib eine ganz andere Geltung und Stellung. Es wird nicht mehr genöthigt sein, seinen Leib als Werkzeug der Wolust zu verkaufen; es wird nicht mehr genöthigt sein, die erste beste Gelegenheit zur Verheirathung zu benutzen, sondern seine Wahl nach seiner wahren Neigung treffen können; es wird hierzu mehr Gelegenheit finden, als bisher, da jetzt die Unmöglichkeit, eine Familie zu erhalten, manchen Mann, der ein Weib beglücken könnte, von der Ehehehlung gänzlich ausschließt (das in Zukunft abzuschaffende stehende Militair allein verurtheilt Tausende zur Ehelosigkeit und zur Prostitution, die in einem vernünftigen Staat sich in nützliche Glieder der Gesellschaft und in brave Ehemänner umwandeln würden); es wird in der Ehe seine Unabhängigkeit wahren können und nicht aus Furcht, nach Auflösung des Verhältnisses ohne Existenzmittel zu sein, sich unwürdige Behandlung gefallen lassen; es wird, mit einem Wort, als Mensch seine Freiheit, als Bürger sein Recht, als Weib seine Würde, als Frau sein Glück sichern können.

Aber die ökonomische Selbstständigkeit der Weiber ist, wie ihre sittliche Anerkennung, nur zu erlangen, nachdem die schlechten Zustände der Gegenwart völlig umgewan-

delst sind und auf den Trümmern des Schlechten das Gebäude der wahren Staats errichtet ist. Deshalb müssen sich die Weiber der großen öffentlichen Konspiration anschließen, welche, wo die Reform hinreicht, durch die Reform und da, wo die Revolution nöthig ist, durch die Revolution den Zustand der Menschheit zu verbessern trachtet. Und da eine gerechte Regelung der ökonomischen Verhältnisse nur denkbar ist durch eine wahre Demokratie, in welcher die Majorität der Leidenden ihre Interessen selbst in die Hand nehmen kann, so ist jedes Weib von Hause aus in die wahrhaft demokratische Partei verwiesen; und da die wahre Demokratie schwerlich irgendwo geschaffen werden wird ohne revolutionaire Bekämpfung der Gewalt- und der Geldherrschaft, so ist jedes Weib von Hause aus der revolutionairen Partei zugewiesen.

Die Freiheit und Revolution die Allirte der Frauen.

Je größer, je ausgebildeter die wahre Freiheit der Männer ist, desto freier und günstiger wird natürlich auch die Stellung des weiblichen Geschlechts. Wenn nun auch die rechtliche Stellung desselben noch nirgendwo derjenigen des männlichen Geschlechts gleich ist, weil eben noch nirgendwo die ganze Freiheit zur Wahrheit geworden, so ist es doch schon wichtig, die Unterschiede in der Gestaltung des Looses der Weiber als Resultate der größeren oder geringeren Freiheit eines Volkes in Beispielen zu erkennen.

Stellen wir zu diesem Zweck Nordamerika den monarchischen Ländern entgegen. Im größten Theil Europa's sind die gesetzlichen Bestimmungen, welche die rechtliche

Stellung der Weiber bezeichnen, mitunter Ausflüsse offener Barbarei. Der Code Napoleon z. B. überliefert die Weiber gänzlich den Lüsten der Männer, indem er verbietet, eine Vaterschaft für uneheliche Kinder in Anspruch zu nehmen. Ueber die Frau aber hat der Mann volle Gewalt, sofern er sie mit Hülfe der Polizei an sein Haus fesseln kann, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Der Mann ist der Herr und Vormund über die Frau und ihre Kinder. Das preussische Landrecht nimt sich zwar, durch die Früchte der Soldatenwirthschaft genöthigt, der unehelichen Kinder in sofern an, als es Alimantationsklagen u. s. w. zuläßt; aber dafür gesteht es dem Mann das Recht zu, seine Frau durch „gelinde Züchtigungen“ daran zu erinnern, daß sie im Grunde nichts ist, als seine Sklavinn.

Ueber solche Rechtsbegriffe ist man doch in Nordamerika hinaus, und wenn auch hier die Rechte der Weiber weder vollständig anerkannt noch gewahrt sind, so spricht sich doch im geselligen Leben wie in den Gesetzen das Bewußtsein des Unrechts aus, das ihnen geschieht, oder das Bestreben, ihnen gerecht zu werden.

Die Aufmerksamkeit, welche die Amerikaner den Frauen im geselligen Umgang erweisen, ist weltbekannt. Aber ich bin weit entfernt, sie für etwas Anderes zu halten, als für eine konventionelle Abschlagszahlung auf verenthaltene Rechte. Sie ist größtentheils bloße Galanterie. Es gibt aber keine gefährlichere „Tugenden“, als die Frömmigkeit und die Galanterie. Hinter der ersten pflegt sich die Schurkerei, hinter der letzteren die Nothheit zu verbergen. Die Galanterie ist nichts Anderes, als ein wohlfeiler Ersatz für eine wirkliche Anerkennung, deren Rechtmäßigkeit

man mehr fühlt, als zugibt; sie ist eine trügerische Demuth, wodurch man sich und Andere täuscht über die Annahme, die sich dahinter verbirgt. Allein da sie eben so gut aus unklarer Anschauung wie aus bewußter Annahme hervorgeht, ist sie zugleich ein Beweis der Nothwendigkeit oder der Neigung, den Frauen zukommen zu lassen, was ihnen gebührt.

Das Bewußtsein des Unrechts gegen die Weiber spricht sich ferner in der amerikaniſchen Geſetzgebung aus. Es iſt ſehr viel, daß die Männer den Weibern das Recht eingeräumt haben, ihnen die Gewiſſenloſigkeit dadurch zu verleiden, daß ſie ein bloßes Eheverſprechen als einen bindenden Vertrag in Anſpruch nehmen können. Von der anderen Seite aber zeigt dieſe Geſetzesvorgehrt, daß man vom eigentlichen Weſen der Ehe keinen Begriff hat, denn ein Verhältniß, das bloß durch Requiſition der Polizei zu Stande kommt, iſt von vorn herein keine Ehe, ſondern eine Zwangsanſtalt, die nur Unheil erzeugen kann. Auch können ſolche Beſtimmungen in der Regel nur unwürdigen Weibern zu gut kommen, die entweder das Selbſt- und Ehrgefühl ſo weit verleugnen, daß ſie einen Mann zwangsweiſe an ſich feſſeln laſſen, den keine Neigung zu ihnen hinzieht, oder die gemein genug ſind, förmlich auf Eheverſprechen zu ſpekuliren, um unter die Haube zu kommen. Ob nicht überdieß die Berechtigung, durch bloße eidliche Verſicherung ein Eheverſprechen zu konſtatiren, in moraliſcher Beziehung ſehr bedenklich ſei, dieſe Frage wird nicht ſchwer durch die Erfahrung zu beantworten ſein*).

*) In Philadelphia ſoll vor einigen Jahren folgender

Die „Freiheit und Gleichheit“ muß nicht bloß in Bezug auf die Stände, sondern auch in Bezug auf die Geschlechter zur Wahrheit gemacht werden. Davon ist man auch in Amerika noch sehr weit entfernt. Namentlich sind die Ehe- und Ehescheidungsgeetze, wie wir oben gesehen haben, hier noch barbarisch genug. Allein die vorerwähnten Symptome, verbunden mit einzelnen Bestimmungen, welche die Weiber theilweise von der ökonomischen

interessante Fall eines Meineids vorgekommen sein. Ein hübscher junger Mann wird vor den Richter geladen, um seine Erklärung über ein Eheversprechen abzugeben. Er erinnert sich nicht, ein solches Versprechen je gegeben zu haben. Der Richter aber stellt dasselbe außer Zweifel durch die eidliche Versicherung einer schönen Dame, mit welcher der junge Mann nach mehrfachen Ablehnungen endlich konfrontirt wird. Er hatte die Dame nie gesehen. Sie besteht aber darauf, daß er ihr bei einem geheimen Rendezvous die Ehe versprochen habe, und bittet sich ihn als Ehemann aus. Der erstaunte Ehe Kandidat versichert, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit liefere den besten Gegenbeweis, denn es bedürfe des Zwanges nicht, um ihn zum Manne einer Frau zu machen, welche alle seine Wünsche zu erfüllen geeignet sei, und eben aus diesem Grunde werde er Glauben finden, wenn er darauf bestehe, sie nie gesehen zu haben. Die Dame hält sich indessen an ihrem Eid und die Ehe wird sogleich geschlossen. Auf dem Heimweg gesteht die junge Frau ihrem Manne, seine Erscheinung habe schon längst ihre Liebe erregt, da sie aber keine Gelegenheit gefunden, seine Bekanntschaft zu machen, sei sie auf das verzweifelte Mittel verfallen, dieselbe mittelst eines Meineids zu suchen. Jetzt, nachdem sie ihren Zweck erreicht, gebe sie ihm seine volle Freiheit wieder und sie werde, wenn er die Scheidung wolle, auf der Stelle einwilligen. Die Scheidung fand indeß nicht Statt.

miſchen Kontrolle der Männer emanzipiren, ſo wie die einzelnen Verſuche, dieſe Emanzipation durch die Geſetzgebung zu erweitern, zeigen deutlich, wie weiten Vorſprung die Freiheit den amerikaniſchen Frauen ſchon vor den europäiſchen in rechtlicher Beziehung geſichert hat.

Den Hauptvortheil aber haben ſie in der Agitationsfreiheit und in derjenigen Vorurtheiſloſigkeit voraus, welche ihnen geſtattet, ſelbſtthätig in das Werk ihrer Emanzipation einzugreifen, wie dieß die Frauenkonventionen beweifen.

Allein mit dieſer Freiheit iſt es nicht genug. Die wahre Freiheit entſteht nicht oafenartig in der ſie umgebenden Wüſte der Barbarei. Die Freiheit, wo ſie auch auftaucht, ſieht im genaueſten Zuſammenhang, in ſteter Wechselwirkung mit allen anderen Zweigen der Entwicklung und mit allen Weltzuſtänden. Es gibt kein beſchränkteres Vorurtheil, als dasjenige, welches die amerikaniſche Entwicklung für unabhängig hält von der europäiſchen, die ihre Mutter iſt. Das geht nicht bloß die Politiker, ſondern auch die Frauen an. Ich rede nicht davon, daß die amerikaniſchen Frauen aus der Literatur Deutschlands und Frankreichs, aus den gründlichen Erörterungen der geſellſchaftlichen und humanen Fragen in Europa eine unendlich reichere Ausbeute von Anſchauungen gewinnen können, als aus der beſchränkten Literatur des materialiftiſchen Amerika. Aber ich mögte ihnen namentlich klar machen, daß ſie indirekt das größte Intereſſe daran haben, die Ideen, welche durch die deutſche und franzöſiſche Literatur in den Köpfen geweckt worden ſind, durch den Sieg der europäiſchen Revolution in That und Leben überſetzt zu ſehen. Der Sieg der europäiſchen

Revolution über die Barbarei und Finsterniß wird eine ungeheure Wirkung auch auf Nordamerika ausüben. Hat da drüben das Gewitter die Luft gereinigt, so wird auch im Westen manche Wolke vom Himmel der Humanität verschwinden. Die Welt hat sich noch nicht verkehrt und nach wie vor geht die Sonne im Osten auf, wenn auch die Umdrehung der irdischen Kugel vom Westen ausgeht.

Wie ich in einem früheren Artikel entwickelt, gibt der Mord im Großen, das Kriegshandwerk, den Hauptvorzug ab, auf den das männliche Geschlecht unbewußt oder bewußt sein Vorrecht vor dem weiblichen gründet. Was wird nun das Hauptresultat des Sieges der europäischen Revolution sein? Das Interesse der amerikanischen Frauen an diesem Sieg läßt sich durch eine kurze Reihe von Folgerungen klar machen.

Was begründet zunächst das Uebergewicht der Männer und deren inhumane Ueberhebung über die Weiber? Wie wir gesehen haben, der **Krieg**, die Morderei im Großen.

Wer veranlaßt die Kriege mit allen ihren Folgen und Bestialitäten, und zu wessen Gunsten werden sie geführt? Zu Gunsten der Fürsten!

Was setzt die Fürsten in Stand, sich zu halten und Kriege zu führen, und was stumpft das Urtheil über die Verwerflichkeit des glorreichen Mordhandwerks fortwährend ab? Die stehenden Heere!

Wodurch wird man die Fürsten, den Krieg und die stehenden Heere in Europa abschaffen? Durch Einführung von Republiken!

Was wird die allgemeine Folge einer Republikaniß-

rung Europa's sein? Friedliche Vereinigung der Völker und gegenseitige Entwaffnung!

Was folgt aus allem Diesem? Das große Interesse, welches die amerikanischen Frauen an der Erringung der europäischen Republik haben!

Also die Republikanisirung Europa's ist eine Angelegenheit, deren Resultate einen umwälzenden Einfluß auf die Zustände und Entwicklungen der ganzen Welt, namentlich Amerika's, haben müssen. Wird Amerika kriegsgerüstet bleiben müssen, wenn der Haupttheil der Welt republikanisirt, die Verbrüderung der Völker geschlossen und ihr Schicksal aus den Händen des rohen Kriegsgottes in die Hände eines friedlichen Völkertongresses gelegt ist? Wird Nordamerika dann noch zwei Millionen Militärsoldaten bereit zu halten haben? Wird dann die Militärspielerei, welche in dieser Republik für die Männer die einzige Poesie des Volkslebens geworden zu sein scheint, noch einen Rückhalt haben? Werden nicht, wenn diese militärische Ableitung des Volksgeistes aufgehört hat, edlere Anschauungen und Bedürfnisse sich Bahn brechen? Ist nicht das Militärowesen die Stütze jeder Unfreiheit und die Folie für jede Rohheit? Rohheit aber ist das größte Uebel Nordamerika's. Diese Rohheit macht auch jedes wirkliche Volksleben und Volksfest unmöglich, wodurch die Frauen alle Gelegenheit verlieren, in offener Geselligkeit ihren Einfluß zu üben und sich Geltung zu verschaffen.

Diese Andeutungen werden weiter blickenden Frauen genügen, um es zu rechtfertigen, wenn ich gradezu erkläre,

daß die europäische Revolution die mächtigste Allirte der Frauen Amerika's wie der Frauen Europa's ist.

S c h l u ß.

Die Weiber im Allgemeinen machen sich noch zu Sklavinnen der Mode, sie kleben am Land und begeistern sich für tausend Nichtigkeiten. Um den Weibern im Allgemeinen zu gefallen, muß man ein Mann ohne Geist und Herz sein. Die Weiber im Allgemeinen — doch wozu sollen wir von allen diesen Dingen reden? Ich übergehe sie um so lieber, da sie meistens mit den Hauptübeln zusammenhängen, die oben beleuchtet worden. Diese Beleuchtung, die kritische und reformatorische Ueberschau über die bestehenden Hauptübel, über ihre Ursachen, ihren Zusammenhang und die Mittel der Abhülfe, das war es allein, worauf es ankam.

Die Leserinnen haben sich durch diese Ueberschau überzeugen müssen, daß ihre Unterdrückung, ihre Abhängigkeit, ihre Erniedrigung begründet ist

in der Gewaltherrschaft,

in der Geldherrschaft und

in der Pfaffenherrschaft.

Es muß ihnen also klar sein, daß sie auf eine Besserung ihres Looses nicht rechnen können, bevor

die Freiheit und das Recht aller Menschen errungen,

die Existenz aller Menschen sicher gestellt und

das Wesen und die Würde aller Menschen anerkannt ist in reinmenschlicher Anschauung.

Von diesen drei Punkten hängt Alles ab, was sie sein und wünschen können: ihre Freiheit, ihr Recht, ihre

Würde, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr eheliches Glück, ihre Liebe, ihre Erziehung, ihr Alles.

Diese drei Punkte genügen also auch, um den Weibern die wahre Richtschnur anzugeben für ihre Antipathie und Sympathie, ihren Haß und ihre Liebe. Aller Despotismus mit seinen Gehülfen, alle Vermögensaristokratie mit ihren Repräsentanten, aller Glaubensunsinn mit seinen Pfaffen sei dem Haß und Abscheu des weiblichen Geschlechts empfohlen; die Freiheit mit ihren Kämpfern, der Sozialismus mit seinen Aposteln, die Vernunft mit ihren Trägern appelliren an die Liebe und Theilnahme aller richtig denkenden und edelfühlenden Weiber, deren Streben, deren Interesse, deren Glück, deren Zukunft ja nur in der Bahn jener revolutionairen Motoren liegt.

Mögen sie euch zulächeln, euch locken und euch schmeicheln jene glänzenden Despoten, jene duftenden Sklavenshalter, jene bunten Soldaten, jene glatten Diplomaten, jene stolzen Geldherren, jene kriechenden Pfaffen — wendet ihnen den Rücken, stoßt sie von euch mit Verachtung und schwört ihnen den Haß der Vernichtung, denn sie sind die Schöpfer eurer Sklaverei, die Väter eurer Schande, die Lehrmeister eurer Erniedrigung. Nur freie Männer sind eure Freunde und nur mit der Aera voller Freiheit und Gerechtigkeit bricht für euch der Morgen eures wahren Daseins an.

Machtlos und erniedrigt, wie ihr bisher gewesen, könnt ihr Macht und Ansehen erlangen von dem Augenblick an, wo ihr mit der richtigen Erkenntniß eurer Zwecke den ernstesten Willen verbindet, ihnen zu dienen. Eure zarten Hände sind tausendfach im Stande, wirksam einzugreifen in den Gang der Dinge und in die Handlungen der

Menschen, wenn ihr sie nur unter das Gebot eures Hasses und eurer Liebe stellt und wenn ihr haßt was schlecht und liebt was recht ist. Ihr könnt anfeuern und ihr könnt abschrecken; ihr könnt belohnen und ihr könnt bestrafen; ihr könnt Kränze und ihr könnt Dornenkronen flechten. Das Weib ist Jungfrau — es stoße den Bewerber zurück, wenn er sich nicht ausweist als einen Diener der Freiheit. Das Weib ist Gattinn — es lasse den Gatten im Stich, wenn er die Sache der Freiheit verläßt. Das Weib ist Mutter — es nähre seine Kinder mit der Milch der Freiheit und entflamme bei Zeiten den Haß gegen die Tyrannei in ihren Herzen, daß der Dolch des Harmodios und Aristogeiton das Spielzeug ihrer Jünglingsjahre werde.

Blickt euch um in Europa! Es liegt niedergetreten wie nie unter dem Fuße Derer, in deren Augen euer ganzes Geschlecht nichts ist, als eine Heerde von Mägden und Huren, unter dem Fuße Derer, welche euch haben peitschen lassen unter dem Galgen, woran eure Gatten und Söhne hingen. Was wird eure Zukunft sein, wenn in den bevorstehenden Kämpfen diese Menschen abermals Sieger bleiben?

Blickt euch um in Amerika! Es ging einer Zeit entgegen, welche dieser ganzen Republik den Stempel der Sklaverei ausdrücken sollte im Namen der „Demokratie“. Und was wäre eure Zukunft gewesen, wenn diese Sklavenhalterdemokratie nicht gebrochen wurde? Daß das Gift der Korruption alle sittliche Begriffe zerfraß und die Wuth der Nechtheit alle sittliche Bande zerriß; daß die Ausbeutung vollens das Recht des Stärkeren, die Erniedrigung vollens das Gesetz des Schwachen wurde;

daß Gewalt Alles beherrschen und Geld Alles kaufen lehrte; daß Anerkennung des Menschenrechts zur Narrheit und Weltendmachung der Humanität zum Hochverrath wurde; daß der Maßstab des Sklavenhalters jedes Interesse maß und das Interesse an euch kein anderes mehr sein konnte, als in Europa.

Nun, die Sklaverei ist gestürzt, aber ihre Hauptgehülfen, die Rohheit, der Geldbesitz und das Pfaffenthum, haben ihre Erbschaft übernommen und sie werden euch im Zustand halber Sklaverei zu halten suchen, so lang ihr sie nicht durch Förderung allgemeiner Bildung, Gerechtigkeit und Aufklärung unschädlich machen helft.

Muß man euch jetzt noch sagen, was ihr lieben und was ihr hassen müßt in Amerika wie in Europa?

Die Reaktion hat überall drei Spitzen: die Gewalt, die Geldherrschaft, das Pfaffenthum; die Spitzen der Opposition heißen: Freiheit, Gerechtigkeit, Vernunft. Die Spitzen der Reaktion sind stets die rechten Zielpunkte für den Haß, die Spitzen der Opposition stets die rechten Zielpunkte für die Sympathie der Weiber. Denn als der schwächste Theil sind sie stets diejenigen, welche der Sieg der Reaktion fortwirkend am verderblichsten trifft, und als der rechtloseste Theil sind sie stets diejenigen, welche in der radikalsten Opposition den meisten Vor-schub für ihr Interesse finden.

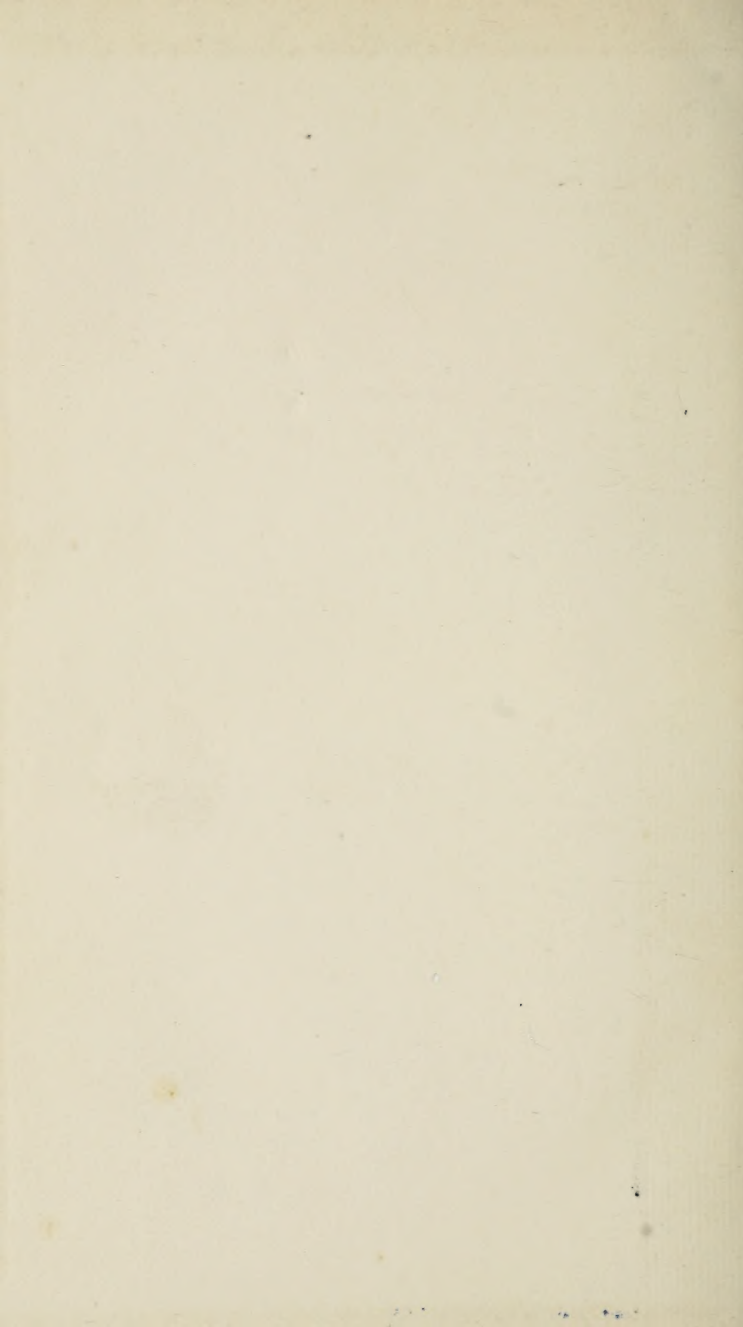
In Europa ist es die Fahne der Revolution, in Amerika ist es die Fahne der radikalen Demokratie, welche den Zug anführt in die Zeit, wo das freie Weib stolz sich freuen kann an der Seite des freien Mannes. Auf dem Grab der Tyrannen blüht enre Freiheit; auf dem Ruin der Aristokratie ersteht euer Recht. Also folgt der

revolutionairen Fahne in Europa und der Fahne der radikalen Demokratie in Amerika!

Nicht für uns allein, nein, für euch selbst ist es, ihr Weiber, wenn ihr dem Rufe der Zeit folgt, welcher euch sagt :

Das weibliche Geschlecht muß in die Reihen der Revolution treten, denn es handelt sich um die Revolution der Menschheit.





UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 074 947 3

EUGENE RECHTOLD
LOS ANGELES, CALIF.

